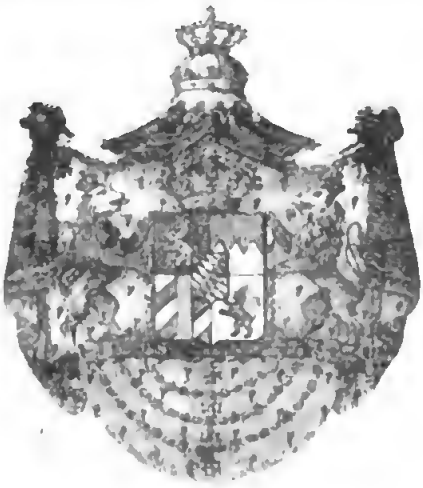
Ph. Pr.
407
mcd.



407 mcd

Enh.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36622520090018

<36622520090018

Bayer. Staatsbibliothek

Von der

Beurtheilung Anderer.

In sechs Büchern.

Von

M. Enk.

Wien.

Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seinem Freunde

Joh. Kaspar Kern

gewidmet

von dem Verfasser.

Vorrede.

Je beſchränkter Dasjenige iſt, was eine Schrift über den Gegenſtand, welchen die gegenwärtige zum Vorwurf hat, überhaupt leiſten kann: deſto nöthiger iſt es, daß ihr Verfaſſer über ein paar Punkte von vorne herein mit ſeinem Leſer ſich auseinander ſetze.

Eine Schrift dieſer Art kann, der Natur ihres Gegenſtandes nach, nur eine aphoriſtiſche und fragmentariſche ſeyn. Wo Alles ein Eigenthümliches und Beſonderes iſt, kann die Unterſuchung ſelbſt die allgemeinſten Grundſätze nur auf dieſe Weiſe andeuten.

Der Standpunkt dieſer Schrift iſt der pſychologiſche, nicht der ethiſche. Auf den letzteren iſt nur dann Rückſicht genommen, wenn jener ſelbſt dieſes forderte, oder wenn irgend ein Mißverſtehen der gewonnenen Reſultate zu beſorgen war.

Manche Leſer werden vielleicht wünſchen, daß der Verfaſſer ſeinen Bemerkungen Beyſpiele

hinzugefügt hätte. Allein zu welchem Umfang hätte ſeine Schrift dann nicht anſchwellen müſſen? da kürzere Andeutungen hier wenig nützen konnten. Er dachte ſich Leſer, welche die Beyſpiele zu jedem Abſchnitt ſich ſelbſt ſuchen würden. Nur ſolchen Leſern kann dieſe Schrift nützlich werden, und nur auf ſolche Weiſe. Und was ſollten Andere auch überhaupt mit ihr anfangen?

Anzüglichkeiten wird in dieſem Buch niemand weder ſuchen, noch finden. Eine Schrift über den Gegenſtand der vorliegenden müßte nothwendig ſchlecht ſeyn, wenn ſie den rein objektiven Standpunkt irgendwo aufgeben wollte. Auch hält der Verfaſſer nicht viel von Anzüglichkeiten, und hat, wenn er Urſache hatte, ſich für gekränkt zu halten, darüber ſich immer offen und unumwunden ausgeſprochen. Den Einfluß ſelbſt einer gerechten Empfindlichkeit hat er bey ſeiner Beurtheilung Anderer immer möglichſt abzuhalten geſucht. Er hat in ſeinen Urtheilen über Andere geirrt, wie Jeder irrt; und den erkannten Irrthum immer bereitwillig aufgegeben: obwohl die Erfahrung ihm manches frühere Urtheil, mehr als hinreichend, beſtätigt hat.

Wien, am 25. September 1834.

Von der Beurtheilung Anderer.

Des Unſichtbaren iſt mehr, als des Sichtbaren.

(Samml. türk. Sprichwörter im Ausl. Febr. 1834. Nr. 19.)

Stadt
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Erstes Buch.

1.

Die erste Frage, welche wir uns bey jedem Gegenstand unsers Nachdenkens zu stellen haben, ist: wie weit unsre Erkenntnißkraft überhaupt ausreiche, um über denselben zu befriedigenden Resultaten zu gelangen.

Die Antwort auf diese Frage in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer ist eine sehr unerfreuliche.

Mit voller Sicherheit vermögen wir nämlich in keinem einzigen Falle, weder über uns selbst, noch über Andere ein Urtheil festzustellen.

2.

Es gibt nämlich durchaus keine Zuverläßigkeit in der Auffassung und Beurtheilung psychischer Zustände.

Sollte es eine solche Zuverläßigkeit für uns geben, so müßten wir den Menschen nach allen seinen Anlagen, Kräften und Bestrebungen; nach Maß, Verhältniß und Wechselwirkung derselben, und mit erschöpfen-

der Kenntniß der Bedingungen ihrer Entwicklung und Ausbildung, als ein Ganzes aufzufaſſen vermögen. Denn:

Es gibt im Menſchen nichts Vereinzeltes.

Wie in unſerm Körper jede Faſer, jeder Nerve jede Muskel, jede Ader, jede Drüſe u. ſ. w.; wie in der ganzen phyſiſchen Welt jeder, auch der geringſte Theil der Materie ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit nach mit allen übrigen Theilen zuſammenhängt: ſo iſt auch in unſrer innern Welt keine Vorſtellung, keine Empfindung als eine vereinzelte vorhanden; jede ſteht nach ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit mit allen übrigen, ſo wie mit allen äußeren Bedingungen ihrer Ausbildung im Zuſammenhange. Wie unerfaßbar und unüberſehbar dieſer Zuſammenhang ſey, mögen wir nur dann erkennen, wenn wir ihn nicht bloß als einen unmittelbaren, ſondern als einen mittelbaren ins Auge faſſen; wenn wir berückſichtigen, wie Alles in uns in beſtändigem Fluſſe, und jede Wirkung zugleich wieder mittelbare oder unmittelbare Urſache einer andern Veränderung iſt. Nur dann zeigt er ſich uns in jenem unberechenbaren Umfange ſeiner Verzweigung, der es uns unmöglich macht, mehr als die nächſten und offenbarſten Richtungen derſelben zu verfolgen, oder auch nur dieſe mit hinreichender Beſtimmtheit anzugeben.

3.

Unſer Forſchen über pſychiſche Zuſtände iſt alſo immer auf Bruchſtücke beſchränkt. Die Reſultate des-

ſelben können daher ebenfalls immer nur Bruchſtücke, und müſſen darum nothwendig unzulänglich ſeyn.

Überdieß: vermöchten wir auch die weſentlichſten Beſtandtheile und Gründe eines Charakters oder eines Seelenzuſtandes mit einiger Sicherheit und Vollſtändigkeit zu erforſchen — nur für das Körperliche haben wir einen beſtimmten Maßſtab. Der relative Maßſtab für die Stärke und den Einfluß aller Vorſtellungen und Empfindungen reicht nicht weiter, als daß er ausweiſt, die eine überwiege die andere. Nur bey ſich widerſtreitenden Vorſtellungen und Empfindungen iſt er anwendbar, und nur bey den offen zu Tage liegenden.

Eine vollkommen richtige Kenntniß des Ganzen aber iſt überall unmöglich, wo wir nicht mit Sicherheit das Verhältniß aller einzelnen Theile zu beſtimmen vermögen.

4.

Wenn auf ſolche Weiſe die Unſicherheit und Unzulänglichkeit jedes Urtheils über Andere durch die engen Grenzen unſrer Erkenntnißkraft ſchon im Allgemeinen bedingt iſt: ſo treten noch beſondere Umſtände ein, welche dieſe Unſicherheit vermehren, und uns zu unrichtigen Urtheilen über Andere veranlaſſen.

Als die erſte Quelle ſolcher Urtheile muß die Unbeſtimmtheit und Mangelhaftigkeit der Begriffe bezeichnet werden, welche wir ihnen zum Grunde legen. — »Er iſt karg; er iſt geizig; er iſt hart; er iſt hochmüthig; er iſt hoffärtig« ꝛc. — Fragt nun euern Mann: Was iſt Geiz? was iſt Karg-

heit? was Härte? was Hochmuth? was Hoffart? Wenn der allgemeine Begriff, dem wir ein Beſonderes unterordnen, nicht in ſcharfer Beſtimmtheit in uns liegt: wie können wir ein zuverläßiges Urtheil darauf gründen, und mit welchem Recht dürfen wir unſer Urtheil ausſprechen?

5.

Allein nicht erzeugt bloß, auch fortgepflanzt wird ein unrichtiges Urtheil durch die Unſicherheit des ihm zum Grunde liegenden Begriffes, und ſeiner Bezeichnung. Der Ausdruck, an welchen wir unſer Urtheil knüpfen, ſtellt dieſes gewiſſermaßen feſt; er haftet in unſerm Gedächtniß; er wird ſich uns bey jeder ſpätern Beobachtung oder Wahrnehmung immer zuerſt anbieten; und ſollten wir ſelbſt die Unbeſtimmtheit des unſerm unrichtigen Urtheil zum Grunde liegenden Begriffes in der Folge gewahr werden: ſo liegt es uns dann weit näher, Wahrnehmung und Beobachtung dem einmal feſtgeſtellten Urtheil anzupaſſen, als dieſes nach dem beſtimmteren Begriffe zu berichtigen.

6.

Jene Beſtimmtheit der Begriffe und ihrer Bezeichnung, deren wir bedürfen, um Andere ſo richtig zu beurtheilen, als wir es ſonſt vermögen, kann nur durch Studium und Nachdenken erworben werden. Es gilt hier ein eigentliches Lernen; indem die ſtetige Verknüpfung eines beſtimmten Begriffes mit einer beſtimmten Bezeichnung etwas Poſitives und Hiſtoriſches iſt. Wir geben uns Mühe die verſchiedenen Geräthſchaften des Luxus und Vergnügens richtig unterſcheiden zu ler-

nen; verdienen die Eigenſchaften, die Zuſtände und Veränderungen der Seele nicht die gleiche Sorgfalt? Ein Zierbengel würde es höchſt unverzeihlich, und über die Maßen lächerlich finden, wenn wir irgend einen Theil ſeines Anzugs, dem Stoff oder Schnitt nach, mit einem falſchen Ausdruck bezeichneten. An die Nothwendigkeit beſtimmter Begriffe in Beziehung auf den innern Menſchen zu denken, fällt ihm nicht ein. Und doch liegt es ihm ſehr nahe, ſie gewahr zu werden. Wie leicht kann es ohne dieſe zum Beyſpiel einem Andern nicht mit ihm ſelbſt begegnen, den Gecken in ihm mit dem Laffen, und den Laffen mit dem Affen zu verwechſeln?

7.

Jede, auch die reichſte Sprache iſt arm, wenn von Bezeichnung pſychiſcher Zuſtände die Rede iſt. Wir haben in den meiſten Fällen nur Bezeichnungen für das Allgemeinere derſelben, nicht für das Eigenthümliche und Beſondere ihren feineren Nüancen; und wenn wir dieſe näher beſtimmen wollen, müſſen wir eben wieder theils zu allgemeinen, theils zu bildlichen Ausdrücken unſere Zuflucht nehmen. Die Mangelhaftigkeit der Sprache gehört daher zu den vorzüglichſten Quellen unrichtiger Urtheile über Andere; um ſo mehr, da wir ohnedieß geneigt ſind, unſer Abſehn dabey immer auf den allgemeinſten Ausdruck zu richten.

8.

Einen großen Vortheil verſchafft uns hier die Kenntniß mehrerer Sprachen: indem dieſe der Man-

gelhaftigkeit der einzelnen in vielen Fällen zu Hülfe kommt. Jede Sprache beſitzt eine bedeutende Anzahl eigenthümlicher Ausdrücke zur Bezeichnung von beſonderen Nüancen pſychiſcher Zuſtände: weil dieſe in den eigenthümlichen nationellen Verhältniſſen ſich beſtimmter entwickeln, und ſchärfer aufgegriffen werden. Sind nun ſolche Ausdrücke gleich faſt immer unüberſetzbar, und darum wenig geeignet, uns als Dollmetſcher unſrer Beobachtungen und Urtheile zu dienen: ſo gewähren ſie uns, außer der Erweiterung und Bereicherung unſrer Begriffe im Allgemeinen, doch gerade durch dieſen Umſtand ſelbſt einen ſehr weſentlichen Vortheil. Indem wir ſie nämlich als Fremdlinge in unſrer Sprache nicht gebrauchen, und ſie durch keinen gleichbedeutenden Ausdruck erſetzen können, veranlaſſen ſie uns dadurch ſelbſt, den Blick auf dem Beſonderen feſtzuhalten, und ſo jenen Mißgriff zu vermeiden, von dem ich eben erſt geſprochen habe.

9.

Gewiß den unbedingt ſchädlichſten von allen, welche wir bei der Beurtheilung Anderer zu begehen pflegen. Denn indem ſich im Menſchen Alles als ein Eigenthümliches und Bedingtes ausweiſt, iſt jedes allgemeine Urtheil über ihn nothwendig ein unrichtiges, und überhaupt jedes Urtheil nur in ſo fern zuläßig, als es auf beſtimmten Bedingungen beruht, und wir dieſe mit hinreichender Sicherheit erkannt haben; wodurch es denn eben aufhört ein allgemeines zu ſeyn, und zu einem beſonderen und bedingten wird. — »Er iſt ſelbſtſüchtig.« Unter welchen Bedingungen iſt er

ſelbſtſüchtig? Es gibt keinen Menſchen, der es immer und überall wäre. — Bey der Art jedoch, wie wir gewöhnlich allgemeine Urtheile feſtſtellen, nimmt unſre Flachheit oder unſer Leichtſinn die unzureichendſte Kenntniß der Bedingungen des allgemeinen Urtheils für eine erſchöpfende; oder begnügt ſich, dieſelben ebenfalls in einen allgemeinen, oft ſehr dunkeln und verworrenen Begriff zuſammen zu faſſen.

10.

Wenn nun jedes allgemeine Urtheil, welches wir ohne zureichende Erforſchung ſeiner Bedingungen feſtſtellen, nothwendig ein unrichtiges ſeyn muß: ſo vermögen wir einen ſolchen Mißgriff nur dadurch zu vermeiden, daß wir überall mit möglichſter Beſtimmtheit das Beſondere zu erfaſſen ſuchen, wodurch das Allgemeine bedingt wird. Jede Äußerung eines Charakters iſt eine Thatſache, und ſollte daher auch rein aus dieſem Geſichtspunkte aufgefaßt werden. Wie nun die hiſtoriſche Thatſache nicht richtig erkannt werden mag ohne genügende Kenntniß der äußeren Bedingungen ihrer Erſcheinung: ſo auch keine pſychiſche; und wie der Mangel einer ſolchen Kenntniß uns dort zu gewagten und unhaltbaren Annahmen und Vermuthungen verleitet: ſo iſt er es auch hier, welcher dem gedankenloſen Leichtſinn und der verwegnen Zuverſichtlichkeit im Urtheilen den freyeſten Spielraum gibt.

11.

Je allgemeiner nämlich ein Urtheil iſt, um deſto leichter wird es auf irgend einer Seite die Wahrheit

berühren, und deſto leichter wird es uns, auch das ihm Widerſprechende damit in ſcheinbare Übereinſtimmung zu bringen.

12.

Der vorzüglichſte, wenn auch keineswegs der einzige Grund, warum wir bey unſern Urtheilen über Andere ſo gerne den allgemeinſten Ausdruck ſuchen, liegt daher darin, daß ein ſolches Verfahren unſrer jedesmaligen Befangenheit am beſten zuſagt. Unter Befangenheit aber verſtehe ich hier den Einfluß, welchen im Beurtheilenden ſelbſt liegende Gründe auf das Urtheil desſelben ausüben, indem ſie ihn beſtimmen, den Charakter eines Andern auf eine denſelben entſprechende Weiſe aufzufaſſen.

13.

Die Befangenheit in Beurtheilung Anderer äußert ſich auf eine zweifache Weiſe. Wir faſſen entweder bloß diejenigen Züge eines Charakters auf, welche mit unſrer vorgefaßten Neigung oder Abneigung, mit unſern Intereſſen oder mit unſern Anſichten und Empfindungen überhaupt im Einklang ſtehen: oder wir geben den Äußerungen desſelben eine unſrer Befangenheit entſprechende Deutung. In erſterem Falle berückſichtigt die Befangenheit nur Thatſachen der einen Art, und iſt daher wahre Einſeitigkeit; ſie forſcht gewöhnlich wenig nach den Motiven, und beurtheilt, wenn ſie es thut, dieſe ſelbſt meiſtens mit großer Entſchiedenheit aus ihrem gewählten Geſichtspunkte: im zweyten Falle frägt ſie mehr nach den Motiven, und

bringt dieſe aus ihrem Geſichtspunkte gern auf den allgemeinſten Ausdruck; weil es ihr auf dieſe Art am leichteſten wird, jeder beſonderen Thatſache die willkürlichſte Deutung zu geben.

Rein und unvermiſcht findet ſich keine von beyden Formen. Wie entſchieden der Charakter der Befangenheit ſich auch im willkürlichen Deuten äußere: ſie wird immer zunächſt auf die ihr entſprechenden Züge ausgehen; und wie einſeitig ſie auch ſey: ſie wird es nicht gänzlich ablehnen können, auch ſolche Züge gewahr zu werden, die mit ihrer vorgefaßten Anſicht im Widerſpruch ſtehen, und, um damit auf ihre Weiſe fertig zu werden, zu willkürlicher Deutung ihre Zuflucht nehmen müſſen.

Unſtreitig iſt das zweyte Verfahren das ſchlimmere. Wenn bey jenem erſteren die Befangenheit oft durch eine einzige entſchiedene Thatſache aufgehoben werden kann: ſo tritt ein ſolcher Fall bey dieſem weit ſeltner ein. Es iſt gleichſam von vorne herein auf das Verzerren der Thatſachen geſtellt; es hält ſich, weil es reflektirt, leicht für ein durch Überlegung begründetes, und hat dabey gewöhnlich über ſeine Unbefangenheit auf eine beruhigende, oder mindeſtens auf eine entſchiedne Weiſe mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen. Ihm liegt meiſtens böſer Wille und Leidenſchaftlichkeit, jenem meiſtens Beſchränktheit des Geiſtes zum Grunde.

14.

Auf welche Art die Befangenheit ſich auch immer äußere: ſie wirkt jederzeit inſtinktartig, den einzigen

Fall ausgenommen, wo sie aus unbedingter Beschränktheit des Geistes hervorgeht. Wo sie immer auf einem Interesse der Selbstsucht oder der Leidenschaft ruht: da kann sie diese Interessen nur dadurch vertreten, daß sie jede Prüfung einer ihr widersprechenden Ansicht ablehnt, oder zur Selbsttäuschung mißbraucht. Darin nun eben verfährt sie instinktmäßig, weil sie fühlt, daß sie sich selbst zerstört, sobald sie anfängt nach Gründen ihrer Urtheile zu fragen, die nicht in ihr selbst liegen.

15.

Die am offenbarsten zu Tage liegenden Gründe aller Befangenheit bey der Beurtheilung Anderer sind Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit. Beyde streben mit unbedingter Willkür nach ihrem Ziele, und dieses Streben unbedingter Willkür ist es, welches die Befangenheit begründet. Es kann sich nur dadurch scheinbar vor sich selbst und gegen Andere rechtfertigen, daß es sich der letzteren mit einer gewissen Entschiedenheit hingibt. Wo die Interessen der Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit in's Spiel treten: da muß der Andere, der sich ihnen günstig oder feindselig zeigt, ein edler, einsichtsvoller, ausgezeichneter, oder ein boshafter, mißgünstiger, nichtswürdiger Mensch seyn, wenn sie Recht behalten sollen. Sie sind immer um desto besser gesichert: je unbedingter die Befangenheit hier zu Werke geht.

Kaum darf man daher sagen, daß bey einem höheren Grade von Befangenheit aus Selbstsucht oder Leidenschaftlichkeit eine eigentliche Beurtheilung des An-

dern Statt finde. Die Beurtheilung iſt hier nichts Anderes, als ein einfaches Subſumiren unter eine bereits fertig daliegende Formel.

16.

Entſteht nun die Frage, wie wir der Befangenheit, welche aus Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit, aus Liebe und Haß, aus den Anſprüchen unſrer Eitelkeit, und aus den Forderungen unſers Eigennutzes hervorgeht, entgegenzuwirken vermögen: ſo ergibt ſich bald, daß wir dieſen Zweck nur in ſo fern erreichen werden, als wir überhaupt gewohnt ſind, unſre Neigungen zu beherrſchen, und unſre Anſprüche nach einem richtigen Maßſtabe zu bemeſſen. Wo wir das nicht vermögen, vermögen wir auch die Befangenheit weder zu vermeiden, noch zu unterdrücken. Sie liegt zu weſentlich im Intereſſe unſrer Leidenſchaften, als daß ſie ſich von dieſem ſcheiden ließe, und nicht in geradem Verhältniſſe mit ihm zunehmen ſollte.

Nur einen Fall gibt es, wo die Unbefangenheit in Beurtheilung Anderer von der ſittlichen Kraft unabhängig erſcheint: allein dieſer Fall iſt weit ſchlimmer, als alle Befangenheit. Es gibt nämlich einen Grad von Entſchiedenheit der Leidenſchaftlichkeit, bey welchem dieſe in ihrem Urtheil über Andere vollkommen unbefangen bleiben kann: weil ſie der Befangenheit nicht bedarf. Sie mag auf Zuneigung oder Abneigung, auf Liebe oder Haß geſtellt ſeyn: immer klammert ſie ſich mit ſo unbedingter Hartnäckigkeit an ein einzelnes Motiv der Liebe oder des Haſſes, daß

ſie es nicht nöthig hat, der Befangenheit Scheingründe dafür abzuborgen. Wie verwerflich und ſchädlich eine ſolche Unbefangenheit ſey, ergibt ſich daraus, daß ſie in dem ſchlimmſten aller moraliſchen Mißgriffe, in dem ſelbſtbewußten Scheiden des Wollens von dem Erkennen ihre Wurzel hat *).

17.

Die allgemeinſte Urſache der Befangenheit aber, in ſo fern dieſe nämlich nicht unmittelbar aus Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit entſpringt, iſt jene Beſchränktheit des Geiſtes, die es uns ſo ſchwer macht, unſre Eigenthümlichkeit zu vergeſſen, um die eines Andern richtig aufzufaſſen. Nichts wird uns ſchwerer, als aus uns ſelbſt herauszugehen; und es iſt begreiflich, daß es uns ſo ſchwer wird. Sollte es anders ſeyn, ſo müßten wir eben aufhören, wir ſelbſt zu ſeyn; das heißt: die Gegenſtände uns gerade ſo vorzuſtellen, gerade ſo zu denken und ſo zu empfinden, wie wir es wirklich thun, und unſre Vorſtellungen und Empfindungen müßten nicht mit tauſend und wieder tauſend Wurzeln unter einander verflochten und verwachſen ſeyn. Wir haben von Allem, was in der Seele eines Andern vorhanden iſt, oder vorgeht, immer nur in ſo fern einen lebendigen Begriff, als wir ſeine Vorſtellungen und Empfindungen in uns ſelbſt finden; nie aber finden wir hier das Gleiche: ſondern immer nur ein Ähnliches, oder Verwandtes: weil

*) Ausführlicher habe ich darüber in meiner Schrift: Über den Umgang mit uns ſelbſt, geſprochen.

jede Denk- und Empfindungsweiſe, ſo wie jede einzelne Vorſtellung und Empfindung in jedem Individuum ſich unter eigenthümlichen Bedingungen als eine eigenthümliche ausbildet. Wir nehmen daher leicht das Ähnliche und Verwandte für das Gleiche; theils weil wir die Bedingungen ſeiner eigenthümlichen Ausbildung und Geſtaltung überhaupt nur unvollſtändig zu erkennen vermögen: theils weil wir meiſtens zu läßig ſind, um ſie auch nur in ſo weit zu erforſchen, als uns dieſes ſonſt noch erlaubt wäre.

18.

Die Beſchränktheit des Geiſtes, die es uns ſo ſchwer macht, aus uns ſelbſt herauszugehen, iſt daher keineswegs zu verwechſeln mit Stumpfheit oder Schwäche des Geiſtes. Sie iſt Beſchränktheit der menſchlichen Erkenntnißkraft überhaupt; eine unwillkürliche und unvermeidliche. Zum Vorwurf gereicht ſie uns nur in ſo fern, als Leichtſinn oder Trägheit uns hindern, die Unterſchiede zwiſchen unſerer und einer fremden Eigenthümlichkeit mit möglichſter Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit aufzufaſſen.

19.

Der wichtigſte Fehler, welchen wir gewöhnlich ſelbſt dann begehen, wenn wir nach dieſen Unterſchieden fragen, iſt dieſer, daß wir meiſtens nur die Verſchiedenheiten der äußern Verhältniſſe, nicht die des innern Menſchen, die doch ungleich wichtiger ſind, in Berechnung ziehen. Wir glauben genug zu thun,

wenn wir den Unterſchied der äußeren Verhältniſſe nicht gänzlich überſehen, unter welchen ein Begegniß uns und einen andern trifft, oder getroffen hat; aber wir fragen nicht: wie mußte dieſes Begegniß bey der ganzen Eigenthümlichkeit ſeiner Denk- und Empfindungsweiſe auf ihn einwirken? Hier treffen wir nun freylich ſehr bald auf die Schranken unſers Vermögens: allein immer wird es uns leichter werden, aus der Befangenheit unſrer Eigenthümlichkeit herauszugehen, wenn wir uns eine ſolche Frage mit Umſicht und Beſonnenheit zu beantworten ſuchen, als wenn wir ſie ganz bey Seite liegen laſſen; immer um ſo leichter, mit je mehr Sicherheit wir unſrer eigenen Eigenthümlichkeit uns bewußt geworden ſind.

20.

Mögen wir aber auch Alles gethan haben, um uns in die eigenthümliche Denk- und Empfindungsweiſe eines Andern zu verſetzen, und die unſrige zu verläugnen: ſo wird es uns dennoch nicht gelingen, uns der aus letzterer entſpringenden Befangenheit gänzlich zu entziehen. Die Vorſtellungen und Empfindungen, die in uns ſelbſt liegen, die in ihrer Entwicklung und Ausbildung das Produkt unſers ganzen Lebens ſind, die ſich wechſelweiſe unterſtützen, die wir beſtändig zu verknüpfen gewohnt ſind, und die fortwährend durch Eindrücke, ähnlich denjenigen, welche ſie erzeugten, genährt werden: dieſe Vorſtellungen und Empfindungen werden immer ein vorhaltendes Übergewicht an Stärke und Lebhaftigkeit über dieje-

nigen haben, welchen wir in einer fremden Seele nachspüren, und die wir ohne zureichende Kenntniß ihrer Ausbildung und ihres Zusammenhanges, so zu sagen, künstlich in uns zu erzeugen suchen. Eine vollkommene Unbefangenheit in Auffassung und Beurtheilung Anderer ist daher ein Ideal; weil selbst dort, wo keine aus besondern Interessen hervorgehenden Gründe zur Befangenheit in's Spiel treten, diese wenigstens vermöge des höheren Grades von Stärke und Lebhaftigkeit, mit welchen wir unsrer Eigenthümlichkeit uns bewußt sind, nie gänzlich vermieden werden, und, wie ein deutscher Dichter sich ausdrückt, »der Mensch nie von sich selbst scheiden kann.«

21.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, was von dem bekannten Satze zu halten: Man beurtheilt Andere nach sich selbst. Er ist vollkommen richtig, wenn wir ihn aus den angegebenen Gesichtspunkten betrachten; und unrichtig, wenn wir ihn zu allgemein und zu schroff aufgreifen: indem nur der höchste Grad von Befangenheit und Beschränktheit des Geistes die Nothwendigkeit bey Beurtheilung Anderer auf das Eigenthümliche ihrer Ausbildung und ihrer Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, gänzlich übersehen kann. Durchaus unstatthaft ist es daher, diesem Satz zu Folge, von den Urtheilen Anderer ohne weitere Prüfung auf ihren eignen Charakter zurückzuschließen.

22.

Wie vielen Antheil aber Flachheit, Trägheit und Leichtſinn auch immer daran haben mögen, daß wir eine fremde Eigenthümlichkeit ſelten, mindeſtens ſo rein, ſcharf und unbefangen auffaſſen, als wir bei dem Beſtreben, die unſrige dabey zu vergeſſen. es ſonſt noch zu thun vermöchten: der Grund dieſer Erſcheinung liegt häufig noch etwas tiefer. Sehr oft iſt es ein dunkles Gefühl, daß die Eigenthümlichkeit des Andern die unſrige gefährde, was uns abhält, tiefer in dieſelbe einzudringen. Wir ſcheuen uns, die Denk- und Sinnesweiſe eines Andern einer ſchärferen Prüfung zu unterziehen: weil wir beſorgen, dann einen Theil der unſrigen aufgeben zu müſſen. Oft iſt es ein einziges Wort, eine an ſich ſelbſt ganz gleichgültige Äußerung, ein an ſich ſelbſt unbedeutender Zug, welcher dieſes dunkle Gefühl des Widerſpruches, und mit ihm eine entſchiedne Befangenheit anregt, die ſchon darum nichts taugt, weil ſie aus Unſicherheit über unſre eigene Eigenthümlichkeit hervorgeht, und weil ſie es feige abweiſt, der letzteren durch entſchloßne Prüfung eine feſte Begründung zu geben.

23.

Als eine beſondere Quelle von Befangenheit bey der Beurtheilung Anderer muß hier noch jene Eitelkeit bezeichnet werden, die uns ſo leicht zu überreden weiß, daß wir für dieſes Geſchäft von der Natur mit einem beſonderen Scharfblick verſehen ſeyen. Wer möchte auch ein Stümper in der Kunſt ſeyn, Andere

richtig zu erkennen, da dieſes die unerläßliche Bedingung iſt, um ſie richtig zu behandeln, und ſomit für Alles, was wir durch Andere erreichen wollen. Nur daß ſich die Anmaßung der Eitelkeit hier noch weit öfter täuſcht, als ihr dieß in andern Fällen begegnet: einmal, weil meiſtens noch andere Gründe der Befangenheit mit im Spiele ſind; und dann, weil eben beſonnenes Mißtrauen in der Zuverläßigkeit unſers Blickes die erſte Frucht einer glücklichen Anlage zur Seelenforſchung, und eines gelungenen Beſtrebens iſt, dieſe auszubilden.

24.

Inzwiſchen ſind es nicht immer Flachheit und Beſchränktheit des Geiſtes, die uns zu der Anmaßung verleiten, Andere ſchnell und ſicher durchblicken zu können; der gewandteſte und geübteſte Seelenforſcher ſcheitert an dieſer Klippe nur um ſo leichter, je mehr er ſeinem Blick mit Recht zutrauen darf. Je mehr Fäden ihm zur Hand liegen, um deſto leichter vergreift er ſich; und je mehr er es gewohnt iſt, ihre feinſten Verſchlingungen zu verfolgen, um deſto leichter täuſcht ſich ſein Auge. Am meiſten iſt dieß bey Denjenigen der Fall, welche die Natur der menſchlichen Anlagen, Kräfte, Neigungen und Leidenſchaften mehr im Allgemeinen, als im Beſondern erforſcht; die mehr aus Büchern und durch Nachdenken, als durch Beobachten und im vielfachen Verkehr mit Menſchen gelernt haben; und die daher mehr den Menſchen, als die einzelnen Menſchen, ſcharf in's Auge zu faſſen gewohnt und geübt ſind. Sie konſtruiren dann, beſon-

ders wenn sie ihre Phantasie nicht zu zügeln wissen, einen Charakter mit der größten Zuversicht eben so konsequent, als scharfsinnig: nur ist es nicht der Charakter, welchen sie eben haben erforschen oder erklären wollen. Der scharfsinnigste Seelenforscher beweist oft am auffallendsten, wie leicht die Beurtheilung eines Charakters irrt, wenn sie sich von dem ihr thatsächlich Gegebnen entfernt, und in kecken Combinationen darüber hinausschweift.

25.

Ich habe die Befangenheit oben Einseitigkeit genannt, und das ist sie, in so fern sie nämlich immer die ihr entsprechende Seite eines Charakters ausschließend, oder wenigstens mit entschiedner Hinneigung aufgreift. Aber wir sind in der Beurtheilung Anderer noch auf eine andere Weise einseitig, ohne daß besondere Gründe zur Befangenheit vorhanden wären. Aus Trägheit nämlich, aus Indolenz, aus Leichtsinn und Flachheit; wenn wir nur diejenige Seite des Menschen auffassen, die sich uns eben darbietet. Eine solche Auffassung muß, da im Menschen nichts Vereinzeltes vorhanden ist, da alle Theile seines Wesens unter sich und mit den äußeren Bedingungen ihrer Entwicklung in einem nothwendigen Zusammenhange stehen, und als positive oder als negative Größen, mittelbar oder unmittelbar auf einander einwirken, nothwendig eine unzureichende und unzuverläßige seyn, selbst in Beziehung auf das Einzelne, was ihren Vorwurf ausmacht. Unverzeihlich

aber iſt dieſes Verfahren, wenn wir auf eine ſolche fragmentiſche Auffaſſung ein allgemeines Urtheil über den Werth des ganzen Menſchen gründen. Und was iſt alltäglicher als eine ſolche Flachheit und Vermeſſenheit? Freylich, ein recht geübter Scharfblick thut hier viel. Er braucht eben nur eine Klaue zu ſehen, um den Löwen oder die Katze zu erkennen.

26.

Wie vollkommene Unbefangenheit in Beurtheilung Anderer ein Ideal iſt: ſo bleibt auch jedes Urtheil über Andere wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad einſeitig, weil unſre Erkenntnißkraft an ſich ſelbſt nicht ausreicht, um den Menſchen erſchöpfend als ein Ganzes aufzufaſſen. Aber in minderem Grade, und minder oft werden wir einſeitig ſeyn, wenn wir es der Mühe werth finden, uns diejenigen etwas genauer zu beſehen, die wir für jeden Fall uns gut beſehen haben wollen. Wir beklagen uns ſehr oft, und mit vollem Recht darüber, daß Andere, wenn ſie unſere Fehler und Schwächen ſcharf aufgreifen, nicht unſer Gutes in die zweyte Wagſchale legen. Es ſcheint alſo faſt, daß die Forderung, auch bey Andern nach dieſen Gegengewichten zu fragen, uns dadurch ſelbſt nahe genug liege.

»Ich nehme ihm nicht, daß —;« oder: »Ich laſſe ihn einen guten Bürger, einen guten Gatten, einen zuverläßigen Freund ꝛc. ſeyn.« Das heißt an den einen Wagebalken einen Zentner, und an den andern ein Loth hängen.

Und was iſt das Anderes als Flachheit; vorausgeſetzt, daß es nicht Phariſäismus iſt. Der Grundſatz, daß wir einen Andern unmöglich richtig beurtheilen können, wenn wir nicht alle Beſtandtheile ſeines Charakters nach ihrem wahren Maß abgewogen haben, liegt ſo offen da, daß ihn nur die Flachheit überſehen, und nur die Falſchheit ihn abſichtlich verletzen kann.

27.

Eine der gewöhnlichſten und nachtheiligſten Veranlaſſungen zu verkehrten Urtheilen über Andere liegt in dem Einfluß, welchen wir der Phantaſie darauf zugeſtehen, oder welchen ſie ſich unbemerkt zu verſchaffen weiß.

Auch tritt mehr als ein Umſtand ein, welcher uns dieſem Einfluß hingibt, wenn wir nicht ſorgfältig dagegen auf unſrer Hut ſind. Wo wir nämlich immer mit einem andern Menſchen zuſammentreffen: da finden wir uns auch bald veranlaßt, im Allgemeinen, oder im Beſondern, ein Urtheil über ihn zu fällen: indem wir in der Eigenthümlichkeit ſeiner Erſcheinung eine Übereinſtimmung oder einen Widerſpruch mit unſern eignen Anſichten, Grundſätzen, Intereſſen und Lebensgewohnheiten, im Einzelnen; oder mit unſrer Eigenthümlichkeit im Ganzen gewahr werden. Was uns nun der Verſtand nicht ſo ſchnell darbietet, als wir uns zum Urtheilen angeregt finden, das bietet uns die Phantaſie; ſie iſt immer raſch bey der Hand, um uns mit ihrem Pinſel ein Bild des fraglichen Gegenſtandes zu entwerfen, und täuſcht uns damit um ſo leichter, da ihr Gemälde bey lebendiger An-

ſchaulichkeit in ſich ſelbſt abgeſchloßner, und ſomit auch befriedigender erſcheint, als ein Urtheil, welches wir dem Verſtand abfordern. Auch das macht es ihr ſo leicht uns zu täuſchen, daß ſie zu ihrem Gemälde meiſt allgemeine Züge wählt, oder ſolche beſondere, mit welchen wir bereits bekannt ſind; nicht zu gedenken, daß ſie, wenn leidenſchaftliche Befangenheit bey ihr das Bild beſtellt, ſich nie einen Augenblick ſpröde finden läßt, ihm jene Züge zu geben, die wir daran ſehen wollen.

28.

Noch eines andern Taſchenſpielerſtückchens muß ich erwähnen, womit ſie ſehr geſchickt zu betrügen weiß. Sie gibt ſich nämlich oft gar nicht die Mühe, ein Bild eigens zu malen: ſondern ſchiebt uns irgend ein bekanntes unter, und verſichert uns, daß die fragliche Perſon dieſem zum verwechſeln ähnlich ſey. Gewiß aber iſt es ein höchſt mißliches Verfahren, unſer Urtheil über einen Andern an das Bild irgend einer wirklichen oder erdichteten Perſon zu knüpfen; geſetzt auch, daß es mit der Vergleichung nicht im vollen Ernſt gemeint wäre. Ein ſolches Verfahren ſchließt immer auf eine gewiſſe Art ab; es fixirt unſer Urtheil in einer unzuläßlichen Unbedingtheit und Allgemeinheit, und begründet die Befangenheit oder bereitet ſie vor. Wir ſollten einen Menſchen mit wirklichen oder erdichteten Perſonen nie anders vergleichen, als um mittelſt des Vergleichens zu lernen: weil jeder Charakter in der Eigenthümlichkeit ſeiner Geſtaltung und Ausbildung eben nur ſich ſelbſt ähnlich iſt.

29.

Nichts wirkt dem ungemeßnen Einfluß der Phantaſie bey der Beurtheilung Anderer entſchiedner und ſicherer entgegen, als der Grundſatz des Thatſächlichen, welcher darum hier einer genaueren Prüfung unterzogen werden muß.

Es begreift ſich leicht, daß die nackte Thatſache für ſich allein genommen keine ſichere Grundlage zur Beurtheilung des Charakters abgeben kann. Denn nicht die Handlung entſcheidet über den Charakter: ſondern die Motive; und von dieſen wieder nur die innern, nicht die äußeren. Nur jene wirken ſtätig, nicht dieſe. Jene aber entziehen ſich unſern Blicken, außer in ſo fern ſie in ihrer Beziehung zu den äußeren Beweggründen erkennbar werden. Der Grundſatz des Thatſächlichen für die Beurtheilung Anderer läßt ſich alſo auf dieſe Formel zurückführen: Nur in ſo fern iſt es uns erlaubt über einen Charakter zu urtheilen, als die innern Beſtimmungsgründe ſeines Handelns in Beziehung zu den äußeren thatſächlich und unzweydeutig vorliegen. Nicht läugnen läßt ſich dabey, daß die Freyheit des Beurtheilens und der Spielraum, welcher für das Letztere überhaupt übrig bleibt, durch dieſen Grundſatz, wenn man ihn ſcharf und konſequent genug auffaßt, ſehr enge beſchränkt wird: allein man wird auch zugeben müſſen, daß Alles, was uns immer zu leidenſchaftlichen und verkehrten Urtheilen über Andere veranlaßt, durchaus

weiter keine Schranke findet, wenn man die ſtrengſte Anwendung deſſelben bey Seite ſetzt.

30.

Billig mag hier Jemand die Frage aufwerfen: ob dieſer Grundſatz in allen Fällen für unſer Bedürfniß ausreiche? z. B. gegen geübte Heuchler, die ſich mit Meiſterſchaft zu verſtellen wiſſen. Ich glaube, daß er ausreiche. Es gibt zwar Menſchen, die in Falſchheit und Verſtellung ſo gewandt ſind, daß wir unvermeidlich ihre Beute werden müſſen, wenn unſer Mißtrauen nicht weiter reicht, als unſer Ohr und unſer Auge. So mag dann in einem ſolchen Falle das Mißtrauen, zu dem wir vorhältige Gründe haben, dem Auge vorgreifen: nur ein Urtheil darf es eben ſo wenig feſtſtellen, als auf unſer eignes Handeln zurückwirken, bevor es nicht durch Thatſachen gerechtfertiget iſt.

31.

Es ſey mir erlaubt, noch einige beſondere Bemerkungen über den Grundſatz des Thatſächlichen beyzufügen.

Selbſt wo wir nur dieſen unſeren Urtheilen zum Grunde legen, begehen wir häufig den Mißgriff, die in den äußeren Verhältniſſen liegenden allgemeinen Beſtimmungsgründe für die wirklichen inneren anzunehmen, was jenem Grundſatz geradezu entgegen iſt, indem nur die innern Beſtimmungsgründe mit Nothwendigkeit auf das Handeln wirken; die äußeren hingegen nur in ihrer keineswegs unbedingt nothwen-

digen Übereinſtimmung mit jenen. Wem Grund gegeben iſt zu lieben oder zu haſſen: der muß darum nicht auch nothwendig lieben oder haſſen; und die gegebene iſt nicht immer auch die wirkliche Urſache, weder der Liebe noch des Haſſes. Im Grunde iſt dieſer Mißgriff eben nur eine mangelhafte Auffaſſung des obigen Grundſatzes; aber kein anderer iſt gewöhnlicher. Ferner: Selbſt die richtig aufgefaßte Thatſache gibt keine hinreichende Sicherheit für eine gleiche Empfindungs- oder Handlungsweiſe des Andern unter ähnlichen Umſtänden. Unter vollkommen gleichen Umſtänden würde ſie dieſe Sicherheit geben; allein dieſe können nie Statt finden. Selbſt im Weſentlichen ähnliche Umſtande geben nicht mehr als Wahrſcheinlichkeit. Eine an ſich ſelbſt unbedeutende Feder kann hier aufſchnellen, die dort unthätig geblieben iſt, und das ganze Ergebniß nun ein anderes ſeyn.

Endlich ſollten wir, wenn wir von Thatſachen unter ähnlichen Umſtänden auf ein ähnliches Handeln ſchließen, den Unterſchied des fortſchreitenden Alters und der fortſchreitenden Bildung in Berechnung ziehen; allein nichts vergeſſen wir öfter, als daß im moraliſchen Menſchen eben ſo wenig, als im phyſiſchen irgend etwas niet- und nagelfeſt, ſondern Alles in fortwährender Umgeſtaltung begriffen, und im beſtändigen Fluſſe iſt.

32.

Wenn der Geſichtspunkt dieſer Schrift gleich kein ethiſcher, ſondern ein pſychologiſcher iſt: ſo darf ſie

dennoch die Frage: Welche ſind die Bedingungen, welche erfordert werden, um über Andere ein möglichſt richtiges Urtheil zu fällen? nicht gänzlich bey Seite liegen laſſen.

Dieſe Bedingungen ſind keine anderen, als jene, welche überall unerläßlich ſind, wo unſer Forſchen zu verhaltenden Reſultaten führen ſoll; der rechte Ernſt des Forſchens, und die erforderliche Einſicht.

Dem Ernſt der Forſchung ſtehen zunächſt Leichtſinn und kecke Zuverſicht entgegen. Es wäre ſehr unzweckmäßig, ſich hier dabey aufzuhalten, zu zeigen, wie unverzeihlich ſie bey der Beurtheilung Anderer ſind, und wie nachtheilig ſie darauf einwirken. Eine ſolche Warnung würde bey denjenigen wenig verfangen, welchen jener Ernſt fremd iſt, und welche den Weg, auf welchem wir ihn erlangen, nie gegangen ſind, oder ihn zu gehen keine Luſt haben.

Dieſer Weg iſt hier kein anderer, als der Weg der Erfahrung.

Es mag gut ſeyn, daß wir im Allgemeinen über die Schwierigkeiten nachdenken, die ſich uns bey der Beurtheilung Anderer entgegenſtellen: aber ein recht lebendiges Gefühl derſelben wird nur bey Demjenigen entſtehen, der ſie aus Erfahrung kennen gelernt, und ſeine eigenen Urtheile über Andere, ſo wie die Urtheile Anderer über ihn ſelbſt, vielfach und mit Sorgfalt geprüft hat. Der Anatom lernt die tauſendfachen Verzweigungen der Nerven und die Schwierigkeiten,

ſie zu verfolgen, erſt dann recht kennen, wenn er ſelbſt das Meſſer zur Hand nimmt: und ſo lernt auch der Seelenforſcher nur durch vielfach geübtes Zergliedern Umſicht, Beſonnenheit, und — Mißtrauen in die Zuverläßigkeit aller Zergliederungskunſt überhaupt, und der ſeinigen insbeſondere.

33.

Eine lebendige Vorſtellung von der Pflicht, gerecht zu ſeyn, ſollte mehr als alles Uebrige der Flachheit und dem kecken Leichtſinn, ſo wie ſelbſt aller Befangenheit in der Beurtheilung Anderer entgegen wirken. Allein weit gefehlt, daß dieſes der Fall wäre, mißbrauchen wir das Anerkennen dieſer Pflicht ſelbſt, um jenen Fehlern ein weiches Ruhekiſſen zu bereiten. Wir ſind bey dem höchſten Leichtſinn und der enſchiedenſten Leidenſchaftlichkeit nur ſehr ſelten verkehrt genug, Andere mit Abſicht ungerecht beurtheilen zu wollen; und noch ſeltener albern genug, uns dieſe Abſicht einzugeſtehen: und ſo fangen wir denn meiſtens damit an, das ungerechte Urtheil ein gerechtes zu nennen, und uns über die Verletzung einer Pflicht zu täuſchen, deren Anerkennung, als der unverletzlichſten von allen, wir nicht abzulehnen wiſſen.

34.

Je leichter nun bey der Beurtheilung Anderer Befangenheit uns überſchleicht, und Leichtſinn und Zuverſichtlichkeit uns hinreißen: um deſto nöthiger iſt es, daß wir die Vorſtellung der Pflicht, ge-

recht zu ſeyn, durch ernſtes, ſelbſtſtändiges Nachdenken zu einem möglichſt hohen Grade von klarem Bewußtſeyn erheben, und ſo den Vorſatz, gerecht zu ſeyn, nicht nur in uns begründen, ſondern ihn uns fortwährend gegenwärtig erhalten. Auch dadurch werden wir nicht alle Befangenheit und jede Übereilung vermeiden; aber in ſo weit wirkt dann jener Vorſatz beyden Fehlern entgegen, daß er uns zwingt, bey der Beurtheilung Anderer nach ihrem Recht, ſo zu ſeyn und zu handeln, zu fragen: indem der Begriff des Gerechtſeyns die Frage nach einem Recht nothwendig in ſich ſchließt. Dieſe ſehr einfache Bemerkung wird Demjenigen nicht unbedeutend ſcheinen, der bedenkt, daß jedes leichtſinnige und leidenſchaftliche Urtheil über Andere zunächſt darin fehlt, daß es dieſe Frage überſieht oder abweiſet.

35.

Um gegen Andere gerecht zu ſeyn, bedürfen wir der Selbſtverläugnung weit öfter, als wir es ſelbſt gewahr werden, weil wir über die Pflicht, wie über den Entſchluß dazu nur ſelten, und höchſtens bey einer auffallenden Anforderung dazu, zum klaren Bewußtſeyn gelangen. Nicht leicht werden wir auf einen Menſchen treffen, der nicht in irgend einem Berührungspunkte unſere Denk- und Empfindungsweiſe oder unſere Intereſſen verletzte; und die eine, wie die anderen ſind ihrer Natur nach eigenſüchtig. Darum bedürfen wir fortwährend der Selbſtverläugnung, um dieſe Eigenſucht zu beſchränken, und können ihr nur

dadurch ein wirkſames Gegengewicht geben, daß wir die Vorſtellung von der Pflicht, gerecht zu ſeyn, zu einem ſie überwiegenden Grade von Klarheit erheben.

36.

Nächſt der Achtung für die Pflicht der Gerechtigkeit ſollte vorzüglich die Klugheit uns beſtimmen, gegen jede Art von Leichtſinn und Befangenheit in der Beurtheilung Anderer auf unſerer Hut zu ſeyn. Wie können wir denjenigen richtig behandeln, den wir unrichtig beurtheilen? und wie können wir in dem letzteren Fall erwarten, uns in unſern Intereſſen von ihm gefördert zu ſehen, oder die Gegenwirkung, welche wir von ihm zu befahren haben, richtig zu berechnen? Wie wichtig dieſe Rückſicht ſey, werden wir am leichteſten erkennen, wenn wir auf irgend ein Verhältniß zurückblicken, bey welchem wir ſie außer Acht gelaſſen haben. Eben derjenige, welchen wir zu unſerm erbittertſten Feind gemacht haben, würde uns der zuverläßigſte Freund, und unſern Wünſchen eben ſo förderlich geweſen ſeyn, als er ihnen hinderlich geworden iſt, wenn wir ihn richtiger aufgefaßt, und dem zu Folge richtiger behandelt hätten.

37.

Wie ſchwer aber auch allerdings die Rückſicht auf Förderung unſerer Intereſſen als Motiv zur Umſicht und Beſonnenheit in Beurtheilung Anderer in die Wage falle: ſo muß dennoch andrerſeits vor einem Mißbrauch desſelben gewarnt werden. Wer die Men-

ſchen überall nur in Beziehung zu ſeinen Intereſſen erforſcht und beurtheilt, der mag ſie von dieſem Geſichtspunkte aus richtig beurtheilen lernen, und ſich dafür ſelbſt einen gewiſſen Takt aneignen: im Ganzen aber wird er ſie gewiß ſehr ſchlecht beurtheilen. Schon als Einſeitigkeit kann eine ſolche Verfahrungsweiſe nur wenig werth ſeyn; in ihrer ganzen Armſeligkeit aber zeigt ſie ſich, wenn ſie — was ſie faſt immer thut — überall nur die nächſte Beziehung zu ihren Intereſſen aufgreift: nicht bedenkend, daß ſelbſt dasjenige, was bey Andern dieſen in den äußeren Verhältniſſen entſpricht oder widerſpricht, in einem höheren und allgemeineren Princip des inneren Lebens ſeine Wurzel haben könne; weßwegen denn eine ſo kleinliche Berechnungsart die Klugheit derjenigen, welche ihr zu ſehr vertrauen, ſobald ſie es nicht mit eben ſo kleinlichen Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, zu thun haben, zu ihrer nicht geringen Verwunderung oft ein wenig ſtark irre zu führen pflegt.

38.

Außer dem gediegenen Ernſte des Forſchens bedürfen wir zur Beurtheilung Anderer noch eines reichen Vorrathes von Einſichten und Kenntniſſen. Der Mangel der erſteren iſt oft größtentheils Produkt des Mangels an letzteren: weil wir dieſer immer ſchon nothwendig bedürfen, um die Mißgriffe des Leichtſinns, der Zuverſichtlichkeit und Befangenheit auch nur im Allgemeinen gewahr zu werden.

Die meiſten Menſchen halten den pſychologiſchen Sinn für eine glückliche Naturanlage, die ihnen, als beſonders Begünſtigten, in einem eminenten Grade zu Theil geworden, und die keineswegs einer beſondern, am wenigſten aber einer ſorgfältigen und mühſamen Ausbildung bedürfe. Die erſtere Meinung geben ſie meiſtens durch die liebenswürdige Unbefangenheit zu erkennen, mit welcher ſie gelegenheitlich eines ſo köſtlichen Geſchenkes der Natur ſich rühmen; die letztere dadurch, daß ſie für die Ausbildung ihrer vermeinten Naturanlage gar nichts thun, ſondern Alles von ihrem angebornen Scharfblick erwarten. Wenn es aber auch wirklich eine Vereinigung geiſtiger Potenzen gibt, die das begründen, was man den natürlichen Sinn für Seelenforſchung nennen kann: ſo müſſen doch nicht nur dieſe einzelnen Potenzen, ſondern die durch ihre Vereinigung erzeugte Anlage ſelbſt, ſicher mit nicht geringerer Mühe und Sorgfalt ausgebildet, werden, als irgend eine andere unſerer geiſtigen Naturgaben.

39.

Das erſte Erforderniß zur Ausbildung des pſychologiſchen Sinnes iſt ein gründliches Studium der menſchlichen Natur im Allgemeinen; ihrer Anlagen, Kräfte, Bedürfniſſe; ihrer Triebe, Neigungen und Leidenſchaften mit allen ihren Gewichten und Gegengewichten.

Da jede Grundkraft der menſchlichen Natur nur durch äußere Einwirkungen und Veranlaſſungen in Thätigkeit geſetzt, und durch ſie zugleich in ihren Äu-

ßerungen wesentlich modificirt wird: so müssen wir vor Allem in den letzteren das Unbedingte von dem Bedingten, das Nothwendige von dem Zufälligen richtig scheiden lernen. Dieses vermögen wir nur in so fern, als wir eine möglichst zureichende Kenntniß der Bedingungen selbst besitzen, unter welchen jene einfachsten Kräfte und Gesetze der menschlichen Natur zur Erscheinung kommen; woraus sich klar genug ergibt, wie wenig wir für die Kenntniß und die sichere Anwendung derselben gewonnen haben, wenn wir sie aus einem akademischen Kursus, oder aus einem Compendio Psychologiae, schöpfen.

Wenn auf solche Weise das Studium der menschlichen Natur einen umfassenden Überblick aller Beziehungen derselben zur Außenwelt fordert — hier mehr als irgendwo gilt der Grundsatz: Wir wissen nur das, was wir im Detail wissen: — so ist es zunächst die Kenntniß der aus dem gesellschaftlichen Leben hervorgehenden Verhältnisse, deren wir insbesondere bedürfen. Bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der äußeren Lebensverhältnisse scheint auch diese Forderung von der Art zu seyn, daß selbst der umfassendste Geist ihr nicht genügen könne; allein sie verliert dieses scheinbar Unstatthafte dadurch, daß Beobachtung und Nachdenken es auch hier wieder zunächst mit einem Besondern und Begränzten zu thun haben; daß die Anzahl der wichtigsten und gewöhnlichsten Lebensverhältnisse nicht so unmäßig groß ist; und daß die erlangte Einsicht in mehrern Fällen ihre Anwendung findet.

40.

Die Mittel, wodurch wir unſere Einſichten in das Weſen der menſchlichen Natur im Allgemeinen, und über die äußeren Lebensverhältniſſe im Beſondern erweitern, ſind, wie bey jedem andern Streben nach Erkenntniß einerſeits eigne Beobachtung und eignes Nachdenken; und andrerſeits die Benützung der Beobachtungen und Einſichten Anderer.

Über das Beobachten Anderer habe ich hier nichts zu ſagen; theils, weil man das Hierhergehörige in anderen Schriften angegeben finden wird; theils, weil uns bey unſerem Beobachten nichts Anders irre zu führen pflegt, als was unſere Urtheile ſelbſt mißleitet. Nur eine Bemerkung mag hier ſtehen. Nicht vor Befangenheit, aus Leidenſchaftlichkeit allein: auch vor allzuvielem, allzuabſichtlichen, und vor Allem, vor allzukleinlichen Beobachtungen muß gewarnt werden. Nothwendig muß ſich Befangenheit erzeugen, wenn wir auf jede Kleinigkeit geſpannt, jeder Kleinigkeit ein Reſultat abpreſſen wollen. Bekannt und beliebt iſt der Satz, daß Kleinigkeiten den Charakter oft ſchärfer bezeichnen, als bedeutende Handlungen, und er iſt an ſich ſelbſt richtig; nur iſt es ſelbſt für den ſcharfſinnigen Seelenforſcher ſchwer, ihre wahre Beziehung und Deutung aufzufinden — weit ſeltener wird er dabey poſitiv als negativ verfahren, welches letztere noch eher angeht —: nur Reſultate laſſen ſich nicht auf ſolche Kleinigkeiten gründen; höchſtens eine Vermuthung.

Die Auffaſſung eines Charakters hat eine große

Ähnlichkeit mit der Auffassung eines Kunstwerks. Wer bey letzterem bänglich oder kleinlich an jedem, oder an dem nächsten besten einzelnen Zuge kleben bleibt, um darin den Charakter des Ganzen zu finden: der wird sich nur verwirren, und nie zu einem hellen Überblick des Ganzen gelangen. Dazu gelangen wir hier, wie dort, am besten dadurch, daß wir zunächst diejenigen Züge mit unbefangener Klarheit zu erfassen suchen, die sich uns als die eigenthümlichsten darbieten, und in welchen der Mensch, wie das Kunstwerk, sich am entschiedensten ausspricht.

41.

Nicht eben so ist es bey der Beobachtung unser selbst. Hier mögen auch Kleinigkeiten uns zu sichern Resultaten über die wichtigsten Eigenthümlichkeiten unserer Natur leiten: indem die Daten uns hier in größerer Masse vorliegen, und somit auch die Auffassung ihres Zusammenhanges, und die Beziehung des Besondern auf ein Allgemeines uns erleichtert wird. Aber auch hier werden wir uns unvermeidlich verwirren, wenn wir dieses allgemeine Resultat nicht sowohl einer vielfältigen und vielseitigen Vergleichung, als einer unbedingten Auffassung des Einzelnen, die in diesem Falle meistens noch dazu eine befangene ist, abgewinnen wollen.

42.

Noch eine Bemerkung. Nur die Beobachtungen über uns selbst, nicht das Beobachten unser selbst können wir mit Sicherheit für die

Kenntniß unſers Charakters, und für die Schärfung unſers pſychologiſchen Sinnes verwenden; das heißt, nur dasjenige, was uns bereits thatſächlich zur Prüfung und Zergliederung vorliegt. Wo die Beobachtung, mit der Abſicht ein Reſultat feſtzuſtellen, auf eine künftige Äußerung unſers Charakters geſtellt iſt: da kann ſie nur in ſo ferne für unbefangen gelten, als wir im Augenblicke des Handelns ſelbſt dieſe Abſicht gänzlich aus den Augen verlieren.

Übrigens ſchärft nichts den Sinn für Seelenforſchung ſo ſehr, als ein unausgeſetztes Erforſchen und Zergliedern unſer ſelbſt. Kein anderes Studium und keine andere Belehrung kann dieſe erſetzen; und Niemand wird die tieferen Geheimniſſe der menſchlichen Natur ergründen, der ſie nicht in ſeiner eigenen Bruſt aufgeſucht hat. Wie viel wir inzwiſchen auf dieſe Weiſe auch lernen mögen: immer werden wir dennoch, in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer, den formellen Gewinn als den wichtigſten und weſentlichſten anſchlagen müſſen.

43.

Die Belehrung Anderer, ſowohl über die menſchliche Natur überhaupt, als über beſondere Lebensverhältniſſe, kann immer nur ſo viel Werth haben, als die Prüfung ihres unbedingten Gehaltes ausweiſet. Im Allgemeinen findet ſich wohl nur ſelten Veranlaſſung, daß Andere ihre Anſichten, ſey es über die menſchliche Natur im Allgemeinen, oder über einzelne Seiten derſelben, oder über beſondere Lebensverhält-

niſſe, im Zuſammenhange gegen uns ausſprechen. Wo eine ſolche Mittheilung fremder Anſichten Statt findet, da liegen uns dieſe in einer beſtimmt ausgeſprochenen Geſtalt vor; wir finden uns zu einer Prüfung derſelben aufgefordert, und mögen uns nach den Ergebniſſen derſelben von jenen Anſichten zueignen, oder davon verwerfen, was uns gut ſcheint. Nicht eben ſo verhält es ſich aber, wenn wir die Anſichten Anderer nicht auf einmal und im Zuſammenhange kennen lernen: ſondern wenn ſie im fortgeſetzten Umgang auf uns einwirken. Wir können uns da nicht zur Prüfung eines Ganzen aufgefordert finden, das uns nicht vorliegt; und wenn ſich uns endlich das Einzelne zum Ganzen rundet: ſo hat es vielleicht durch die Länge der Zeit bereits eine Befangenheit erzeugt, der wir uns jetzt ſchwer zu entwinden vermögen. Gegen eine ſolche Einwirkung müſſen wir daher, beſonders wenn ſie unſere ſittliche Anſicht vom Leben berührt, um ſo mehr auf unſerer Huth ſeyn, als ſie meiſtens eine deſto entſchiedenere iſt, je weniger wir ihrer gewahr werden. Am ſicherſten werden wir einen ſolchen Einfluß vermeiden, und den Gehalt fremder Anſichten erproben, wenn wir ſie möglichſt klar und ſcharf in ihrer reinen Objektivität zu erfaſſen ſuchen.

44.

Hier ſcheint mir auch der Ort zu ſeyn, einen Blick auf die Frage zu werfen: Welchen Werth dürfen wir bey der Beurtheilung Anderer einem fremden Urtheile zugeſtehen?

»Nur ſo viel Werth, als wir der Einſicht und Unbefangenheit Desjenigen zugeſtehen dürfen, von welchem das Urtheil kommt,« lautet hier die gewöhnliche Antwort. Das iſt aber eine ſehr elende Antwort, ſo plauſibel ſie auch auf den erſten Anblick ausſieht.

Nicht der erfahrne Seelenforſcher allein, ſondern Jeder, der gewohnt iſt, es mit den Begriffen von Recht und Unrecht etwas genauer zu nehmen, und der dabey einen Begriff von dem Werth geiſtiger Selbſtſtändigkeit beſitzt, wird mir ohne Rückhalt darin beyſtimmen, daß ein fremdes Urtheil über Andere unter keiner Bedingung einen Einfluß auf das unſrige ausüben dürfe. Wie viel Vertrauen wir auch immer auf die Einſicht und Unbefangenheit Desjenigen haben mögen, der es ausſpricht; wie ſehr es auch dem Anſcheine nach thatſächlich begründet ſeyn mag, — kann ſeine Einſicht nicht irren? können nicht Gründe der Befangenheit in ihm vorhanden ſeyn, die ſich unſerem Auge entziehen? können wir ſicher ſeyn, daß er die Thatſache ſelbſt richtig aufgefaßt, und daß er ihren Beweggründen redlich und mit glücklichem Erfolge nachgeforſcht habe? Und wenn wir deſſen nicht ſicher ſeyn können, wie dürfen wir ſein Urtheil zu dem unſrigen machen? Unterwerfen wir aber das fremde Urtheil einer ſorgfältigen Prüfung: ſo hört es auf ein fremdes zu ſeyn, und wird gänzlich das unſrige.

»Wir, gerade wir können irren; und unſer, nicht das fremde Urtheil kann das unrichtige ſeyn.« Mindeſtens aber werden wir ſelbſt in dieſem

Falle von dem Vorwurf frey bleiben, aus Leichtſinn an dem Andern ein Unrecht begangen zu haben. Und nicht leicht wird der Fall eintreten, daß wir nämlich durch eigene Prüfung, einem richtigen fremden Urtheil gegenüber, zu einem unrichtigen verleitet werden, wenn wir bey dieſer mit redlichem Ernſt und mit möglichſter Unbefangenheit zu Werke gehen; am wenigſten dann, wenn wir das fremde Urtheil benützen, wie wir es mit Vortheil benützen können, als Aufforderung nämlich, die Züge des Charakters, welche es berührt, zum Gegenſtand einer genaueren Prüfung zu machen. Jeder Einfluß eines fremden nachtheiligen Urtheils über einen Andern begeht an dem Betheiligten kein geringeres Unrecht, als der Richter begehen würde, der den Beſchuldigten, ohne ſeine Sache zu unterſuchen, auf das bloße Wort ſeines Klägers verurtheilen wollte.

45.

Es gibt nichts Unmännlicheres und Verächtlicheres, als jene Schwäche des Geiſtes, die ihr Urtheil über Andere durch Andere beſtimmen läßt; ein ſolches Urtheil weiter trägt; auf ein ſolches Urtheil hin keck in das innere, wie in das äußere Leben des Andern eingreift, ohne das Unrecht zu berechnen, welches ſie begeht, oder es auch nur einmal in's Auge zu faſſen, und die zuletzt für die zahme Gefügigkeit, mit der ſie ſich der Albernheit eines Gecken, oder der Böswilligkeit eines Schächers hingibt, von dieſem ſelbſt mit gutem Recht verachtet wird.

Mancher glaubt einer ſolchen Flachheit ſich durch-

aus nicht ſchuldig zu machen, weil er das Urtheil des Andern in dem Augenblick, wo es ihm geboten wird, nicht unbedingt annimmt, und ſich der Pflicht, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen, halb und halb bewußt bleibt, ohne es darum weniger auf ſich einwirken zu laſſen. Manche geben dabey die Halbheit ihres Weſens noch auf eine andere Weiſe kund. Sie ziehen, um recht billig, beſonnen, und ſelbſtſtändig zu Werke zu gehen, von den nachtheiligen Äußerungen des Andern auf der Stelle die Hälfte, ein Drittel, ein Zehntel, oder einen noch kleineren Bruch ab, und legen den Reſt dann zurück, um damit, als mit einem recht zuverläßigen Ergebniß, des Weiteren zu gebahren.

Mit Jedem in eine Rechnung über die Gründe eines nachtheiligen Urtheils, das er über Andere ausſpricht, einzugehen, oder ihm über ein ſolches Urtheil, wenn es uns nach ſeinen Beweggründen zweydeutig ſcheint, Rechenſchaft abzufordern, erlauben freylich die Verhältniſſe, die Lebensklugkeit, und die Rückſicht auf den Betheiligten ſelbſt nicht immer: aber nie wird der rechtliche Mann aus Flachheit oder aus nichtswürdiger Gefälligkeit zu dem nachtheiligen Urtheil eines Andern über einen Dritten ſich hinneigen, und wenn er das Urtheil desſelben auch nicht annimmt, ihn durch ein ſolches Hinneigen ſelbſt darin beſtärken. Wie in ſo vielen Fällen theilen wir auch in dieſem das Unrecht nicht bloß, wenn wir es geradezu billigen, ſondern auch, wenn wir es zu billigen ſcheinen, und ihm, wofern wir es vermögen, nicht mit Entſchiedenheit entgegentreten.

46.

Die Lektüre, als Mittel zur Ausbildung unſers Sinnes für die Beurtheilung Anderer, muß wenigſtens dem Forſchen über uns ſelbſt und dem eigenen Beobachten nachgeſtellt werden. Sie kann hier faſt nur in Rechnung genommen werden, in ſo fern ſie uns Veranlaſſung gibt, uns in dieſem zu üben; ſie nützt mehr anregend, als belehrend. Die Reſultate, die ſie uns in Beziehung auf jenen Zweck bieten kann, ſind meiſtens ſo allgemeine, oder wieder ſo beſondere, daß wir ſie auf den einzelnen Fall nirgends mit Verläßlichkeit anwenden können, wenn wir ſie nicht genau geprüft, und das Allgemeingültige von dem Beſonderen ſcharf ſcheiden gelernt haben.

47.

Neben den Schriften, welche die menſchliche Natur im Allgemeinen zum Gegenſtande haben, und unter welchen jene, die den Weg der Erfahrung gehen, den Vorzug verdienen — zuerſt muß die Pſychologie als Erfahrungswiſſenſchaft ihre mögliche Vollendung erreicht haben, ehe die Spekulation in ihr, und durch ſie feſten Boden gewinnen kann — ſind ſolche, die einzelne Seelenvermögen, Leidenſchaften und Seelenzuſtände behandeln, einer vorzüglichen Beachtung werth. Dergleichen Monographien haben wir in neuerer Zeit mehrere, und mitunter ſehr werthvolle erhalten. Hier ſoll zum Beyſpiele nur an die Geſpräche über den moraliſchen Ehebruch erinnert werden. Überhaupt iſt es ſehr zu wünſchen,

daß die pſychologiſche Forſchung dieſen Weg fleißig betreten, und ſich nicht zu vornehm dünken möge, auf ihm eine weſentliche Bereicherung ihres Wiſſens zu ſuchen. Wie reich iſt nicht der Gewinn, den ſie hier machen kann; und wie Manches ſehr nahe liegende iſt hier nicht, ſo gut wie gänzlich noch unberührt geblieben.

48.

Keine andere Art von Schriften iſt geſchickter, den Sinn für Seelenforſchung zu wecken und auszubilden, als Biographien; und nur ſie vermögen uns einiger Maßen den lebendigen Umgang mit den Menſchen zu erſetzen, welche ſie ſchildern. Jede gute Biographie gibt uns die vollſtändige Entwicklung eines Menſchenlebens unter beſtimmten Bedingungen. Indem dieſes von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ende als ein abgeſchloſſenes Ganzes vor uns liegt, ſind wir im Stande jeden einzelnen Theil des Charakters in ſeinem Zuſammenhange mit allen übrigen, und nach ſeinen Beziehungen zu den äußeren Bedingungen ſeiner Entwicklung zu überſehen. Dieſen äußeren und inneren Zuſammenhang als einen nothwendigen thatſächlich darzuſtellen, iſt die Aufgabe der Biographie; thatſächlich: denn darin beſteht ihr wahrer Pragmatismus, der ihr, leider, noch immer fremd iſt, und an deſſen Stelle ſie fälſchlich die Reflexion ſetzt. Es gibt keine andere echt pragmatiſche Darſtellung, als durch Thatſachen. Seinen Helden, nicht ſeine Anſicht von, und ſeine Reflexionen über ſeinen Helden ſoll der Biograph uns geben. Wir haben nur wenig Bio-

graphien, in welchen die Reflexion die Züge des dargestellten Helden nicht halb ungewiß machte, wie Staub und Schmutz auf alten Portraiten. Kein anderer Schriftsteller sollte in der Darstellung sein Ich so ganz aus dem Spiele lassen, und seine Feder strenger beherrschen, als der Biograph.

Selbstbiographien sind nur mit großer Vorsicht zu benützen. Je interessanter und vielseitiger der Mann ist, der sich schildert, und ein je feinerer und gewandterer Zergliederer: um desto näher liegt ihm oft, auch bey dem redlichsten Entschluß wahr zu seyn, und bey der aufrichtigsten Selbstverläugnung — die Selbsttäuschung. Den auffallendsten und schlagendsten Beweis davon liefern Rousseau's Bekenntnisse.

49.

Weder sich selbst, noch Andere, vermag der Mensch richtig zu begreifen, wenn er nicht seine Zeit richtig begriffen hat. Denn jede Entwicklung, jedes Streben ist in den Mitteln, die ihm geboten werden, oder die ihm zu Gebote stehen, so wie in dem Widerstand, welcher ihm entgegentritt, von der Zeit abhängig, in der es sich bewegt; Jeder erfährt ihren Einfluß, und sich eine Selbstständigkeit des Geistes denken, welche diesem Einfluß uns gänzlich zu entziehen vermöchte, heißt etwas sehr Ungereimtes denken. Die Zeit aber, in welcher wir leben, kann nur aus der ihr vorausgehenden, und diese wieder nur aus einer früheren vollständig begriffen werden: so, daß es schon von diesem Gesichtspunkte aus keine Aus-

bildung für Seelenforschung, ohne zureichende Kenntniß der Geschichte geben kann.

Aber auch aus einem andern Gesichtspunkte nicht. Die Geschichte des Individuums: Mensch, und seiner Entwicklung spiegelt sich in großen Zügen in der Geschichte seines Geschlechtes ab: und gewiß haben die Historiker Unrecht, diese, an lichtvoller Klarheit so fruchtbare Parallele nur sehr selten zu benützen. Die nämlichen Gesetze, welche über die Entwicklung der intellektuellen und sittlichen Kräfte des Menschen, als Individuums, walten, walten auch über das Leben der Völker; die nämlichen Gesetze, welche den Werth und die Glückseligkeit des Individuums bedingen, bedingen auch den Werth und das Glück der Völker; und die nämlichen Mißgriffe, Verirrungen und Verbrechen, welche jenes in seiner Ausbildung aufhalten, oder vom rechten Wege ablenken, hemmen und richten auch diese zu Grunde. Darum wird weder der Historiker, der den Menschen nicht mit dem tiefen Blicke des Psychologen erforscht hat, in seiner Wissenschaft scharf genug sehen: noch der Psycholog ohne historische Kenntnisse in seinen Ansichten über die menschliche Natur einen höheren Grad von Klarheit und Sicherheit des Geistes gewinnen.

50.

Auch noch aus einem andern Grunde soll der Seelenforscher sich mit Liebe den historischen Studien zuwenden. Wie traurig nämlich auch der Anblick dieses ewigen Versinkens von Irrthum in Irrthum,

dieſes ewigen Hintaumelns von einem Äußerſten zum Andern, von Verbrechen zu Verbrechen, wie die Geſchichte es darſtellt, auch immer ſeyn mag: ſo gibt doch eben ſie das unverwerflichſte Zeugniß für das ſittliche Princip in der Natur des Menſchen, das, als ein Ewiges und Unzerſtörbares, auch in der düſterſten Verworrenheit des Irrthums, und im wildeſten Kampfe der entzügelten Leidenſchaften in ihm nicht untergehen konnte. Heilig bewahre ſich der Pſycholog den Glauben an dieſes Princip: denn wie ſoll er das Menſchliche im Menſchen richtig erkennen: wenn das Göttliche, was dieſem als das bewegende Princip ſeiner Entwicklung eingepflanzt iſt, nicht zu würdigen gelernt hat!

Darum mag er ſich auch immerhin mit den Dichtern befreunden, deren Beruf es ja iſt, Dollmetſcher des Göttlichen im Menſchen zu ſeyn. Manches tiefere Geheimniß der menſchlichen Natur, das ſich dem Auge des gewöhnlichen Forſchers entzieht, enthüllt ſich dem begeiſterten Blicke des Dichters.

51.

Das Schlechte und Mittelmäßige verdirbt es überall dem Guten: und ſo darf man ſich nicht wundern, wenn der Roman in der Achtung der Leſewelt ſo tief geſunken iſt, daß ich mich faſt ſcheue, ihn hier zu nennen. Was inzwiſchen wirklich gut iſt, behält ſeinen Werth, unabhängig von jeder Meinung; und wenn es wahr iſt, daß der gute Roman ohne ein ausgezeichnetes Talent für eine feſte und konſequente

Charakterzeichnung, ohne tiefe und umfaſſende Menſchenkenntniß nicht geſchrieben werden kann: ſo darf ich wohl kein Bedenken tragen, ihn unter den Schriften anzuführen, welche den Blick für Seelenforſchung ſchärfen und erweitern. Das Meiſte wird auch hier, wie bey jeder Lektüre, darauf ankommen, wie wir leſen. Die pſychologiſchen Romane, welche vor mehreren Jahrzehenden ſehr beliebt waren, ſind jetzt verſchwunden; und mit Recht. In einem gewiſſen Sinne iſt, und muß jeder Roman ein pſychologiſcher ſeyn: in ſo fern er nämlich die Charaktere mit pſychologiſcher Conſequenz durch ſich ſelbſt darſtellt; jene aber ſuchten dieſe Darſtellung auf dem Wege pſychologiſcher, oft ſehr ſchwachleiniger Reflexionen und Deduktionen, und waren meiſtens in dieſer Beziehung eben ſo ſchlecht, als äſthetiſch unzuläßig und langweilig.

52.

Eh' ich dieſes Buch ſchließe, muß ich noch einen Grundſatz berühren, den man in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer ſehr oft und ſehr allgemein rühmen hört, und der recht human ausſieht, ohne darum auch nur im geringſten etwas werth zu ſeyn.

Es iſt der Grundſatz: Man müſſe Andere von ihrer beſſeren, oder von der beſten Seite nehmen.

Was ſoll nun aber der Ausdruck heißen: Andere von ihrer beſten Seite nehmen? Wenn dieſes: man müſſe nicht ihre Mängel, Fehler und Gebrechen, ſondern nur ihre Tugenden und Vor-

züge ins Auge faſſen: ſo empfiehlt die ganze Maxime eine einſeitige Auffaſſung der Charaktere; ſoll ſie aber ſo viel heißen, als: man müſſe die Mängel und Schwächen Anderer nicht in ihrem wahren, ſondern in einem milderen Lichte ſehen: ſo fordert ſie uns offenbar auf, ſie in einem unrichtigen Lichte zu ſehen.

» Die Humanität empfiehlt dieſen Grundſatz. «

Die ächte? Mag man ſie auch für ächt nehmen, oder gelten laſſen: er taugt darum dennoch nichts. Auch die redlichſt gemeinte Humanität kann den Schelm und den Dummkopf nicht beſſer nehmen, als er iſt, ohne dem ehrlichen Mann und dem geiſtreichen Kopf zu nahe zu treten, indem ſie den Unterſchied des Werthes zwiſchen dem Einen und dem Andern wenigſtens um einen gewiſſen Grad verringert; und ohne ſich, wie Andere, bey ihrer milden Schätzung auf eine leicht mögliche Weiſe zu gefährden.

Aber bey weitem nicht ſo oft iſt es die Humanität, welche jenen Grundſatz aushängt, und in Schutz nimmt, als mattherzige Schwäche und geiſtige Flachheit; ſich ſelbſt betrügend, und Andere, mit dem Scheine der Milde, während ſie ſich bloß dem Impuls einer Laune, einer Wallung, oder eines eigenſüchtigen Beweggrundes überläßt, und wenn dieſer morgen ſich ändert, in leidenſchaftliche Feindſeligkeit und giftige Klatſchſucht umſchlägt.

Die Humanität zeigt ſich im Handeln, nicht im Urtheilen. Sie erträgt, vergibt, bedauert die Fehler und Schwächen Anderer; und, wenn es ihr kein ſtrenges, ſittliches Geſetz verbietet, bedeckt ſie dieſelben

mit Schweigen: aber ſie macht ſich nicht blind dafür; ſie ſieht ſie nicht abſichtlich in einem unrichtigen, und am wenigſten heute in dieſem, und morgen in jenem Lichte. Dieſe Humanität von uns zu fordern hat Jeder ein Recht, weil wir ſelbſt ſie von Jedem fordern, und der umſichtigſte und tiefſte Kenner der menſchlichen Natur und ſeiner ſelbſt wird immer am meiſten geneigt ſeyn, ſie zu üben.

Die wahre Humanität in der Beurtheilung Anderer iſt Gerechtigkeit, ruhend auf einer möglichſt unbefangenen, unſichtigen und beſonnenen Prüfung ihres Charakters. Die Gewohnheit, Andere ſo zu prüfen und zu beurtheilen, wird uns am ſicherſten und vorhaltendſten zur Milde und Schonung in unſerem Handeln und Betragen gegen ſie führen; die, wie jeder andere ſittliche Vorzug, nur dann eine feſte Grundlage haben, wenn ſie aus der Idee einer klar erkannten Pflicht hervorgehen.

Zweytes Buch.

1.

Indem ich die zweyte Abtheilung dieſer Schrift beginne, welche die Beurtheilung Anderer nach beſonderen Beziehungen zum Vorwurf hat, ſeh' ich mich gezwungen, die Leſer auch hier wieder gleich Anfangs auf die engen Gränzen aufmerkſam zu machen, welche unſrer Erkenntnißkraft geſteckt ſind. Denn gerade über das wichtigſte und weſentlichſte Verhältniß, welches hier in Berechnung genommen werden ſollte, über das Verhältniß zwiſchen Geiſt und Körper, weiß die Pſychologie, außer einigen ſehr allgemeinen Formeln, auch noch heut zu Tage nur ſehr wenig zu ſagen. Gewiß wird ſie in den nächſten Jahrzehenden auf dieſem Gebiet ſehr bedeutende Erwerbungen machen, wenn ſie fortfährt, wie ſie es in der neueren Zeit gethan hat, ihren Weg an der Hand der Phyſiologie zu ſuchen. Nur daß ſie ſich hüthe, auf dieſem Wege die rechte Würdigung des geiſtigen Princips nicht aus dem Auge verliere, und ſich nicht zuletzt ganz und gar in Phyſiologie auflöſe.

2.

Eines wenigſtens wiſſen wir in Betreff des Zuſammenhanges zwiſchen dem geiſtigen und phyſiſchen

Menſchen; dieſes: daß der Geiſt nicht kräftig, lebendig und friſch ſeyn kann, wenn der Körper ſchwach, leidend und abgemüdet iſt. Dennoch laſſen wir nicht ſelten ſelbſt dieſe auffallendſte aller Rückſichten unbeachtet, und fordern von demjenigen, welchem die Natur einen gebrechlichen Körper gegeben hat, die Energie; von dem, der an einem langſam verzehrenden, vielleicht unheilbaren Übel leidet, die Lebendigkeit, Heiterkeit, Beſonnenheit und Ruhe des Geiſtes, die wir, in der Regel wenigſtens, nur bey vollkommen geſunden Menſchen antreffen.

3.

Es gibt keine Seite des Menſchen, über welche unſer Urtheil und unſre Schätzung häufiger irrten, als über die geiſtigen (intellektuellen) Anlagen desſelben und ihre Ausbildung. Die folgenden Bemerkungen werden die Wahrheit dieſer Behauptung in ein hinreichendes Licht ſetzen.

4.

Wir haben für den Umfang geiſtiger Kraft durchaus keinen beſtimmten Maßſtab. Wir können ſie nur nach ihren wirklichen, nicht nach ihren möglichen Äußerungen, und ſelbſt nach dieſen nur vergleichungsweiſe beurtheilen. Dieſer Maßſtab iſt jedoch höchſt unzuverläßig. Er kann überall nur in ſo fern für zuverläßig gelten, als die zu vergleichenden Kräfte ſich unter vollkommen gleichen Bedingungen äußern; ein Fall, der wohl bey mechaniſchen oder phyſiſchen, nie aber bey geiſtigen Kräften eintreten kann. Die

Bedingungen, welche wir bey den letzteren in Anſchlag zu bringen haben, ſind die Schwierigkeiten, welche ſie zu überwinden, und die Umſtände, unter welchen ſie ſich ausgebildet haben. Die erſteren ſind wieder immaterieller Art, und woran wollen wir ſie mit Beſtimmtheit meſſen? die letzteren — nur in ſo fern ſie äußere ſind, können wir ſie im Allgemeinen berechnen, nicht aber das Maß, noch die Art ihrer inneren Einwirkung. Was heißt nun z. B. das, zwey Menſchen haben den nämlichen Unterricht, oder die nämliche Bildung genoſſen? — Wird nicht bey beyden jeder einzelne Eindruck durch die ganze bereits entwickelte Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes auf eine eigenthümliche Art beſtimmt und geſtaltet werden?

5.

Überdieß: wir ſcheiden die einzelnen Seelenkräfte für den Gebrauch der Schule, und ſcheiden ſie auch bey ihrer Schätzung und Beurtheilung. Dagegen läßt ſich nun im Allgemeinen nichts einwenden; aber wir vergeſſen dabey zu oft, daß alle intellektuellen Anlagen und Kräfte, in ſo fern wir ſie als getrennte betrachten, wechſelweiſe ſich tragen und beſchränken, und daß wir über die einzelne nie ein ſicheres Urtheil ausſprechen können, wenn wir nicht im Stande ſind, auf das beſtimmteſte ihr Verhältniß zu allen übrigen anzugeben. Über das Verhältniß der einzelnen Seelenvermögen zu einander weiß die Pſychologie, außer einigen allgemeinen Formeln, bis jetzt nun freylich nur wenig zu ſagen; wenig darüber, wie ſie ſich wech-

ſelſeitig unterſtützen und fördern: und noch weniger, wie ſie einander beſchränken und Abbruch thun. Hat ſie doch ſelbſt den wichtigen Grundſatz nur noch ſelten in's Auge gefaßt, daß gewiſſe intellektuelle Vorzüge des Geiſtes — und ſelbſt von einigen ſittlichen Vorzügen gilt dieſes — zwar nicht unbedingt, wohl aber oft ſchon in höherer, immer aber in ihrer höchſten Potenz einander ausſchließen.

6.

Daß die wirkliche Ausbildung intellektueller Kräfte nicht Maßſtab derſelben als geiſtiger Kraft überhaupt, und ihrer Bildungsfähigkeit ſeyn könne, iſt oft genug geſagt worden, und nicht zum tauſendſten Male ſoll hier die Bemerkung wiederholt werden, daß mancher hinter dem Pflug hergehe, der, wären ſeine Anlagen ausgebildet worden, im Kabinette oder auf dem Lehrſtuhl die Bewunderung ſeiner Zeit ſeyn würde, und daß mancher den Torniſter trage, den die Natur zum Feldherrn beſtimmt hatte. Nur das mag bemerkt werden, daß es offenbare Einſeitigkeit iſt, wenn wir das Talent gewöhnlich nur in Beziehung auf wiſſenſchaftliche oder artiſtiſche Ausbildung ſchätzen. Früher ſelbſt nur in Beziehung auf philoſophiſche und humaniſtiſche. Allein das Genie hat ſich in der neueren Zeit im Gebiete der mathematiſchen, phyſikaliſchen und technologiſchen Wiſſenſchaften durch ſo glänzende Erfolge geltend zu machen gewußt, daß einzig zu fürchten, die Schätzung der Zeit könne es künftig auf der andern Seite verſehen. Und gewiß

iſt von allen böſen Geiſtern der Einſeitigkeit, welche ſich um ſie balgen, dieſer derjenige, der ihr, wenn ſie ſich ihm, wie ſie es thun wird, mit noch größerer und endlich mit ausſchließender Entſchiedenheit hingibt, am meiſten Böſes zufügen wird.

7.

Am auffallendſten zeigt ſich die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit in Schätzung und Beurtheilung des intellektuellen Werthes Anderer, wenn von den Bedingungen der Ausbildung ihrer Anlagen die Rede iſt.

Es iſt leicht, ſich über den Grundſatz zu verſtändigen, daß hier nur dasjenige verdienſtlich ſey, was wir mit klarem Bewußtſeyn des vorgeſetzten Zweckes erſtreben. Wie aber wollen wir einem Andern ohne die genaueſte und vollſtändigſte Einſicht in die Geſchichte ſeiner geiſtigen Entwicklung nachrechnen, in wie fern ſein Zweck ihm klar geweſen ſey; was er gethan habe, um ihn ſich klar zu machen, und ihn zu erreichen; mit welcher Anſtrengung er darnach gerungen, mit welchen außer- und in ihm liegenden Schwierigkeiten und Hemmungen er gekämpft, und was er darüber gelitten und dafür geopfert habe. Gewiß, die Schmerzen, um die wir ſehr oft unſre geiſtige Ausbildung kaufen müſſen, dieſes Ringen nach dem vollen Lichte, wo uns nur ein zweydeutiger Schimmer leuchtet; dieſes Hin- und Herſchwanken zwiſchen Wahrheit und Irrthum; zwiſchen dem muthigen Aufſchwellen des Kraftgefühls und dem muthloſen Verſinken bey ſeiner unvermeidlichen Abſpan-

nung, gehören zu den peinlichſten, und nur der mag ſie einiger Maßen berechnen, der ſie ſelbſt empfunden hat.

8.

Ganz in der Luft ſchwebt jede in's Allgemeine hin gemachte Berechnung der äußeren Umſtände, die wir als der geiſtigen Ausbildung förderlich oder nachtheilig bezeichnen. Jeder, in welchem der Funke eines ſelbſtſtändigen Bildungstriebes lodert, verfolgt ſeinen Weg auf ſeine Weiſe; oft von einer ihm ſelbſt noch dunklen Vorſtellung des ihm Entſprechenden richtig geleitet: oft den Wink ſeines Genius falſch verſtehend und dadurch mißleitet. Was wir nun im Allgemeinen als Förderungs- oder Hemmungsmittel der geiſtigen Bildung betrachten, iſt das nur in ſo fern, als er der eigenthümlichſten Naturanlage des Individuums entſpricht oder entgegen iſt. Was im Allgemeinen der intellektuellen Entwicklung günſtig iſt, kann hemmend, verwirrend und ſelbſt zerſtörend auf die Bildung des Einzelnen einwirken: und was im Allgemeinen ſie zu beſchränken und aufzuhalten geeignet iſt, für dieſen zur Springfeder eines glücklichen Aufſchwungs werden. Selbſt wenn wir die eben berührten Rückſichten bey Berechnung äußerer Einflüſſe auf die geiſtige Ausbildung nicht außer Acht laſſen, bleibt dieſelbe darum nicht minder mangelhaft und unzuverläßig. Jeder äußere Einfluß wirkt nämlich nicht als ein einfacher Hebel nur nach einer Seite hin, ſondern nach mehreren zugleich: ſo daß wir ſeine Wirkung auf keine Weiſe mit hinreichender Beſtimmtheit zu

verfolgen vermögen, weil ſie, wenn nicht als eine unmittelbare, doch als eine mittelbare, in tauſend unſerm Blick ſich entziehenden Verzweigungen fortläuft.

9.

Was uns endlich in der Beurtheilung der geiſtigen Anlagen und Ausbildung Anderer am meiſten behutſam und zurückhaltend machen ſollte, iſt dieſes, daß wir die erſteren nur in ſo fern, als wir ſie ſelbſt beſitzen, dieſe nur nach Maßgabe unſrer eignen Bildung lebendig zu begreifen vermögen. Mag doch niemand glauben, daß ein allgemeiner Begriff hinreiche, ihm hier auszuhelfen. Angenommen ſelbſt, daß dieſer Begriff einen höheren Grad von Lebendigkeit habe: — und er wird dieſen nur haben, wenn die geiſtige Kraft, die den Gegenſtand der Beurtheilung ausmacht, im Beurtheiler ſelbſt, wenn nicht in gleicher, doch in einer ſich annähernden Potenz vorhanden iſt — ſo geſtaltet ſich ja jede geiſtige Kraft in ihrer Entwicklung als eine eigenthümliche: und kann in dieſer Eigenthümlichkeit nur von dem verwandten Geiſte recht begriffen werden. Wo nun die Flachheit dieſe Eigenthümlichkeit nicht zu erfaſſen vermag, weil ſie durchaus nichts derſelben Verwandtes in ſich ſelbſt findet: da überträgt ſie dann das Geſchäft, dem dürren allgemeinen Begriff Leben und Farbe zu geben, der Phantaſie, die ſich desſelben meiſtens auf eine ſolche Art zu entledigen weiß, daß die Selbſtgefälligkeit der Beſtellerin keine Veranlaſſung hat, darüber in Verlegenheit zu gerathen.

Was von den intellektuellen Vorzügen gilt, gilt auch von den sittlichen, daß wir nämlich diese selbst, oder wenigstens die Anlage dazu, in uns finden müssen, um sie an Andern lebendig zu begreifen; ja es gilt sogar von sittlichen Fehlern und Gebrechen. In Betreff der letzteren, denke man an Sokrates, der dem Physiognomen Zopyrus gegenüber eingestand, die Anlage zu allen Lastern in sich entdeckt zu haben, die jener ihm vorwarf.

10.

Jeder Vorzug des Geistes besitzt einen Werth: aber nicht alle Vorzüge des Geistes besitzen einen gleichen Werth. Daß die Schätzung des Letzteren nach objektiven, nicht nach subjektiven Gründen geschehen müsse, ist von selbst klar. Wahr aber, wie wenig andere Sätze, ist in Hinsicht auf die Schätzung geistiger, wie sittlicher Vorzüge, der Grundsatz: der Vernünftige schätzt an Andern am höchsten diejenigen Vorzüge, welche ihm abgehen; der Geck nur jene, welche er selbst besitzt, oder zu besitzen glaubt. Jener schätzt, was er erkennt, und lebhaft sich anzueignen wünscht: dieser achtet gering, was er gar nicht, oder nur sehr unvollkommen begreift, und was für ihn, der bereits so vieles besitzt, nur wenig Werth haben kann.

11.

Die erste Stelle unter allen intellektuellen Vorzügen gebührt der Geradheit des Geistes (Droiture d'esprit). Man geht nicht irre, wenn man

ſich bey der Frage: Was iſt Geradheit des Geiſtes? an die Etymologie hält. Gerade iſt dasjenige, was von der Richtung auf einen gegebenen Punkt nach keiner Seite hin abweicht. Ein ſolcher Punkt iſt jedem geiſtigen Streben in demjenigen gegeben, was den Kern und das innerſte Weſen des Gegenſtandes ausmacht, den es zum Vorwurf hat. Die Geradheit des Geiſtes ſucht, erkennt und verfolgt dieſen Punkt, und läßt ſich durch nichts von dieſer Richtung abwendig machen.

12.

In allen Dingen, im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft, gibt es ein Einfaches und Wahres, das ein im Weſen derſelben ſelbſt Bedingtes iſt, und eben darum als ein unbedingt Geltendes erſcheint. Es kann daher weder mit demjenigen, woraus es hervorgeht, noch mit ſich ſelbſt jemals in einen Widerſpruch gerathen: ſondern alle Widerſprüche finden im Gegentheil in ihm ihre Auflöſung. Was daher mit ihm in einen Widerſpruch tritt: das iſt ein Widerſpruch gegen das Weſen der Sache ſelbſt; und dieſer Widerſpruch iſt es, den die Geradheit des Geiſtes zunächſt überall zu vermeiden ſucht.

13.

Plato wirft die Frage auf, ob die Tugend ein Geſchenk der Götter, die Frucht einer glücklichen Naturanlage, oder der Erziehung ſey. Man könnte ſagen, ſie ſey die Frucht einer vollkommnen Gerad-

heit des Geiſtes; indem bey der höchſten Entſchiedenheit der letzteren, und der damit verbundenen höchſten Wahrheit des Erkennens, das ſittliche Handeln mit dem ſittlichen Erkennen von ſelbſt zuſammenfällt. Nur wird ſich jetzt die Frage wiederholen, ob die Geradheit des Geiſtes ſelbſt eine Frucht der Erziehung ſey, oder eine glückliche Naturanlage, mit welcher der Himmel ſeine ausgezeichnetſten Lieblinge beſchenke.

Im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſind diejenigen Prinzipien, welche aus dem innerſten Weſen derſelben hervorgehen, immer zugleich die einfachſten; ſie werden uns überall durch Belehrung und Unterricht zuerſt geboten; ſie entziehen ſich unſrer eignen Beobachtung am wenigſten; ſie ſind am leichteſten zu erkennen, und wir ſehen uns überall aufs neue zu ihnen hingewieſen. Auf der andern Seite ſind es im Leben, wie in Kunſt und Wiſſenſchaft, eben die einfachſten Grundſätze, über die wir am ſchwerſten und am ſpäteſten zu voller Klarheit und zu voller Sicherheit in ihrer Anwendung gelangen; erſt wenn wir das ganze Gebiet durchwandert, viel geprüft, viel verglichen, viel geſammelt und verworfen, und — viel geirrt haben. Nicht als Anlage alſo — denn wie leicht, und ſelbſt wie willig erkennen wir nicht überall das Rechte und Wahre, wenn wir nicht durch Befangenheit daran gehindert werden —: ſondern in jener Ausbildung, die dem leicht erkannten Wahren und Rechten ein ſo entſchiednes Übergewicht verſchaffe, daß es zum leitenden Prinzip unſers geiſtigen Strebens werde, iſt

die Geradheit des Geiſtes eine eben ſo ſeltne, als edle Blüthe, deren Entfaltung durch eine glückliche Erziehung — die wohl die höchſte Gunſt des Himmels genannt werden darf — gefördert wird, die aber nur langſam zu ihrer vollen Entfaltung gelangt. Darum ſollten wir, die Forderungen des ſittlichen Geſetzes als durchaus unbedingte ausgenommen, wo wir dieſe Blüthe bey Andern vermiſſen, uns immer gegenwärtig halten, wie ſchwer in allen Dingen, im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft die volle Erkenntniß des Wahren und Rechten erſtrebt werde: wäre es auch nur um die Geradheit des Geiſtes nicht in dem Augenblick an uns ſelbſt zu verläugnen, in welchem wir ſie von Andern ſtrenge fordern zu dürfen glauben.

14.

Wenn es allerdings zunächſt die Intereſſen verkehrter Neigungen und Leidenſchaften ſind, welche die gerade Richtung des Geiſtes hindern, und in Beziehung auf Kunſt und Wiſſenſchaft das Wohlgefallen an dem Ungewöhnlichen und Blendenden; die Sucht neu, überraſchend und genial zu ſeyn: ſo iſt das doch nicht überall der Fall, wo wir jene Richtung vermiſſen. Oft wird, vorzüglich der jugendlich regſame und kräftige, aber noch nicht in ſich ſelbſt erſtarkte Geiſt, von der ihm zuſtrömenden Maſſe ſowohl intellektueller Anſichten, als widerſprechenden Lebenserſcheinungen, ſo zu ſagen betäubt und gewaltſam vom rechten Wege abgelenkt. Er weiß dieſe Widerſprüche nicht ſogleich zu löſen; er erkennt die Wahr-

heit, aber er wird an ihr irre; er weiß, was theilweise unbeſtreitbar mit ihr übereinſtimmt, nicht ganz damit in Übereinſtimmung zu bringen, und das Falſche nicht ſcharf genug davon auszuſcheiden. Hier nun ſogleich über Verkehrtheit und Verworrenheit zu ſchreyen, iſt Albernheit, und oft gerade der nächſte Weg, um jene Fehler hervorzubringen. Das ungeſchickte Eingreifen in eine ſolche Kriſis des Geiſtes, oder das voreilige Verzweifeln an ihrem glücklichen Ausgange, wirkt hier oft ſo ſchädlich, als der gleiche Fehler des Arztes in phyſiſchen Krankheiten. Auch iſt es nicht ſchwer zu erkennen, ob die geiſtige Natur eine hinreichende Kraft habe, um die Kriſis durchzukämpfen. Wie die phyſiſche Natur bietet ſie ſich in dieſem Falle willig zu Allem dar, und verlangt nach Allem, was jenen Kampf ihr erleichtern und den Widerſtreit der aufgeregten Kräfte beſänftigen kann. Es iſt eben die Sache des geſchickten Arztes, ſie richtig zu verſtehen, nicht unbeſonnen ihre eigne Thätigkeit zu ſtören, und ſeiner intellektuellen Einſicht überhaupt nicht allzu ſehr und allzu unbedingt zu vertrauen.

15.

Die Beſchränktheit des Geiſtes hebt die Geradheit desſelben nicht auf: läßt ſie aber ſehr oft zu ihrem Nachtheil erſcheinen. Oft nennen wir ſie mit großem Unrecht Einfalt; und der geiſtreiche Denker gilt uns in der Regel immer mehr, als der richtige Denker. Der Letztere aber behält ſeinen Werth, wenn er auch eine wahre Anſicht aus Mangel an Umſicht

nicht vielſeitig aufzugreifen und zu verfolgen weiß. Auch iſt, was wir oft geradezu Beſchränktheit nennen, nicht ſowohl dieſe, als ein ſelbſtbewußtes ſich Beſchränken; das uns häufig nur darum eine gar ſo dürftige Armuth zu ſeyn ſcheint, weil wir ſelbſt ſo übermäßig reich zu ſeyn glauben.

Überhaupt gibt es kaum einen andern Vorzug des Geiſtes, den wir weniger verkennen werden, als dieſen: wenn wir — ihn ſelbſt beſitzen; hingegen gibt es keinen, bey dem uns, wenn er uns fehlt, ſo ſchwer würde, ihn an Andern, ich will nicht ſagen, zu begreifen, gewiß aber ihn zu würdigen.

16.

Geradheit des Geiſtes ſchließt überall den Begriff von Folgerichtigkeit in ſich, und man könnte ſagen, ſie ſey ſelbſt nichts Anderes, als Folgerichtigkeit. Denn gibt es gleich ſelbſt eine ſtrenge Folgerichtigkeit aus falſchen Grundſätzen: ſo kann doch nur die Wahrheit unbedingt und vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen.

Ein entſchiedenes Streben nach ſtrenger Folgerichtigkeit darf immer als eines der zuverläßigſten Kennzeichen gediegener Geiſteskraft betrachtet werden; wie ſie andererſeits unerläßliche Bedingung jeder gediegenen, geiſtigen Entwicklung iſt. Sie kann nämlich ohne einen höheren Grad von Regſamkeit und Umſicht des Geiſtes, ſo wie ohne eine ernſte Richtung auf Erforſchung der Wahrheit kaum gedacht werden. Andererſeits geben Seichtigkeit und

Flachheit des Geiſtes ſich durch nichts offenbarer kund, als daß ſie die Folgerichtigkeit bey ihren Verirrungen entweder nicht vermiſſen, oder gänzlich außer Acht laſſen.

17.

Eigenſinn und Starrſinn des Geiſtes können wohl im Charakter, aber ſie können auch in Folgerichtigkeit aus falſchen Vorderſätzen ihren Grund haben. Nur bey dieſen; denn bey der Folgerichtigkeit aus wahren Grundſätzen findet nur ein ſelbſtbewußtes Feſthalten an dem als wahr Erkannten, aber weder Eigenſinn noch Staarſinn Statt. Ehe wir nun in einem Falle den Andern dieſer Fehler, oder einer hartnäckigen Rechthaberey beſchuldigen, ſollten wir immer zuerſt fragen: in wie fern er vielleicht wirklich Recht habe? in wie fern wir ihn richtig verſtanden haben; und in wie fern er ſelbſt ſich richtig verſtehe? Ganz richtig verſteht die Folgerichtigkeit aus falſchen oder halbwahren Grundſätzen ſich nie: weil dieſe von vorne herein Unklarheit des Geiſtes vorausſetzen.

18.

Man kann fragen, ob es ohne Geradheit des Geiſtes eine Klarheit deſſelben geben könne? Verſteht man nun unter letzterer bloß ein Bewußtſeyn des Unterſchiedes verſchiedener Vorſtellungen oder Vorſtellungsweiſen im Allgemeinen; oder, wie der Sprachgebrauch es öfter thut, bloß einen höheren Grad von Lebhaftigkeit dieſes Bewußtſeyns: ſo beantwortet ſich die Frage von ſelbſt. Volle Klarheit

des Geiſtes mag jedoch von Geradheit des Geiſtes nicht geſondert gedacht werden: weil das volle Bewußtſeyn aller Unterſchiede einer Vorſtellung oder Vorſtellungsweiſe ihr Anerkennen als Wahrheit, oder die Erkenntniß ihres Verhältniſſes zur Wahrheit in ſich ſchließt. Was immer falſch und unwahr iſt, kann nur durch das zweydeutige Halbdunkel ſeiner Beleuchtung täuſchen, weil nur dieſes die in ihm enthaltenen Widerſprüche dem Auge entziehen kann.

Nicht überflüſſig iſt es zu erinnern, daß wir in Betreff dieſer Anſicht in einzelnen Fällen die Klarheit des bloßen Erkennens von jener des Handelns ſcheiden müſſen. Es gibt nämlich Menſchen, die im Denken größtentheils klar, im Handeln hingegen verworren erſcheinen; entweder weil ihre Leidenſchaften ſie jeden Augenblick fortreißen, und die Klarheit des Geiſtes ſelbſt, auf Augenblicke wenigſtens, dadurch in ihnen getrübt wird: oder weil ſie ihren Leidenſchaften entſchieden ſich hingebend, das Handeln vom Erkennen mit Beſonnenheit geſchieden haben. Wenn inzwiſchen der Schluß von der Unklarheit des Handelns auf jene des Geiſtes kein unbedingt zuverläßiger iſt — der Schluß von der Klarheit des Handelns auf die des Geiſtes iſt das immer —: ſo ſchließt jede Verworrenheit des Handelns mindeſtens die volle Klarheit des ſittlichen Erkennens aus; indem ein entſprechendes Handeln mit dieſer überall von ſelbſt zuſammenfällt.

19.

Entſchiedenheit des Geiſtes iſt theils das Streben, theils die Fertigkeit deſſelben, überall beſtimmte Reſultate ſeines Forſchens zu ergreifen und feſtzuhalten. Ohne einen gewiſſen Grad von Klarheit, welche ſich weſentlicher Unterſchiede einer Anſicht von andern, derſelben verwandten oder entgegenſtehenden, bewußt ſey, kann es keine Entſchiedenheit des Geiſtes geben; wohl aber kann die letztere in Hinſicht dieſer Unterſchiede aus Beſchränktheit irren; in welchem Falle ſie dann ihre beſchränkte Einſicht für eine zur Feſtſtellung des Reſultates hinreichende nimmt.

20.

Entſchiedenheit des Geiſtes iſt nicht Dogmatismus. In ihr begegnen ſich vielmehr ſowohl der Dogmatismus, als der vollendetſte Skepticismus: in ſo fern nämlich der letztere in dem Grundſatz, daß man an Allem zweifeln müſſe, ſeiner ſelbſt ſich bewußt iſt. Ein Skepticismus, der an dieſem Grundſatz, alſo an ſich ſelbſt noch zweifelt, iſt mit Entſchiedenheit des Geiſtes unverträglich.

21.

Ein Grieche ſagt: Im Zweifel liegt etwas Göttliches. Gewiß! denn in ihm liegt der lebendige Drang nach Wahrheit. — »Aber der Skeptiker verzweifelt ſie zu finden.« — Mag er das; der Drang ſelbſt ſie zu finden, ſtirbt nie in ihm: denn eben er iſt von göttlicher Abkunft. Ein gänzliches

Verzweifeln an aller Wahrheit, wäre vollkommener Tod des Geiſtes.

22.

Hier zeichnet ſich denn von ſelbſt ſcharf und beſtimmt die Linie, auf welcher der Skepticismus achtenswerth erſcheint. Er verdient unſere Achtung, wenn er aus dem lebendigen Drange nach Wahrheit hervorgeht; und nie zeigt er ſich dann anmaßend, frech, übermüthig, eitel und geckenhaft. Denn immer miſcht ſich ihm dann etwas von jener erhabenen Schwermuth bey, die aus der Überzeugung hervorgeht, daß der edelſte Wunſch unſers Lebens nie eine genügende Befriedigung finden könne. Wenn daher die alten Skeptiker ihre Ataraxie — die unerſchütterliche Ruhe des Geiſtes, die aus dem Zurückhalten alles Beyfalls hervorgeht — ſo hoch anpreiſen: ſo glaube ich, daß ein ſolcher Zuſtand zwar nicht unbedingt ein Ideal zu nennen ſey, aber nahe an dieſes gränze: und daß er nur bey jenen Philoſophen gefunden werden möge, die ganz der Spekulation, dem Leben hingegen ſo gut, wie gar nicht, angehören.

23.

Man hat behauptet, der Skepticismus ſey dem menſchlichen Geiſte am angemeſſenſten. Wenn man bedenkt, daß es außer jenen Wahrheiten, die als göttlich geoffenbarte eintreten, durchaus keine Lehre gibt, welche dem Zweifel nicht unterworfen wäre: ſo ſcheint ſich gegen jene Behauptung nichts einwenden zu laſſen. Andererſeits hingegen iſt jeder Zweifel Un-

gewißheit, und jede Ungewißheit dem Geiſte peinlich. Angenommen ſelbſt, der Menſch könne bey dem reinen Forſchen nach Wahrheit durch das Zurückhalten alles Beyfalls zu jener gerühmten Seelenruhe der alten Skeptiker gelangen: ſo bedarf er doch, in ſo fern er hofft, fürchtet, liebt, haßt, mindeſtens einen überwiegenden Glauben an beſtimmte Wahrheiten, die mit ſeinen Wünſchen, ſeinen Hoffnungen, ſeinen Befürchtungen im nächſten Zuſammenhange ſtehen; nicht bloß, wie die alten Skeptiker es zugaben, für das äußere Leben, weil ſonſt alles Handeln aufgehoben würde: ſondern ſelbſt für ſein inneres Leben, das ohne einen ſolchen Glauben weder Kraft, noch Regſamkeit, noch auf irgend eine Weiſe Eigenthümlichkeit und beſtimmte Umriſſe zu gewinnen vermag.

24.

Der Dogmatismus erklärt ſich für eine beſtimmte Lehre mit voller Entſchiedenheit. Er verwirft den Zweifel, oder widerlegt ihn auf eine, wenigſtens für ihn ſelbſt befriedigende Weiſe. Er ſchließt ab; und im Abſchluß liegt Ruhe. Das iſt es, was ihm ſo viele Anhänger verſchafft.

25.

Es iſt hier nicht der Ort, den Werth des Dogmatismus und des Skepticismus gegen einander abzuwägen. Wenn der Satz richtig iſt, daß es — außer der geoffenbarten — keine Wahrheit gebe, die dem Zweifel nicht unterworfen ſey: ſo kann der Dogma-

tismus nie unbedingt seyn, und hebt — weil er das seyn will, sich, strenge genommen, von selbst auf. Allein auch der Skepticismus hebt sich, wenn er unbedingt seyn will, von selbst auf. Denn wenn er den Satz an die Spitze stellt, daß man an Allem zweifeln müsse: so muß man auch an diesem Satze selbst zweifeln; und so fehlt dem allgemeinen Zweifel jede Unterlage. Was jenen Streit einigermaßen ausgleicht, ist, daß, wenn die befriedigende Lösung der Frage: ob es eine objektive Wahrheit für uns gebe, auch über das Vermögen der Philosophie hinausgeht, es doch in allen Dingen eine Erkenntniß des ihrer Bestimmung wesentlich Entsprechenden giebt, die der unbefangenen Geradheit des Geistes sich nicht verbirgt; und die, wenn sie nicht jedem Zweifel unzugänglich ist, doch als praktische Wahrheit für unser Bedürfniß hinreicht.

26.

Man wirft dem Dogmatismus häufig Mangel an Freyheit und Selbstständigkeit des Geistes, Beschränktheit, Trägheit, Eigensinn und Unduldsamkeit vor. Oft genug hat er keine bessere Quelle: oft aber ist es auch die Verzweiflung des Denkers, welche diesen dem Dogmatismus in die Arme wirft; oft das lebhaft gefühlte Bedürfniß eines festen Haltes für sein geistiges, wie für sein sittliches und bürgerliches Leben. Diese Rücksicht sollte uns billiger, und um dieses seyn zu können, vorsichtiger machen in der Beurtheilung, wie in der Bekämpfung des Dogmatismus, wo die Principien, auf welchen er ruht, nicht die

entſchiedenſte und unzweydeutigſte Verkehrtheit aus-ſprechen; um ſo mehr, da wir hier nicht einen einzelnen Theil, ſondern die Grundfeſte des ganzen Gebäudes erſchüttern. Wiſſen wir doch ſelbſt da, wo wir nur eine einzelne, nicht offenbar verkehrte Überzeugung des Andern bekämpfen, niemals, wie tief wir zu ſeinem Nachtheil unmittelbar oder mittelbar in ſein intellektuelles, ſittliches, und durch dieſe auch in ſein äußeres Leben eingreifen! Am meiſten ſollten wir hier geiſtig beſchränkte Naturen ſchonen. Die Hartnäckigkeit, mit der ſie eine irrige, dabey aber ſittlich unſchädliche Meinung feſthalten, hat oft keinen andern Grund, als das richtige Gefühl, daß ſie dasjenige, was man ihnen bietet, ſich nicht anzueignen, und ſomit, was ſie aufgeben ſollen, durch nichts Anderes zu erſetzen wiſſen.

Überhaupt fehlen wir bey Beurtheilung der Entſchiedenheit, mit welcher Andere ihre Meinungen feſthalten, nicht bloß dadurch, daß wir ſelten fragen, welchen Werth dieſe für ſie haben mögen: ſondern noch öfter dadurch, daß wir noch weit ſeltener prüfen, in wie fern es ihnen wohl möglich ſey, unſere Anſichten ſich anzueignen. Wie wir nun in jener erſteren Rückſicht ſelten den Zuſammenhang der Überzeugung des Andern mit ſeinem ganzen innern Leben ins Auge faſſen: ſo auch in der zweyten Beziehung. Wir betrachten die Anſicht, welche wir dem Andern bieten, oder aufdringen wollen, als ein Einzelnes, unbedingt für ſich Beſtehendes; nicht erwägend, wie vielfach ſie mit der Eigenthümlichkeit unſers eigenen Geiſtes ver-

fugt ſey, und wie ſie ſich nicht ſo ohne Umſtände in den Geiſt des Andern einfugen laſſe.

27.

Von allen Vorzügen des Geiſtes iſt es die Entſchiedenheit, die wir am ſicherſten mit ſelbſtbewußter Abſicht uns anzueignen und an uns auszubilden vermögen. Wie ſie auch von anderen Anlagen abhänge und in ihnen bedingt ſey: ſie hängt immer am meiſten von einer willkürlichen Anſtrengung des Geiſtes ab: jener Flauheit gegenüber, die zu keinen beſtimmten Reſultaten gelangt, weil ſie keine Kraft anwendet, beſtimmte Reſultate zu ſuchen.

28.

Sehr vielen Antheil an der Entſchiedenheit des Geiſtes hat eine andere Eigenſchaft deſſelben, die ich in meiner Mutterſprache nicht zu benennen weiß. Wir haben nämlich im Deutſchen keinen Ausdruck für das, was der Lateiner ein ingenium promtum nennt. Gewandtheit des Geiſtes iſt offenbar etwas Anderes, und geht auf das raſche Verknüpfen von Ideen nach entfernteren, minder auffallenden Beziehungen; Fertigkeit des Geiſtes wäre zweydeutig; und Behendigkeit dollmetſcht nur ſehr unvollkommen, was jener Ausdruck bezeichnet, daß uns nämlich Alles, was zur geiſtigen Auffaſſung und Behandlung eines Gegenſtandes gehört, ſogleich lebendig gegenwärtig, und, ſo zu ſagen, zur Hand ſey. Daß ein ſolcher ſchneller Überblick unſers geiſtigen

Eigenthums, und ein fertiges Schalten damit größtentheils von jener Klarheit des Geiſtes abhänge, die ihres Eigenthums ſich vollkommen bewußt iſt, läßt ſich leicht begreifen; und eben ſo, daß wir auch dieſen Vorzug durch ſelbſtſtändiges Streben mit Erfolg an uns ausbilden können, wenn wir die weſentlichen Punkte jedes Gegenſtandes überall auf das beſtimmteſte zu erfaſſen, und uns ihrer deutlich bewußt zu werden ſtreben: nur als Beweis einer geringen oder trägen Geiſteskraft darf der Mangel jenes Vorzuges nicht unbedingt betrachtet werden. Oft iſt es die relativ geringere Kraft eines einzelnen Seelenvermögens, welche hier hemmend eintritt; oft iſt es das Streben nach der ſtrengſten Folgerichtigkeit, was der Behendigkeit des Geiſtes Eintrag thut; und manchmal iſt es der Reichthum ſelbſt, der ihm den Anſchein der Armuth, oder wenigſtens der Unbehülflichkeit gibt. Wer ſich wenig beſinnt, wie er ſein Vermögen ausgibt, der ſchaltet leichter und behender damit, als wer dabey mit überlegender Berechnung verfährt; und leichter gebahrt die Armuth über Weniges, als der Reichthum mit Vielem.

29.

Überhaupt wird das Urtheil der meiſten Menſchen bey der Schätzung intellektueller Anlagen durch nichts öfter irre geführt, als durch jeden nicht ganz gewöhnlichen Grad von raſcher Lebhaftigkeit des Geiſtes, die oft nichts als eine unruhige Beweglichkeit deſſelben iſt, und dann kaum dieſen Namen verdient;

für keinen Fall aber für ſich allein als Beweis von einer höheren Geiſteskraft, oder als Vorzug angeſehen werden kann. Der wahre und einzige Probierſtein geiſtiger Kraft iſt immer und überall der Gehalt der Ideen, welche ſie entweder ſelbſtſtändig producirt, oder die ſie auf ſolche Weiſe in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, daß ſie ihr vollkommenes Eigenthum geworden ſind. Was auf ſolche Weiſe im Geiſte begründet iſt, das erhält durch das raſchere Spiel der Ideen, durch die lebhaftere Färbung allerdings einen höheren Werth: ohne inneren Gehalt aber iſt die Lebhaftigkeit des Geiſtes eben nichts Anderes, als die ſchreyende Folie der Flachheit, die dadurch noch um ſo unerträglicher wird, weil ſie meiſtens mit Arroganz und Geckerey vergeſellſchaftet iſt.

30.

Inzwiſchen muß eine ſich ſelbſt überſchlagende Lebhaftigkeit bey jüngeren Perſonen uns nicht gleich zu dem übereilten Vorwurf geiſtiger Gehaltloſigkeit verleiten. Ehe wir einen ſolchen Vorwurf ausſprechen, ſteht es uns zu, früher zu unterſuchen, ob nicht die Anlage zu einer gediegeneren Ausbildung des Geiſtes, und nicht vielleicht ſelbſt ein bereits in ſeiner Entwicklung begriffenes, und ſeiner nur nicht hinreichend bewußtes, oder noch unſicheres Streben darnach vorhanden ſey. Selbſt ein wenig Geckerey und Anmaßung kann ein voreiliges Urtheil hier nicht rechtfertigen. Bey dem regen Gefühle jugendlicher Kraft, bey einer wenig gezähmten, und noch weniger geordneten

Phantaſie, iſt es oft nur das lebendige, jeden Gegenſtand geiſtiger Thätigkeit mit Haſt ergreifende Intereſſe, und das ſich übereilende Streben, darüber zu entſcheidenden Reſultaten zu gelangen, was den geiſtreichen Jüngling vor der Periode ſeiner Reife anmaßend und geckenhaft erſcheinen läßt.

31.

Seltener, als über die Lebhaftigkeit, täuſcht ſich das Urtheil über die Vielſeitigkeit des Geiſtes. Denn, wo der Geiſt, ohne gediegene Kraft, bloß aus unruhiger Beweglichkeit nach den verſchiedenſten Seiten ſich hinwendet: da erſcheint er in dem, was er, nicht erwirbt, ſondern erhaſcht und zuſammenrafft, durch das Unzuſammenhängende ſeines Beſitzes bald von ſelbſt in ſeiner Flachheit und Gehaltloſigkeit. Nur muß auch hier vor jedem voreiligen Vertheilen jüngerer Talente gewarnt werden, die im Gefühle wirklicher Kraft, mit ungemäßigter Haſt, Alles auf einmal erfaſſen, und die widerſprechendſten Richtungen verfolgen zu können, ja verfolgen zu müſſen glauben: weil ſie ſich ſelbſt, und die ihnen entſprechende Richtung noch nicht hinreichend erkannt haben. Auch gibt es Talente, die berufen ſind, nach den verſchiedenſten Richtungen ſich auszubreiten, und die ihr gutes Recht dazu ahnen, wenn ſie es auch nicht ſogleich in ihrer erſten Entwicklung geltend machen können. — »Eine gefährliche Lehre für anmaßende Verworrenheit!« — Mag Jeder ſich darüber ſtrenge prüfen; und ſich möglichſt klar zu werden ſuchen. Hier

ſoll nur von einem voreiligen Urtheil über ein berufenes Streben nach Vielſeitigkeit gewarnt werden.

32.

Wie entſchieden dieſer Beruf auch ſey: immer wird, im Einzelnen wenigſtens, die Intenſion verlieren, was die Extenſion gewinnt; eine Rückſicht, welche wir Menſchen, die nach den entgegengeſetzteſten Richtungen ſich ausgebreitet haben, billig zu gute ſchreiben ſollten. Statt deſſen hängen Eiferſucht und Mißgunſt ſich überall an die ſchwächere Seite. Sie ziehen die Bilanz immer am liebſten im Einzelnen, die ſie im Ganzen nicht zu halten wiſſen: und verrathen in ſolcher Einſeitigkeit nicht minder ihre eigene Beſchränktheit, als ihre böswillige Geſinnung.

33.

Am wenigſten zum Theil, zum Theil am leichteſten, täuſcht uns Kühnheit des Geiſtes. Am wenigſten, weil ſie ohne eine höhere Potenz von Kraft durchaus nicht gedacht werden mag, alſo mindeſtens in dieſer Hinſicht uns nicht wohl irre führen kann; am leichteſten, weil der Werth des kräftigen, kühnen Geiſtes nicht unmittelbar von ſeiner Kraft, ſondern von der Anwendung derſelben abhängt. Wenn die Kühnheit des Geiſtes, die keine Schwierigkeit ſcheut, um zu neuen Reſultaten zu gelangen und ſie geltend zu machen, mit Recht unſre Bewunderung in Anſpruch nimmt: ſo wird dieſes Recht doch immer nur in ſo fern für begründet gelten können, als die Ergebniſſe ihres Strebens das ſelbſt ſind. Auch der Werth der

Kühnheit des Geiſtes hängt alſo von der Geradheit des Geiſtes ab; eine Rückſicht, welche Kraft und Schwäche, parteyiſche Vorliebe und timide Beſchränktheit gleich oft zu vergeſſen pflegen.

34.

Die Kraft wirkt überall nur in ſo fern erſprießlich, als ſie im rechten Maße wirkt. Das richtige Maß der phyſiſchen Kraft wird durch eine andere, ſie beſchränkende phyſiſche Kraft beſtimmt: die geiſtige Kraft muß ſich ſelbſt beſchränken durch Beſonnenheit. Beſonnenheit des Geiſtes iſt nichts Anderes, als die aus richtig berechnender Umſicht ſich ſelbſt beſchränkende Mäßigung desſelben. Ein Streben nach Beſonnenheit des Geiſtes mag es ohne Geradheit des Geiſtes geben: als Vorzug iſt jene ohne dieſe, in höherer Potenz wenigſtens, und in ihrer vollen Ausbildung, nicht denkbar. Denn als ſolcher beſteht ſie ja eben darin, daß wir weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin, von der geraden Linie abweichen, und unſern Weg mit eben ſo viel Umſicht als Entſchiedenheit verfolgend, uns nirgends darüber hinausreißen laſſen. So iſt denn leicht zu begreifen, daß die Beſonnenheit des Geiſtes mit der Periode ſeiner Reife zuſammenfällt, und darum vor dieſer Periode, wenigſtens als gereifter Vorzug, nicht gefordert werden kann.

35.

Keine Eigenſchaft des Geiſtes ſchätzen wir im Allgemeinen an Anderen höher, als Selbſtſtändigkeit. Mit Recht; denn was der Geiſt nicht ſelbſt-

ſtändig erworben und geprüft hat, kann nie recht lebenskräftig in ihm vorhanden ſeyn, und nie ſein wahres Eigenthum werden. Nur daß wir dabey häufig den richtigen Begriff von Selbſtſtändigkeit, wie es dem Streben darnach ſelbſt ſehr oft zu begegnen pflegt, aus den Augen verlieren, und dieſe in den bloßen Widerſpruch gegen jede fremde Meinung, und gegen allen Autoritätsglauben ſetzen. Der Begriff von Selbſtſtändigkeit des Geiſtes ſchließt freylich jeden unbedingten Autoritätsglauben aus: allein der bloße Widerſpruch gegen dieſen iſt darum noch nicht Selbſtſtändigkeit des Geiſtes.

Andererſeits ſind wir wieder häufig unbillig in der Beurtheilung des Strebens nach geiſtiger Selbſtſtändigkeit; vorzüglich bey jüngeren Perſonen. Wie jedes andere geiſtige Streben bedarf es der Zeit, um ſich ſelbſt recht verſtehen zu lernen. Leider iſt es eine der erſten Wahrnehmungen, die ſich dem jugendlichen Geiſte aufdrängen, daß die Saat des Irrthums überall weit üppiger wuchere, als die der Wahrheit, und dieſe eben ſo unzählige Male abſichtlich entſtellt, als verkannt werde. Was Wunder alſo, wenn er im Bewußtſeyn eines reinen Eifers für die Wahrheit und im Gefühl ſeiner überſchwellenden, wohl auch übermüthigen Kraft, ſich feindſelig gegen Alles wendet, was ſich ihm als Irrthum und Willkür verdächtigt, und der reifen Beſonnenheit noch ermangelnd, bey ſeinem Streben nach Selbſtſtändigkeit, um derſelben vollkommen ſicher zu ſeyn, über die rechte Linie ſich hinausreißen läßt.

36.

Es gibt eine noch höhere und edlere Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, als jene, welche den unbedingten Autoritätsglauben ablehnt, und ſelbſt als jene, die jede Meinung der eignen Prüfung unterwirft. Dieſe höhere Selbſtſtändigkeit beſteht darin, daß wir uns in der Auffaſſung und Prüfung jedes Gegenſtandes unſrer geiſtigen Thätigkeit von jedem Einfluß eines perſönlichen Intereſſe frey erhalten, und ſie kann daher auch als Objektivität, oder als Unbefangenheit des Geiſtes bezeichnet werden.

Eine vollkommene Unbefangenheit des Geiſtes iſt bey allen Gegenſtänden, die nicht jedes perſönliche Intereſſe ausſchließen, eben ſo gut ein Ideal, als ſie es, wie oben behauptet worden, in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer iſt; weil die Vorſtellungen und Empfindungen, an welche jene Intereſſen ſich knüpfen, immer ein Hinneigen zu den Anſichten begründen werden, welche ihnen entſprechen, ſo wie einen höheren oder geringeren Grad von Abneigung gegen diejenigen, welche damit in Widerſpruch ſtehen. Dennoch wird das Streben nach möglichſter Unbefangenheit des Geiſtes immer als das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden Kraft desſelben betrachtet werden dürfen. Wie aber bey der Beurtheilung Anderer: ſo hängt ſie auch im Allgemeinen von der Herrſchaft über unſre Leidenſchaften ab; den ſchon früher erwähnten Fall eines ſelbſtbewußten Scheidens des Handelns vom Erkennen allein ausgenommen.

37.

Nichts iſt ſchwerer zu beurtheilen, als die Unbefangenheit des Geiſtes. Oft mißkennen wir ſie, weil wir derſelben entweder im Allgemeinen unfähig ſind, oder es in einem beſonderen Falle ſeyn würden; oft trauen wir ſie einem Andern wieder zu, weil er nicht gerade diejenigen Intereſſen hat, welche wir bey ihm vorausſetzen, und ſeine wirkliche Befangenheit aus ſolchen hervorgeht, die uns gänzlich unbekannt ſind. Selbſt der ſittliche Charakter des Andern iſt keine unbedingte Bürgſchaft gegen ſeine Befangenheit: weil dieſe bewußtloſer Irrthum ſeyn kann. Das beſte Mittel, um nicht durch fremde Befangenheit getäuſcht zu werden, iſt, daß wir ſelbſt in jedem Falle möglichſt unbefangen zu bleiben, und der Gründe ſowohl für, als wider den Gegenſtand, uns ſo klar als möglich bewußt zu werden ſuchen.

38.

Originalität des Geiſtes iſt Selbſtſtändigkeit in Beziehung auf eine von der gewöhnlichen Anſicht abweichende, und in der Eigenthümlichkeit des Individuums begründete Auffaſſung. Wenn man zugeſteht, daß es in allen Dingen, im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft, aus dem Weſen derſelben ſelbſt hervorgehende Geſetze gebe: ſo iſt von ſelbſt klar, daß die Originalität in Betreff dieſer Geſetze keinen Raum finde, und daß es hier nur entſchiedne Abweichungen von dem Wahren und Rechten gebe. Die Originalität kann noch unbekannte Geſetze dieſer Art, oder neue Beweiſe für die bereits

bekannten entdecken; aber sie kann die bereits festgestellten und hinreichend begründeten nicht angreifen, ohne darüber zum entschiedenen Mißgriff zu werden.

39.

Sehr oft verwechselt man die Originalität mit der Eigenthümlichkeit des Geistes. Die letztere ist, so zu sagen, die Physiognomie des Geistes, die durch die Gesammtheit seiner Kräfte nach Beschaffenheit, Maß und Wechselwirkung ihrer Ausbildung bestimmt wird. Da die Rücksichten, welche bey Beurtheilung der geistigen Eigenthümlichkeit Anderer in Berechnung fallen, die nämlichen sind, welche wir bey Beurtheilung der Eigenthümlichkeit ihres Charakters zu beachten haben: so soll davon im folgenden Buch die Rede seyn.

40.

Wir fällen über die geistige Ausbildung Anderer nie ein Urtheil, ohne in dieses zugleich ausdrücklich oder stillschweigend eine Schätzung des Werthes derselben einzuschließen. Da nun dieser Werth nicht bloß in der formellen, sondern auch in der materiellen Ausbildung des Geistes besteht: so ist es wohl billig, daß man in Beurtheilung derselben auch ihren materiellen Gehalt in Beachtung ziehe.

Hier kann man sich denn leicht in einem Widerspruch befangen sehen, der gar nicht leicht zu lösen ist. Denn einerseits scheint es, man müsse Sittlichkeit und Humanität als Maßstab für den Werth aller

Bildung annehmen: und andrerſeits iſt es vollkommen wahr, daß nur jene Bildung einen entſchiedenen Werth haben könne, welche mit den Forderungen der Zeit — alſo in der unſrigen mit der Tendenz zu Erwerb und Vergnügen — Hand in Hand geht. So würden denn einerſeits ſittlicher Ernſt, Erhebung und Tiefe des Geiſtes: andrerſeits die Gewandtheit Geld zu ſchaffen und Geld zu genießen den Maßſtab für den Werth geiſtiger Bildung hergeben. Die mögliche Ausgleichung dieſes Widerſpruchs ſcheint nun allein darin zu liegen, daß man ſich recht genau an den Ausdruck: Forderungen der Zeit, halte, und ſich ihn ſo klar als möglich mache. Dann läßt ſich allerdings ein feſter Geſichtspunkt für die Sache gewinnen. Denn es ſcheint faſt unbezweifelbar zu ſeyn, daß wenn jene Tendenzen der Zeit ſich erſt gänzlich werden entwickelt haben, wenn der Sieg der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften über die philoſophiſchen und humaniſtiſchen vollkommen entſchieden, und das große Reſtaurationswerk die Menſchen in Gewerbs- und Handelsſchulen zur Erreichung ihrer Beſtimmung zu bilden vollendet ſeyn wird, und die Forderungen des guten Tons als die erſten und höchſten anerkannt ſeyn werden — dann, ſage ich, ſcheint es faſt nicht zu bezweifeln, daß den kommenden Generationen nicht auf eine recht eindringliche Weiſe klar werden ſollte, welches die Forderungen, das heißt die Bedürfniſſe ihrer Zeit ſeyen, ſo wie ſchon einer früheren geweſen; welche die wahren Elemente geiſtiger Bildung ſeyen; und welchen Grund-

lagen dieſe, und in ihr das Wohl des Einzelnen, wie der Menſchheit im Ganzen, allein mit Sicherheit anvertraut werden können.

41.

Immerhin alſo wird man es verzeihen können, wenn ich einige Augenblicke bey dem verweile, was ich als Maßſtab für den Werth geiſtiger Bildung bezeichnet habe; wobey es nicht überflüſſig ſeyn mag, zu bemerken, daß hier zunächſt von der Richtung des Geiſtes, nicht vom Charakter, die Rede iſt.

Sittlicher Ernſt des Geiſtes bezeichnet die vorherrſchende Richtung des Geiſtes auf diejenigen Gegenſtände, welche für den Menſchen, als ſittliches Weſen, die wichtigſten ſind, und die er daher als die wichtigſten behandelt. Er iſt alſo der reine Gegenſatz jener Flachheit, die in den Beſtrebungen des Geiſtes die ſittliche Beziehung mißkennt oder nicht beachtet, weil es ihr an hinreichender Einſicht fehlt, um ſie zu würdigen. Wenn es intellektuelle Beſtrebungen gibt, die nicht unmittelbar auf ſittlichen Ideen ruhen: ſo findet eine ſolche Beziehung mindeſtens in dem Bewußtſeyn des ſittlichen Zweckes geiſtiger Ausbildung Statt: die unmittelbare ſittliche Erkenntniß aber wird immer den weſentlichſten Theil der letzteren ausmachen, weil ſie überall in die nächſte Beziehung zu unſerm Handeln ſelbſt tritt.

42.

Der ſittliche Ernſt des Geiſtes wirkt auf die Sittlichkeit des Charakters und begründet ſie in der Regel:

iſt aber keine unbedingte Bürgſchaft für dieſelbe; ſelbſt dann nicht, wenn er von ächtem Gehalt iſt. Denn es gibt auch ein gewandtes Handhaben ſittlicher Ideen — wenn anders der Ausdruck erlaubt iſt — das, auch wenn es nicht Häucheley oder auf abſichtliche Täuſchung berechnet iſt, darum doch nicht den Namen des ſittlichen Ernſtes verdient. Der letztere gibt ſich unzweydeutig dadurch zu erkennen, daß er überall vortheilhaft auf den Charakter zurückwirkt: und wenn er den Einfluß der Leidenſchaften nicht mit einem Male gänzlich aufheben kann, doch immer ein redliches, beharrliches und darum auch ein nie ganz erfolgloſes Streben erzeugt, ihn zu bekämpfen.

43.

Dort, wo der ſittliche Ernſt ächt iſt: da iſt der Geiſt auch wahr; weil die ſittliche Idee der Prüfſtein für alle auf das Leben ſich beziehende Wahrheit iſt. Mag der Ausdruck: Wahrhaftigkeit des Geiſtes, auch ungewöhnlich ſeyn: ich denke es ſoll ſich doch immer etwas Beſtimmtes und Eigenthümliches dabey denken laſſen. Und was ſchadet es auch der Sache, daß er ungewöhnlich iſt?

Wahrhaftigkeit des Geiſtes iſt die Tendenz des Geiſtes zur Wahrheit, hervorgehend aus der lebendigſten Vorſtellung von ihrem Werth und von der Unhaltbarkeit und Schädlichkeit des Irrthums. Sie iſt nicht Liebe zur Wahrheit: ſie iſt ein entſchiedner Drang darnach, bedingt in der Lebendigkeit einer beſtimmten Erkenntniß; eine unwandelbare Geneigt-

heit, ſie überall, unter allen Bedingungen, zu ſuchen und anzuerkennen, und ein dem Geiſte zur Natur gewordener Widerwille gegen jeden Irrthum. Auch von der Unbefangenheit muß die Wahrhaftigkeit des Geiſtes unterſchieden werden. Jene beruht auf einer Verneinung: dieſe auf einer Bejahung; jene lehnt die Wahrheit bloß nicht ab: dieſe ſucht ſie auf; jene ſucht den Irrthum zu fliehen: dieſe verabſcheut ihn; jene iſt gegen einzelne Quellen des Irrthums gerichtet: dieſe ſtrebt ihm entgegen, aus welcher Quelle er immer entſpringen mag. Die Unbefangenheit ſchließt nicht nothwendig die Wahrhaftigkeit des Geiſtes in ſich: wohl aber ſchließt dieſe jede andere Befangenheit aus, als eine ihrer ſelbſt ſich gänzlich unbewußte.

44.

Dennoch iſt auch ſie der Täuſchung unterworfen: weil wir ihr Alle unterworfen ſind. Aber nur aus Unzulänglichkeit ihres Erkennens kann ſie ſich täuſchen. Das Streben nach Unbefangenheit des Geiſtes kann noch immer, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, ein falſches Spiel mit ſich ſelbſt treiben: der wahrhafte Geiſt erliegt dem Irrthum und der Täuſchung nur dort, wo ſein Vermögen ſie einzuſehen nicht ausreicht. Schon einmal habe ich darauf hingewieſen, wie oft, und manchmal ſelbſt wie auffallend, Jean Jaques Rouſſeau in ſeinen Bekenntniſſen ſich getäuſcht habe, bey dem ungezweifelt redlichen Willen unbefangen zu ſeyn. Aber wahrhaft war dieſer Geiſt, wie wenig Andere; wahrhaft bis zur unbedingteſten Aufopferung peinlicher Selbſtverläugnung.

45.

Der Ausdruck: Erhebung des Geiſtes, weiſt ſelbſt ſchon auf dasjenige hin, woran wir dabey zu denken haben; auf ein Streben, Ergreifen und Feſthalten jener Ideen, welche uns über das Begehren eigenſüchtiger Leidenſchaften, über die bänglichen Sorgen und Mühen, welche aus ihnen entſpringen, ſo wie über weſentlichere Kränkungen und den tragiſchen Schmerz des Lebens *) hinwegzuheben vermögen. Wo dieſe Richtung entſchieden im Geiſte vorherrſcht: da entfaltet er kühn und muthig ſeine Fittiche, und ſchwebt mit heitrer Freude, oder doch mit heitrer Ruhe, über den Sorgen und dem verworrenen Treiben, über der Luſt und dem Schmerz dieſer Erde. Aber ſelbſt wenn Luſt und Schmerz ihm noch die Flügel binden, und ihn vom freyeſten, kräftigſten Aufſchwung zurückhalten, wird er, wenn jene Ideen einmal recht lebendig in ihm geworden, nie aufhören gegen das zu ringen, was ihn zurückhält: weil der Streit zwiſchen dem Irdiſchen und Göttlichen, zwiſchen dem Vergänglichen und Ewigen, wenn er einmal in ihm rege geworden iſt, nur durch den Sieg des letztern zur Verſöhnung gelangen kann. Denn angenommen, die Macht der Leidenſchaften vermöchte den Geiſt auf eine Zeit lang gänzlich von ſeiner Richtung abzuwenden: ſo würde die Entſchiedenheit einer ſolchen gänz-

*) Was ich unter dieſem Ausdruck verſtehe: darüber habe ich mich ausführlicher in meiner Schrift: Über das tragiſche Intereſſe, und in den Briefen über Goethes Fauſt (Wien 1834) erklärt.

lichen Verkehrtheit des Geiſtes, dieſe bald haltungslos in ſich ſelbſt zuſammenbrechen laſſen, und denſelben der früheren verläugneten Richtung dadurch ſelbſt wieder zuwenden.

Das aber iſt die erhebendſte von allen Ideen, welche der menſchliche Geiſt erfaſſen und feſthalten mag, daß, wie die phyſiſche Natur raſtlos arbeitet, um was ihre Geſundheit ſtört, wegzuſchaffen, auch die geiſtige unaufhörlich zu überwinden und zu entfernen ſtrebt, was ihrer höheren Beſtimmung entgegen iſt.

46.

Die Tiefe des Geiſtes beſteht in einem lebendigen Bedürfniß, und einem dieſem Bedürfniß entſprechenden Streben nach Erkenntniß Gottes.

Ich weiß recht gut, daß mancher Leſer mit meiner Definition nicht zum Beſten zufrieden ſeyn wird. »Er ſelbſt hätte alſo keine Tiefe des Geiſtes?« — Die Definition muß nothwendig falſch ſeyn. Ich will es demungeachtet verſuchen, ob ich ſie rechtfertigen kann.

Auf der unterſten Stufe ſeiner Entwicklung befriedigt den menſchlichen Geiſt jede nächſte Urſache, welche er für das Daſeyn einer Erſcheinung findet, oder zu finden glaubt, und er ſchreibt die letztere, wo ſich ihm auch die nächſte natürliche Urſache verbirgt, einer übernatürlichen zu. Je weiter er aber in der Erkenntniß fortſcheitet, je mehr Kräfte in der Natur er kennen lernt, je vielfacher und mannigfaltiger ihre Verknüpfungen und Wechſelwirkungen ſich ihm darſtellen: um deſto dringender fühlt er das Bedürfniß

einer letzten und selbſtſtändigen Urſache, da alle diejenigen, welche er zu erkennen vermag, ſich ihm als abhängige darſtellen. Vermag er keine ſolche unbedingte Endurſache zu entdecken: ſo iſt er am Ende ſeiner Wanderung nicht viel weiter, als zu Anfang derſelben; er ſchwebt auf den unruhigen Wellen eines wüſten Meeres, das keine Gränze hat, und wo ſich ihm nirgends eine Bucht zeigt, um ihn aufzunehmen.

Dieſes Bedürfniß einer letzten, Alles verknüpfenden Endurſache wird erſt dann recht lebendig von uns empfunden, wenn wir ſelbſt in die Tiefen der Wiſſenſchaft hinabgeſtiegen ſind; wenn wir ſelbſt ſie nach allen Richtungen unermüdlich durchwandert; wenn wir die von Andern aufgefundenen Reſultate alle ſelbſt geprüft, und ſie alle unſicher, unbefriedigend und unzulänglich gefunden haben. Denn lebendig drängt ſich uns jetzt die Überzeugung auf, daß alles Wiſſen nur in der Idee einer ſittlichen Weltordnung, Gottes alſo, einen ſicheren Abſchluß finde. Ein ſolcher Zuſammenhang des Wiſſens mit der Idee einer ſittlichen Weltordnnng wird ſich überall nachweiſen laſſen, wo die Wiſſenſchaft nicht bloß den äußern Zwecken des Lebens dient, ſondern die Beziehungen zu den geiſtigen und ſittlichen Intereſſen desſelben verfolgt; oder, wie die Naturforſchung, die innern Geſetze ihres Objektes zu erforſchen ſucht.

Und eben ſo verhält es ſich auch mit der unmittelbaren Betrachtung, oder wenn ich ſo ſagen darf, mit der Wiſſenſchaft des Lebens. So lange der Schmerz

noch leicht über unſre Seele hingleitet, die Freude uns noch keinen Blick in ihr innerſtes Heiligthum gegönnt hat, und beyde ruhig ſchlummernd in unſrer Bruſt, wie das Kind im Schooße der Mutter, noch nicht erwacht ſind zum Schrey der Qual oder des Begehrens: ſo lange wir noch nicht die hehrſte Verklärung der Tugend geſchaut, noch nicht in den grauenvollen Abgrund der Verderbtheit hinabgeſehen und noch nicht gelernt haben, wie gut der Menſch ſeyn kann, und wie verabſcheuungswerth; ſo lange ſich unſer Auge für den geheimnißvollen Zuſammenhang zwiſchen Schuld und Strafe noch nicht aufgeſchloſſen — nicht nach einzelnen, offen ſich darlegenden Erſcheinungen, ſondern nach ihrer, unſerm Blick ſo oft und ſo leicht ſich entziehenden Verknüpfung; — ſo lange wir endlich die Kraft des Guten nicht als eine ewige und unbedingte, das Böſe aber als ein immer und überall ſich ſelbſt Zerſtörendes erkannt, und in dieſer Erkenntniß die unerſchütterliche Überzeugung von unſrer ſittlichen Beſtimmung gewonnen haben: ſo lange berühren Schmerz und Freude, Sehnſucht und Hoffnung, die Liebe zur Tugend, wie der Haß gegen das Laſter, die Vorſtellungen von Schuld und Strafe, alle Erſcheinungen dieſes Lebens, und die Ahnung einer über dieſem Leben und darüber hinaus waltenden ſittlichen Weltregierung nur die Oberfläche unſers Geiſtes, und führen uns dann freylich eben ſo wenig zur Erkenntniß Gottes, als ſie eine tiefere Erkenntniß des Lebens ſelbſt zu begründen vermögen.

47.

Der Ausdruck: Tiefe des Geiſtes, ſo wie die eben davon gegebene Erklärung, deuten beyde ſchon für ſich ſelbſt darauf hin, jene ſey bey Anderen ſehr ſchwer zu beurtheilen, weil die Tiefe überall ſchwer zu ergründen iſt. Denn wenn die Entwicklung der ſittlichen Erkenntniß, die nur in der Idee der Gottheit einen ſichern Abſchluß findet, als das in den ewigen Geſetzen der geiſtigen Natur des Menſchen feſtgeſtellte Ziel aller Entwicklung der letzteren betrachtet werden darf: ſo iſt es leicht begreiflich, daß eben hier die mannigfaltigſten Fäden ſeines geiſtigen Lebens zuſammenlaufen, und daß ſie eben hier auf die eigenthümlichſte Weiſe ſich verſchlingen und in einander weben. Nirgends überdieß ſind wir weniger befugt durch ein voreiliges Urtheil ſtörend oder verletzend in das innere Leben des Andern einzugreifen: weil der Nachtheil, welchen wir ihm zufügen können, in keiner andern Hinſicht ſo groß ſeyn wird, als er es, ohne daß wir es auch nur ahnen, in dieſer ſeyn kann.

48.

Sittlicher Ernſt, Wahrhaftigkeit, Erhebung und Tiefe ſind die vier Kardinaltugenden des Geiſtes; die vier Grundpfeiler, auf welchen das Gebäude ſeiner möglichen Vollendung im gegenwärtigen, wie in einem künftigen Daſeyn ruht, und, wie der Dom eines Gott geweihten Tempels, dem Himmel zuſtrebt.

49.

Harmonie des Geiſtes iſt die Übereinſtimmung verwandter Erkenntniſſe desſelben unter ſich ſelbſt. Der harmoniſche Geiſt iſt keineswegs eins mit dem wohlgeordneten: denn geordnet kann auch das Widerſprechende in unſerm Geiſte vorhanden ſeyn; wo wir z. B. die Widerſprüche nicht gewahr werden, oder mit ihnen abgeſchloſſen haben. Der harmoniſche Geiſt iſt immer ein wohlgeordneter; der wohlgeordnete nicht immer ein harmoniſcher.

Vollkommene Harmonie des Geiſtes iſt ein Ideal: weil immer Lücken in unſern Erkenntniſſen bleiben werden, die wir nicht hinreichend auszufüllen, und Widerſprüche, die wir nicht befriedigend zu löſen vermögen. Auf einen gewiſſen Grad inzwiſchen mag dieſes Streben uns gelingen; wenigſtens bey jenem Theil unſrer Erkenntniß, bey welchem wir es am weſentlichſten bedürfen, bey der ſittlichen nämlich: weil, wenn wir die Grundidee des ſittlichen Erkennens, die einer ſittlichen Weltordnung richtig erfaßt haben, die Übereinſtimmung der einzelnen Erſcheinungen mit derſelben ſich uns klarer und befriedigender, als in jedem andern Falle darlegt.

50.

Harmonie des Geiſtes, wo ſie nicht die Frucht der glücklichſten Naturanlage iſt, kann, beſonders wenn ſie auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Forſchung geſucht wird, vor der Reife des Geiſtes nicht gedacht werden. Das Streben darnach kann dem Geiſte ſehr

peinlich werden, eh' es zu ſeinem Ziele gelangt: und dann leicht den Schein der Verworrenheit haben, ohne einen ſolchen Vorwurf darum zu rechtfertigen.

51.

In einem andern Sinne braucht man den Ausdruck: Harmonie des Geiſtes, von dem Gleichgewicht der einzelnen Seelenvermögen, ohne welches allerdings keine harmoniſche, wie überhaupt keine gelungene Geiſtesbildung möglich iſt. Nur allzu genau dürfen wir es mit dieſem Ausdruck nicht nehmen: denn ein vollkommenes Gleichgewicht der geiſtigen Kräfte würden wir, ſelbſt wenn es in der Natur vorhanden wäre, nicht zu beurtheilen vermögen, da uns ein beſtimmter Maßſtab dafür fehlt, und wir die intellektuellen Kräfte nur ſchätzen, nicht meſſen können. Jener Ausdruck wird ſich alſo mit ſehr ſeltnen Ausnahmen auf die Abweſenheit eines entſchiednen Mißverhältniſſes unter den intellektuellen Anlagen beſchränken. In dieſer Beziehung ſind für die Beurtheilung Anderer nur zwey Stücke zu erinnern; erſtens: daß ſie nicht ein ſolches Mißverhältniß annehme, wo es nicht wirklich vorhanden iſt; und zweytens: daß ſie, wo es vorhanden iſt, nicht aus der böſen Abſicht zu nehmen, oder aus der gutgemeinten, was ſie auf der einen Seite nimmt, auf der andern deſto reichlicher zuzulegen, dasſelbe nicht auffallender und ſchreyender mache, als es an ſich ſelbſt iſt.

52.

Auf dasjenige aufmerkſam zu machen, was bey Beurtheilung der einzelnen intellektuellen Anlagen zu

berücksichtigen oder zu meiden sey: darauf kann diese Schrift bey dem ihr bestimmten Umfange sich nicht einlassen. Nur über eine derselben will ich einige Worte sagen, weil die Beurtheilung derselben selten unbefangen ist; über den Witz.

Das »Witz hat er: aber ein böses Herz,« ist noch immer die Lieblingsfloskel, mit welcher die Thorheit ihre Abneigung gegen den Witz erklärt. Das selbst ist Thorheit, oder vielmehr Albernheit. Ein böses Herz verräth er nur dort, wo er absichtlich kränkt, aus Übermuth, oder um zu glänzen, und sich zu belustigen. Weit öfter verräth er Mangel an Humanität, wenn er verletzt, was Schonung; Flachheit des Geistes, wenn er verletzt, was Achtung verdient; und Geckerey, wenn er sich mehr, als billig, auf sich selbst zu gute thut. Der witzlose Witzbold ist erbärmlich.

Was den Witz behutsam machen sollte, ist, daß er nie weiß, wie tief der Pfeil eindringt, welchen er abschnellt. Wie oft dringt dieser nicht tief in die Brust, wo er nur die Haut ritzen sollte. Wo die Beachtung dieser Rücksicht im Bereich desjenigen liegt, der den Witz macht, und von ihm übersehen oder verletzt wird: da wird der gegen ihn gerichtete Vorwurf des Leichtsinns und des Mangels an Humanität wenigstens minder ungerecht seyn, als er selbst es gegen Andere ist.

53.

Lessing sagte in der Sturm- und Drangperiode: »Wer mich ein Genie nennt: dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er glauben soll, er habe ihrer zwey

bekommen.« Heut zu Tage iſt es anders; man befährt eine Ohrfeige zu bekommen, wenn man jemand nicht ein Genie nennt. Wenn die Maſſe geiſtiger Kräfte, welche zu unſrer Zeit im Spiele ſind, in der That größer iſt, als im verfloßnen Jahrhundert: ſo läßt ſich darum doch nicht läugnen, daß dieſelbe in der Schätzung geiſtiger Kräfte häufig eine Gefälligkeit und eine Flachheit an den Tag legt, welche, indem ſie einerſeits unſtatthafte Anmaßungen begünſtigt, auf der andern Seite, wenn nicht den Werth, doch die Geltung höherer Geiſteskraft herabdrückt, nur nachtheilige Wirkungen hervorbringen kann.

Mit noch weit größerem Rechte trifft ſie der Vorwurf der Flachheit in einer andern Rückſicht; in dieſer nämlich, daß ſie ſo wenig ſich ſelbſt verſteht, und ſo wenig begreift, welcher Vorzüge des Geiſtes ſie bey ihrer Aufgeregtheit, Verworrenheit und Entzweyung zunächſt bedürfe; welche ſie daher am höchſten anſetzen, und der aufwachſenden Generation anzubilden ſtreben müßte; Geradheit des Geiſtes nämlich, Klarheit und Beſonnenheit; vor Allem aber ſittlichen Ernſt, Erhebung und Tiefe des Geiſtes: damit jene nicht noch mehr, als ſie ſelbſt, ſich jedem höheren Aufſchwung entfremde, und nicht noch entſchiedner, als ſie ſelbſt, in den äußeren Intereſſen des Lebens deſſen höchſte Bedeutung ſuche.

Drittes Buch.

1.

Unter Charakter verſteht man in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes das Merkmal, oder den Inbegriff der Merkmale, wodurch ein Gegenſtand ſich von jedem andern unterſcheidet.

Es liegt im Weſen des Begriffes von Charakter, daß ſolche Merkmale beſtändig ſeyen; indem ſie ſonſt nicht dazu geeignet ſind, uns den Gegenſtand zu jeder Zeit von einem anderen unterſcheiden zu laſſen. Darauf nimmt auch der gewöhnliche Sprachgebrauch in Beziehung auf den moraliſchen Charakter zunächſt Rückſicht. Er ſchreibt Demjenigen Charakter zu, der gewohnt iſt, überall nach feſten Grundſätzen zu handeln.

Dieſe Erklärung iſt offenbar zu enge. Ein Charakter kann ein ſehr beſtimmt ausgeſprochener ſeyn, ohne daraum auf Grundſätzen zu ruhen. Die letzteren ſetzen einen Grad von Entſchiedenheit des Bewußtſeyns voraus, welchen wir bey denjenigen nicht immer antreffen, denen wir einen entſchiedenen Charakter nicht abſprechen können. Grundſätze gehören

demnach nicht wesentlich zum Begriff von Charakter; wohl aber stätig vorherrschende Bestimmungsgründe. Der Charakter, in Beziehung auf das Handeln, beruht also auf stätig vorherrschenden inneren Bestimmungsgründen.

2.

Der Charakter äußert sich in Beziehung auf das Handeln. In Beziehung auf das Handeln; nicht ausschließlich durch das Handeln. Denn es läßt sich nicht läugnen, daß der Charakter auch durch Äußerung einer bestimmten Denk- und Empfindungsweise, durch Billigung, wie durch Mißbilligung der Handlungen und Gesinnungen Anderer, ja selbst in tausend an sich selbst sehr unbedeutenden Kleinigkeiten sich zu erkennen gebe: in so fern sie nämlich zu der Vermuthung berechtigen, daß in demjenigen, an welchem wir sie gewahr werden, innere Bestimmungsgründe für ein ihnen entsprechendes Handeln vorhanden seyen.

Es ist ein tausend Mal wiederholter Satz, daß der Charakter in zufällig geäußerten Gesinnungen, Empfindungen, Urtheilen, und in den geringsten Kleinigkeiten sich oft entschiedener ausspreche, als bey wichtigen Veranlassungen zum Handeln, weil er in jenen sich unbefangener äußere, als bey diesen. Kein Seelenforscher wird die Wahrheit dieses Satzes läugnen wollen. Wenn Alles im Menschen ein verbundenes Ganzes, und Alles ein Eigenthümliches ist: so wird, wenn wir das Eigenthümliche in der geringsten Äußerung seines Wesens scharf genug aufge-

griffen haben, allerdings ſich daraus auf ſeinen Charakter ein zureichender Schluß ziehen laſſen. Darum iſt denn dieſe Art, die Charaktere zu ergründen, auch das Lieblingsverfahren derjenigen, die ſich bewußt ſind, von der Natur mit einem beſonderen Scharfblick für Seelenforſchung begabt zu ſeyn. Sie bedürfen immer nur eines Endchens, um, dieſem nachgehend, den ganzen Menſchen bis auf den innerſten Kern abzuhaſpeln.

3.

Dennoch iſt nichts leichter zu begreifen, als wie mißlich jedes Urtheil ſey, das nicht auf ein beſtimmt ausgeſprochenes Handeln, ſondern auf was immer für eine Äußerung anderer Art gegründet iſt. Angenommen ſelbſt, daß in einer ſolchen Äußerung durchaus nichts zweydeutig, daß ſie nicht das Produkt einer vorübergehenden Stimmung, oder beſonderer, dem Beurtheilenden unbekannter Umſtände ſey: ſo iſt das Handeln hier doch immer nur ein vorausgeſetztes. So widerſinnig es nun wäre, Jemand zu einer Strafe zu verurtheilen für eine That, von der wir nur vorausſetzten, daß er ſie begehen könne: faſt eben ſo widerſinnig iſt es, von irgend einer Äußerung eines Andern auf ſeinen Charakter ſchließen, wenn er ſie nicht wirklich durch die That bewährt hat. Überall iſt es nur die Wirklichkeit, welche die inneren Beſtimmungsgründe zum vollen Bewußtſeyn, und zu lebenskräftiger Thätigkeit anregt: und darum kann auch nur dieſe, in ſo fern das Handeln in ihr klar ausgeſprochen, in beſtimmter Geſtalt und Begrän-

zung vorliegt, zu einem Schluß auf den Charakter berechtigen.

4.

In dem Vorhergehenden iſt angenommen, daß die Äußerung einer beſtimmten Denk- oder Empfindungsweiſe nicht das Produkt einer vorübergehenden Stimmung, oder von uns vielleicht gar nicht geahnter Umſtände, und jene Denk- und Empfindungsweiſe des Andern uns hinreichend bekannt ſey. Iſt nun das Letztere der Fall: ſo iſt uns auch der Charakter des Betheiligten bekannt; wir brauchen unſere Beurtheilung desſelben nicht auf einzelne Äußerungen desſelben zu bauen, und dieſe können uns höchſtens eine unwichtige Nüance aufklären; iſt uns aber die Sinnesart des Andern noch nicht hinreichend bekannt: ſo gründen wir unſere Beurtheilung offenbar auf etwas, was wir nicht kennen. Überdieß, wie oft geſchieht es wohl, daß wir bey den Äußerungen des Andern, in ſo fern das überhaupt möglich, genau dasſelbe denken, was er ſelbſt dabey denkt? und wenn dieſes nicht der Fall iſt, welche Zuverläßigkeit kann ein Urtheil haben, welches auf einem Mißverſtändniſſe beruht?

5.

Allein nicht bloß die Frage, ob ſie die Geſinnung oder die Empfindungen des Andern richtig verſtanden habe, verſäumt die flache Zuverſichtlichkeit ſich zu beantworten, ehe ſie ein Urtheil über den Charakter aus ihnen herausſpinnt: ſie frägt auch nicht einmal, wie ernſtlich es mit demſelben wohl über-

haupt gemeint sey. Sie nimmt Alles für baare Münze: weil ihre Befangenheit gerade mit der unächten am leichtesten zu schalten, und sie mit dem größten Vortheile zu verkehren weiß. Und dennoch — legt selbst dem besonnensten Manne des anderen Tages geschrieben vor, was er Tages vorher im raschen Wechsel des Gespräches, das der ruhigen Reflexion nur wenig Raum läßt, oder in augenblicklicher Aufregung gesprochen, weil es eben nur gesprochen war: wie viel davon wird er streng und unbedingt als den wahren Ausdruck seiner Gesinnungen anerkennen wollen? Wenn alle Menschen so gut oder so schlimm wären, als es gelegenheitlich einmal ihre Phantasie oder ihre Zunge ist: so würde es überall fast nur Engel und Teufel geben.

6.

Leicht mag hier Jemand sagen, daß, wenn keine andere Äußerung des Charakters, als das wirkliche Handeln zu einem Urtheil über denselben berechtigen solle, die Beurtheilung allzusehr eingeschränkt werde: indem wir nur bey wenigen Menschen Gelegenheit haben, sie fortwährend, und in bedeutenden Momenten des Handelns zu beobachten. Das hieße also so viel, als: weil es schwer sey, die zureichenden Gründe für ein Urtheil zu erforschen, dürfe man sich auch mit unzureichenden behelfen. Was erlaubt uns nur ein Urtheil über Andere festzustellen, so lang uns zureichende Gründe dafür fehlen? Höchstens eine Vermuthung mögen wir auf Äußerungen jener Art bauen, nie ein Urtheil; und auch die Vermuthung nur in so

fern, als wir sicher sind, dieselben richtig aufgefaßt zu haben, und als wir unser selbst sicher genug sind, um die Vermuthung nicht auf irgend eine Weise Befangenheit in uns erzeugen zu lassen. Das Letztere, strenge genommen, an sich selbst unmöglich, wird immer um so schwerer seyn, mit je weniger Entschiedenheit wir über den Grundsatz des Thatsächlichen in der Beurtheilung Anderer zum Voraus mit uns selbst ins Reine gekommen sind.

7.

Weit zuläßiger, und der Gefahr zu irren weniger ausgesetzt, ist in Beziehung auf alle Äußerungen irgend einer Denk- und Empfindungsweise, die nicht durch das Handeln selbst sich kund gibt, der verneinende Schluß, als der bejahende. Wer ein offenbar hartes Urtheil ausspricht: den dürfen wir auf ein solches einzelnes Urtheil hin, nicht geradezu der Härte beschuldigen; wohl aber ist in den meisten Fällen anzunehmen, daß Milde und Schonung seinem Charakter fremd seyen. Allein auch diesem Grundsatze darf man keine allzuweite Ausdehnung geben. Denn, wenn er allerdings in so ferne richtig ist, daß der Gegensatz überall den Gegensatz, wenn auch nicht aufheben, doch beschränken und modificiren werde: so findet er doch nur bey entschiedenen Gegensätzen seine Anwendung, und kann selbst bey solchen nur in bestimmten Beziehungen wahr seyn. So kann, zum Beyspiel, Jemand seinem Charakter nach durchaus zur Milde geneigt, und nur gegen eine

Bayerische Staatsbibliothek München

beſondere Schwäche, oder, aus uns unbekannten Urſachen, nur gegen den Einzelnen hart ſeyn.

8.

Überhaupt wird derjenige, welcher es der Mühe werth findet, den Fäden ſeiner eigenen, wie fremder Urtheile über Andere ſorgfältiger nachzuſpüren, mit Überraſchung gewahr werden, daß die meiſten bejahenden Urtheile in ihren Anfängen ſich an eine Verneinung knüpfen. Wenn dieſes oft von günſtigen Urtheilen gilt: ſo gilt es noch weit öfter von ungünſtigen. Auch iſt es nicht ſchwer, den Grund davon einzuſehen. Wir fordern, bald mit halb, bald mit ganz klarem Bewußtſeyn von Andern überall die poſitiveſten Tugenden und Vorzüge. Wo wir dieſe nun nicht finden, oder ſie nicht in dem Grade finden, in welchem wir es erwarten, oder wo wir ſie nicht erkennen, und ſie nicht zu würdigen verſtehen: da baut uns die Verneinung des Vorzuges die Brücke zur Bejahung des ihm entgegengeſetzten Fehlers. Die Befangenheit der Liebe, wie des Haſſes, weiß auf keinem anderen Wege bequemer und ſicherer zu einem ihr beliebigen Reſultat zu gelangen, als durch ein, Anfangs vielleicht ſcheues, und zuletzt entſchiedenes Verneinen desjenigen, was ihr im Wege ſteht.

9.

Der wahre Probierſtein des Charakters iſt alſo das Handeln: weil nur bey dieſem die inneren Beſtimmungsgründe in einem klar ausgeſprochenen Ver-

hältniſſe zu der äußeren mit voller Entſchiedenheit in Thätigkeit treten.

Und wie ſollten wir auch den Charakter Anderer auf irgend eine andere Weiſe, als durch das Handeln, erproben können: da wir unſeres eigenen Charakters nur auf dieſe einzige Art ſicher zu werden vermögen. Oder wer von uns dürfte von ſich ſelbſt ſagen: »So gut bin ich, oder ſo böſe; ſo ſtark, oder ſo ſchwach,« ohne das Eine, wie das Andere in der Wirklichkeit erprobt zu haben. Denn wie ſicher der inneren Beſtimmungsgründe ſeines vorausgeſetzten Handelns er auch immer zu ſeyn glaube, wie entſchieden und klar ausgeſprochen er ſich die äußeren Umſtände, und ihr Verhältniß zu jenen, auch immer denke: die Kraft, mit welcher die Wirklichkeit die in ihm liegenden Beſtimmungsgründe zum Handeln anſpricht; ſeine Geſinnungen, ſeine Überzeugungen, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften, ſeine Hoffnungen, ſeine Beſorgniſſe ꝛc. wird immer größer ſeyn, als jene, mit welcher die bloße Vorſtellung davon auf ihn zu wirken vermag. Auch werden ſich in der Wirklichkeit immer tauſend und wieder tauſend kleine Gewichte an ſeinen Willen hängen, an die er nicht denkt, ſo lange er ſein eigenes Handeln, oder das Anderer, nur in der Vorſtellung berechnet. Eine ſolche Berechnung, wie redlich und ſorgfältig ſie auch angeſtellt werde, gleicht immer mehr oder minder dem Verfahren eines Romandichters, der um uns den Charakter ſeines Helden in einer beſtimmten Handlung anſchaulich zu machen, Kraft und Widerſtand überall nach ſeinen Abſichten ins Gleichgewicht ſetzt.

10.

Das Handeln nur, nicht die einzelne Handlung, kann der Probierſtein des Charakters ſeyn; und auch dieſes iſt kein untrüglicher. Mag es immerhin einzelne Handlungen geben, welche für den Charakter entſcheidend ſind: ihrer werden gewiß nur ſehr wenige ſeyn. Selbſt das Handeln bietet für die Beurtheilung des Charakters nur in ſo fern eine zuverläßige Grundlage, als wir die Beſtimmungsgründe desſelben richtig erkannt haben. Dieſe können uns aber noch nach jahrelangem Beobachten täuſchen, wie unzweydeutig ſie auch vorzuliegen ſcheinen. Wenige Fehler ſprechen ſich zum Beyſpiel entſchiedener aus, als der Geiz; und doch könnte Jemand ſein halbes Leben durch ſo karg, wie der elendſte Geizhals, leben, und alle ſeine Erſparniſſe zur Unterſtützung eines Unglücklichen verwenden. Ich erinnere mich dieſes von einem franzöſiſchen Gelehrten wirklich geleſen zu haben. Bedeutend wird die Gefahr einer unbilligen Beurtheilung ſich hier vermindern, wenn wir den einzelnen Charakterzug nicht bloß nach ſeiner Allgemeinheit aufgreifen: ſondern ihn, nach ſeiner eigenthümlichen Art ſich zu äußern, einer ſtrengen Prüfung unterwerfen. So mußte der ſcheinbar ſo wohlbegründete Vorwurf des Geizes bey jenem Manne viel von ſeinem Gehäßigen verlieren, wenn der Beobachter es nicht überſah, daß der Beſchuldigte nicht nur im Allgemeinen ein rechtlicher Mann war: ſondern obgleich karg, wie ein Geizhals, gegen ſich und gegen Andere, den Letzteren doch überall gegeben, was ihnen nach dem

ſtrengen Rechte gebührte, und ſich nie eines unerlaubten Mittels bedient habe, um ſeine Erſparniſſe zu vergrößern.

11.

Wie entſchieden aber auch immer ein Charakter im Handeln ſich ausgeſprochen habe: dieſes begründet immer nur eine Wahrſcheinlichkeit, nie eine unbedingte Gewißheit, daß er in einem ähnlichen Falle, auf dieſelbe Weiſe, wie bisher, ſich äußern werde. Dieſe Bemerkung kann in praktiſcher Hinſicht ſehr unbedeutend ſcheinen, indem wir, ehe der Charakter ſich in einem neuen Falle offenbaret, doch immer genöthiget ſind, uns an die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit zu halten. Allein vergeſſen wir es, daß wir über dieſe nicht hinausgehen dürfen: ſo entſteht aus dieſem Vergeſſen leicht die Befangenheit eines allzu unbedingten Zutrauens oder Mißtrauens, die beyde, uns, wie Andern, gleich nachtheilig werden können. Überdieß kann jeder künftige Fall nur ein ähnlicher, nie ein gleicher ſeyn, ſowohl rückſichtlich der äußeren Umſtände, als ihrer Einwirkung auf die inneren Beſtimmungsgründe des Charakters. Ein an ſich ſelbſt unbedeutend ſcheinender Umſtand kann eine Saite in Schwingung ſetzen, die in allen vorgehenden Fällen in Ruhe geblieben war. Wie nur die That den Charakter offenbar machen kann: ſo kann auch nur die That ihn beſtätigen.

12.

Die inneren Beſtimmungsgründe des Handelns haben ihre Wurzel entweder im ſittlichen Erkennen

Vernunftgründe; oder in Berücksichtigung der Verhältnisse des äußeren Lebens, Klugheitsmaximen; oder in einem sinnlichen oder sittlichen Begehren, in so fern demselben eine Vorstellung von Lust oder Unlust zum Grunde liegt, Gefühle.

13.

Da von der Beurtheilung Anderer aus dem sittlichen Gesichtspunkte im folgenden Buche die Rede seyn wird: so mag über den sittlichen Charakter im Allgemeinen hier Folgendes genügen.

Es liegt im Begriff von Charakter selbst, daß, wenn dieser für einen sittlichen gelten soll, die sittlichen Bestimmungsgründe in ihm vorherrschende seyen. Von mehreren sittlichen Bestimmungsgründen kann inzwischen nur in Beziehung auf verschiedenartige Gegenstände des Handelns die Rede seyn: da es, wie nur eine Tugend, so auch nur einen Bestimmungsgrund des sittlichen Handelns gibt; die Achtung für unsere sittliche Bestimmung nämlich, und den Glauben an eine sittliche Weltregierung. Nur das entschiedene Streben also, überall der sittlichen Bestimmung des Menschen und der Idee einer sittlichen Weltregierung gemäß zu handeln, kann die Grundlage für die Beurtheilung des sittlichen Charakterwerthes abgeben.

14.

Nicht die einzelne sittliche Handlung also, nicht das partielle, sondern nur das einige, überall möglichst mit sich selbst übereinstimmende Streben, sitt-

lich zu handeln, kann den Anſpruch auf moraliſchen Werth begründen. Dem Geſetze des Gegenſatzes zu Folge, kann nun der Vorwurf der Immoralität nur denjenigen treffen, deſſen Streben als ein einiges betrachtet, dem Sittengeſetze durchaus zuwider iſt. Nichts deſto weniger iſt das Verhältniß hier keineswegs auf beyden Seiten eines und dasſelbe. Die einzelne ſittliche Handlung, das partielle ſittliche Streben, kann auch aus Beſtimmungsgründen hervorgehen, die mit der Achtung für das Sittengeſetz wenig zu ſchaffen haben: während jede ſelbſtbewußte unmoraliſche Handlung, jedes partielle unſittliche Streben, mit der Achtung für dasſelbe durchaus vereinbar iſt.

15.

Wie richtig es aber auch ſey, daß ſchon durch die einzelne ſelbſtbewußte unſittliche Handlung, durch das partielle unſittliche Streben der Anſpruch auf moraliſchen Charakterwerth verwirkt werde: ſo ſollte der Vorwurf poſitiver Immoralität in ſolchem Falle dennoch nicht ſo raſch und ſo leichtſinnig ausgeſprochen werden, als es häufig zu geſchehen pflegt. Sie iſt nicht der Gegenſatz einzelner ſittlicher Vorzüge: ſondern der Gegenſatz des einigen, überall mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden ſittlichen Strebens; und nur in ſo fern ſie als ein ſolcher unzweydeutig im Charakter ſich ausſpricht, mag das Brandmahl ihrer Verworfenheit mit Recht ihm aufgedrückt werden. Die Strenge der Moral erlaubt uns nicht die Gränze irgend einer unſittlichen Tendenz zu verengen: aber

ſie erlaubt uns eben ſo wenig den Vorwurf über die Gränze der Schuld hinaus auszudehnen.

Mit wie gutem Rechte wir alſo auch jede unſittliche Handlung ſtrenge verwerfen mögen: den Vorwurf der Immoralität — den härteſten und entehrendſten, den wir einem Menſchen machen können — werden wir nur dort rechtfertigen können, wo die Tendenz des Charakters zur Unſittlichkeit als eine entſchiedene ſich kund gibt; nicht aus Gründen der Milde und Schonung, die hier ſehr übel angewendet wäre: ſondern aus Gerechtigkeit, die uns auch von der ſtrengſten Moral als eine unverletzliche Pflicht geboten wird.

16.

Das entſchiedene Streben, überall ſittlich zu handeln, begründet die edelſten Vorzüge des Charakters: die Übereinſtimmung desſelben mit ſich ſelbſt; die Treue gegen ſich ſelbſt; Wahrhaftigkeit und ſittliche Güte.

17.

Die vollkommene Übereinſtimmung des ſittlichen Charakters mit ſich ſelbſt — womit die Folgerichtigkeit (Conſequenz) desſelben nicht verwechſelt werden darf — iſt in Beziehung auf das Handeln ein Ideal; weil auch die ſtärkſte ſittliche Kraft ihre Gränzen hat; jene Übereinſtimmung aber durch jede, ſelbſt die geringere Verletzung des Sittengeſetzes aufgehoben wird. Nicht eben ſo iſt es mit dem Streben überall ſittlich zu handeln. Dieſes kann

vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, wenn es redlich ringt und kämpft, bis zur Erſchöpfung ſeiner Kräfte. Der unmoraliſche Charakter kann nie vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen: weil das Streben nach dieſer Übereinſtimmung eine abſolute Bösartigkeit des Willens, alſo die Bosheit des Teufels, bedingen würde.

18.

Daß wir bey der Beurtheilung der Übereinſtimmung eines ſittlichen Charakters mit ſich ſelbſt es nur allzuleicht vergeſſen, daß geringe Fehler und Schwächen, bey einem redlichen und kräftigen Streben nach ſittlichem Werthe, dieſen nicht aufheben; daß wir ſolche Schwächen den beſten und edelſten Menſchen oft am ſchwerſten anrechnen; theils weil ſie an dieſen am meiſten auffallen, theils aus heimlicher Mißgunſt; theils, weil uns in dem Mangel eigenen Werthes ein Maßſtab für den ihrigen fehlt: das mag hier, als oft genug geſagt, übergangen werden. Lieber will ich auf ein paar andere Gründe unrichtiger Beurtheilung in dieſer Hinſicht aufmerkſam machen. Wir vermiſſen die Übereinſtimmung des ſittlichen Charakters bey Andern oft nur darum, weil uns die beſonderen Beweggründe und Anſichten, von welchen ſie beſtimmt werden, unbekannt, oder weil ſie nicht die unſrigen ſind. So kann uns z. B. Jemand in der Beſtrafung eines gewiſſen Fehlers das rechte Maß zu überſchreiten ſcheinen, weil uns entweder die gerechten Urſachen dieſer Strenge unbekannt, oder weil unſere Anſichten von der Schäd-

lichkeit gerade dieſes Fehlers nicht die nämlichen, wie die des Anderen, ſind.

19.

Öfter noch tritt aber der Fall ein, daß wir nicht ſowohl die Übereinſtimmung des wirklichen Charakters mit ſich ſelbſt, als die mit dem Bilde vermiſſen, welches wir uns davon geſchaffen haben. Das begegnet vorzüglich denjenigen, welche ſich das Bild eines Charakters nicht nach beſonnener Beobachtung getreu nach der Wahrheit, ſondern mit dem Pinſel der Phantaſie entwerfen; und ähnlich den Verliebten, den Gegenſtand, welchen ſie bewundern, Anfangs mit nicht genug Vorzügen ſchmücken zu können glauben, um ſie ihm ſpäter einen nach dem andern wieder abzuſprechen. Solche Phantaſten ſollten über nichts weniger ein Urtheil fällen, als ob ein ſittlicher Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimme: weil gerade ein Urtheil darüber die umfaſſendſte Kenntniß desſelben, und die ſorgfältigſte Prüfung aller ſeiner Beweggründe erfordert.

20.

Nur der ſittliche Charakter kann wahrhaft ſeyn; das heißt in ſeinen Äußerungen und Handlungen mit ſeinen Geſinnungen und Empfindungen übereinſtimmen.

Wenn die Strenge der Moral mit Recht jede Lüge, ſelbſt die Nothlüge, verwirft: ſo gibt ſie doch zu, und muß zugeben, daß Fälle eintreten, wo es die ſittliche Pflicht fordert, die Wahrheit zu verſchweigen; insbeſondere, wenn derjenige, dem wir

ſie verſchweigen, ſie nicht von uns fordert, oder kein Recht hat, ſie zu fordern. Eine in einer ſchweren Krankheit darnieder liegende Mutter fragt mich nach ihrem Sohne; ob dieſer nicht, wie ſchon früher, ſich aufs neue ſchwere Vergehungen habe zu Schulden kommen laſſen. Ich weiß, daß der junge Menſch vor wenig Tagen ein großes Verbrechen begangen, das ihn unvermeidlich der Schmach und Entehrung preisgibt. Die Wahrheit wird ihren Zuſtand ſchnell lebensgefährlich machen, und ihren übrigen, noch unverſorgten Kindern die Mutter koſten. Ich werde ſie nicht mit falſchen Nachrichten von der guten Aufführung ihres Sohnes belügen; aber ich werde ihr eben ſo wenig die Wahrheit ſagen dürfen, obwohl ſie ein Recht hat, dieſe zu fordern, und dieſe Forderung in ihrer Frage beſtimmt ausgedrückt iſt.

Nicht immer liegen die Gründe, welche es auch dem Wahrhafteſten zur ſittlichen Pflicht machen können, die Wahrheit zurückzuhalten, ſo offen da, wie in dem eben angeführten Falle. Um ſo mehr iſt es darum Pflicht, unſer Urtheil zurückzuhalten, bis wir erforſcht haben, durch welche Beweggründe derjenige, den wir ſonſt als wahrhaft gekannt haben, in dieſem oder jenem beſonderen Falle beſtimmt worden ſey, ſcheinbar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen.

21.

Wenn nur der ſittliche Charakter gegen Andere wahrhaft ſeyn kann: ſo iſt noch in weit höherem Grade gewiß, daß nur ein ſolcher gegen ſich ſelbſt

wahr zu seyn vermag. Und nicht ein gewöhnlicher Grad von Ernst des sittlichen Strebens: der festeste und beharrlichste Wille, sittlich gut zu seyn, wird erfordert, um überall gegen uns selbst wahr zu seyn. Wo dieser fehlt: da muß von zwey Dingen nothwendig eines geschehen; entweder wir müssen das Handeln gänzlich vom Erkennen scheiden: oder wir müssen unsere Schwächen, unsere Fehler, unsere unsittlichen Neigungen uns bald ganz zu verbergen, bald sie in ein milderndes Licht zu stellen suchen. Zur selbstbewußten Hingebung an die unsittliche Neigung, oder zur Falschheit gegen uns selbst sind wir gezwungen, wo immer Kraft und Wille nicht hinlänglich in uns gereift sind, um jener zu widerstehen, und sie beharrlich zu bekämpfen.

Unendlich sind hier die Abstufungen. Es gibt eine Selbsttäuschung, die aus Beschränktheit der Begriffe sich ihrer durchaus nicht bewußt, und daher auch nicht zurechnungsfähig ist; es gibt eine andere Art derselben, die durch eine so verknöcherte Eitelkeit, einen so starren Hochmuth, eine so unbedingte Arroganz unterstützt wird, daß sie nie oder sehr schwer zur Erkenntniß ihrer selbst gelangen kann: Endlich findet man bey einzelnen Menschen eine in den Interessen der eben erst genannten, wie anderer Leidenschaften, so tief gewurzelte Falschheit gegen sich selbst, daß sie an dieser festhalten, wie nahe es ihnen auch gelegt werden mag, sie zu erkennen, und bis auf welchen Grad sie sich ihrer auch bewußt werden mögen. Beschränktheit oder Umfang der Einsicht; der Wille

oder die Abneigung gegen ſich ſelbſt wahrhaft zu ſeyn; und die Gründe des einen, wie der andern ſind es, was wir in Berechnung nehmen müſſen, wenn wir über die Wahrhaftigkeit Anderer, gegen ſich ſelbſt ein Urtheil fällen wollen.

22.

Wie nur der ſittliche Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, und gegen ſich ſelbſt wahrhaft ſeyn kann: ſo kann auch nur dieſer ſich ſelbſt treu ſeyn.

Die Treue des ſittlichen Charakters ſetzt die Übereinſtimmung desſelben mit ſich ſelbſt, bis zu dem Momente voraus, wo jene aufgefordert wird, ſich zu bewähren; und man könnte ſagen, ſie ſey ein Streben nach fortgeſetzter ſittlicher Übereinſtimmung des Charakters mit ſich ſelbſt, in Folge einer aus dieſer hervorgehenden Verbindlichkeit. Denn eine ſolche entſteht aus jenem Streben ſelbſt: ſo wie es zum Beweggrunde wird, durch unſer ſpäteres Handeln, nicht den Werth des früheren herabzuſetzen. Darum findet auch bey dem unſittlichen Charakter keine Treue gegen ſich ſelbſt Statt: weil aus ſeinem früheren Handeln keine Verpflichtung hervorgehen kann, in ſeinem ſpäteren Handeln mit dieſem übereinzuſtimmen. Er kann beſtändig ſeyn, und ſich ſelbſt gleich bleiben: aber kann nie ſich ſelbſt treu ſeyn.

Das Nämliche, was die Beurtheilung in Bezug auf die Frage irre führt, ob ein Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimme, mißleitet ſie auch in Beziehung auf die Frage, ob er ſich ſelbſt treu ſey; und hier,

wie dort. hat ſie den gleichen Mißgriffen auszuweichen.

23.

Der Ausdruck: ſittliche Güte — Güte wird hier Niemand mit ſittlichem Werth verwechſeln — bezeichnet hinreichend, daß hier nicht von jener mattherzigen, gehaltloſen Güte die Rede ſey, welche bald die Frucht geiſtiger Beſchränktheit, bald von Schwäche, bald von aufgährenden Wallungen iſt; die ihr Wohlwollen eben ſo willkürlich zurücknimmt, als ſie es leichtſinnig verſchenkt hat; und die dann oft eben ſo leidenſchaftlich haßt und verfolgt, als ſie ihren Gegenſtand mit ſcheinbarer Innigkeit geliebt, und mit Übertreibung geliebkoſet und gehätſchelt hat. Nur der feſt in ſich ſelbſt begründete ſittliche Charakter iſt der wahren Güte gegen Andere fähig; denn es liegt wenigſtens nichts in ihm ſelbſt, warum er ſeine Geſinnung willkürlich oder launenhaft ändern ſollte. Die ſittliche Güte iſt es alſo allein, welche den Namen der Güte verdient, und der ſich mit Sicherheit vertrauen läßt.

24.

Hier könnte Jemand fragen: ob es wohl billig ſey, diejenigen, welche uns wohlwollen, wäre es auch aus nicht ganz reinen Gründen, in dieſer Hinſicht nach ſtrengen Begriffen zu beurtheilen; und ob es nicht beſſer ſey, jene Gründe nicht ſo genau nachzuwägen, und ihr Wohlwollen unbedingt mit dem unſerigen zu vergelten.

Ich habe darauf nur dieſe Antwort: die Beurtheilung Anderer muß durchaus unbefangen und gerecht ſeyn. Beydes hört ſie auf zu ſeyn, wenn ſie dem Wohlwollen derſelben edlere und uneigennützigere Gründe zuſchreibt, als ſie wirklich haben. Sie irrt dann; und der Irrthum iſt überall vom Übel, und nur die Wahrheit iſt vom Guten. Allein dieſe Unbefangenheit des Urtheils hat durchaus nichts zu ſchaffen mit der ſittlichen Verpflichtung, Wohlwollen, wäre es auch aus theilweiſe eigenſüchtigen Beweggründen uns zugewendet worden, dankbar mit Wohlwollen zu vergelten. Nur ein unedles Gemüth wird dieſe Verpflichtung nicht gerne üben; und nur ein niederträchtiges, den unedlen Zuſatz hier zum Vorwande nehmen, ſich ihr zu entziehen. Das klare Erkennen der ſittlichen Verpflichtung im Allgemeinen, wie im Beſonderen, wird auch hier die zuverläßigſte Grundlage der Pflichterfüllung ſeyn.

25.

Wenn die Beſtimmungsgründe des Handelns welche in der Rückſicht auf die äußeren Lebensverhältniſſe ihre Wurzel haben, auch die höhere Weihe derjenigen entbehren, welche unmittelbar aus der Achtung für das ſittliche Geſetz hervorgehen: ſo werden wir dennoch, wo wir Andern in ihrem Handeln zunächſt äußere Vortheile berückſichtigen ſehen, dieſe nicht ausſchließlich als die einzigen Beweggründe desſelben betrachten dürfen. Denn abgerechnet, daß der Menſch die Aufforderung ſittlich zu handeln, in keinem

Verhältniſſe gänzlich verläugnen, und die Anerkennung des Werthes eines ſolchen Handelns nie gänzlich abweiſen kann: ſo iſt der Zuſammenhang zwiſchen Sittlichkeit und Glückſeligkeit, zwiſchen der Angemeſſenheit jedes Strebens, und zwiſchen ſeinen Erfolgen, zwiſchen reellem Verdienſte und Anerkennung eines ſolchen Verdienſtes, in ſich ſelbſt nicht nur ein feſterer, ſondern auch ein weit offenbarer ſich darlegender, als daß ihn etwas anderes, als die höchſte geiſtige Flachheit, Beſchränktheit und Befangenheit überſehen könnte. Vielleicht gibt es keine Wahrnehmung, die tiefer in die ſittliche Fortbildung des Menſchen eingriffe: ſo wie ſie, in weiterer Ausdehnung, einer der ſtärkſten Beweiſe für ſeine ſittliche Beſtimmung iſt. In welchem Verhältniſſe ſich daher die ſittlichen Beſtimmungsgründe, den eigenſüchtigen, aus der bloßen Berückſichtigung äußerer Verhältniſſe hervorgehenden, auch immer beymiſchen mögen — und es kann allerdings von einem Minimum, bis zum entſchiedenſten Übergewichte Statt finden — wir ſind ſchuldig dem Antheile der erſteren nachzuforſchen, und ihn in ſeinem richtigen Verhältniſſe zu der Letzteren unbedingt anzuerkennen.

26.

Die richtige und unbefangene Beurtheilung der äußeren Lebensverhältniſſe im Allgemeinen, ſo wie in beſonderer Beziehung auf uns ſelbſt, begründet die Beſonnenheit und Mäßigung im Handeln, welche ohne jene nicht gedacht werden kann.

Wo wir nämlich die äußeren Lebensverhältniſſe entweder im Allgemeinen, oder in beſonderer Beziehung auf uns, unrichtig aufgefaßt haben: da kann in unſerem Handeln kein gleichförmiges Maß, und keine gleichförmige beſonnene Haltung Statt finden: indem wir überall auf verwirrende Widerſprüche ſtoßen müſſen, und das rechte Maß im Handeln dort nicht treffen können, wo wir es in der Beurtheilung entbehren. Was daher einer unbefangenen und richtigen Beurtheilung der äußeren Lebensverhältniſſe in den Weg tritt: das hindert auch die Beſonnenheit und Mäßigung im Handeln; nur iſt der Schluß von dem Mangel beyder Vorzüge in dieſem, auf ihren Mangel in der intellektuellen Beurtheilung nicht immer ein unbedingt zuverläßiger. Denn der Widerſpruch zwiſchen unſerer innerſten Eigenthümlichkeit und unſeren äußeren Lebensverhältniſſen kann ein ſo tief gewurzelter, und ſelbſt ſo unauflösbarer ſeyn, und in jedem Augenblicke uns ſo verletzend berühren; daß wir in geiſtiger Anſchauung ihn wohl unbefangen und beſonnen aufzufaſſen, im Leben ihn aber nur ſchwer oder gar nicht auszugleichen vermögen.

27.

Sehr ſchwer iſt es, die Beſtimmungsgründe des Handelns richtig zu beurtheilen, welche ihre Wurzel im Gefühle haben. Wenn ſich einerſeits nicht läugnen läßt, daß das Edelſte und Höchſte im Menſchen, daß ſeine muthigſten Entſchlüſſe, ſeine erhabenſten Tugenden, ſeine uneigennützigſten Aufopferungen, daß

die Begeiſterung für Alles, was gut, ſchön und groß, was der Bewunderung und des Beyfalls der Mitlebenden, wie künftiger Geſchlechter werth iſt, aus dem Boden des Gefühles ewachſe: ſo läßt ſich andererſeits eben ſo wenig läugnen, daß keiner von jenen Keimen ſich eines geſunden Wuchſes erfreuen, und zum kräftigen Stamme gedeihen möge, wenn er ſeine Nahrung allein aus dieſem Boden ziehet. Kein Entſchluß kann für feſt und beharrlich, keine Tugend für zuverläßig, keine Begeiſterung für vorhältig gelten, wenn ſie ihre Wurzel nur im Gefühle, und nicht zugleich in einem klaren Erkennen haben: und jeder Angriff des Unglückes, jeder Sturm der Leidenſchaft, und oft ſchon jeder Hauch der Laune, wird hinreichend ſeyn, um ihre Blüthen zu zerſtören, und keine von ihren Früchten zur Reife gedeihen zu laſſen.

28.

Kein Gefühl beruht ausſchließend auf Vorſtellungen von Luſt oder Unluſt: weil mit dieſen ſelbſt immer ein Urtheil über den Gegenſtand, als einem Begehrens- oder Verabſcheuungswerthen verknüpft iſt. Von dem Werthe der dieſem Urtheil zum Grunde liegenden Vorſtellung, hängt nun der Werth; von dem Grade ihrer Wahrheit die Haltbarkeit jedes Gefühles ab. Ein Minimum von Klarheit macht jedes Gefühl ſchwankend und haltungslos, wie lebhaft oder wie heftig es ſich auch äußere: während jeder höhere Grad von Klarheit ihm mehr Beſtand, ein vollkommen klares Bewußtſeyn jener Vorſtellung allein aber ihm jene

Festigkeit gibt, deren es bedarf, um mit Recht als ein zuverläßiger Bestimmungsgrund des Handelns gelten zu können.

29.

Bey der Beurtheilung aller Gefühle müssen wir also, neben der Vorstellung von Lust und Unlust, auch jene von dem Gegenstand derselben, als einem Begehrens- oder Verabscheuenswerthen in Berechnung nehmen. Bey Gefühlen, welche das sinnlich Angenehme zum Gegenstande haben, ist hier wenig gewonnen, wenn wir im Allgemeinen die Anziehungskraft berechnen, mit welcher diese auf das Individuum seiner physischen Eigenthümlichkeit nach einwirkt: wenn wir nicht zugleich erforscht haben, mit welchen Vorstellungen Lust und Unlust hier im Verstande zusammenhängen; z. B. durch welche Vorstellungen sinnliche Gefühle, die mit dem sittlichen Gefühl in keinem Widerspruch stehen, durch das letztere selbst vermittelt werden; oder: durch welche trüglichen Vorstellungen jemand jene sinnlichen Gefühle, welche den Forderungen des sittlichen Gefühls widersprechen, mit diesen scheinbar auszugleichen suche; welchen Nachdruck jene ersteren dadurch selbst erhalten; und in welchem Verhältniß das Gewicht der sittlichen Vorstellungen dadurch Abbruch erleide.

30.

Ist es aber gleich vollkommen richtig, daß die Haltbarkeit der Gefühle, als Bestimmungsgründen des Handelns, von der ihnen zum Grunde liegenden

Erkenntniß abhänge: so müssen wir uns doch hüthen, unbedingt den Umfang der letzteren zum Maßstab jener Haltbarkeit zu machen. Es gibt so einfache und dabey so ganz in Liebe und Wohlwollen getauchte Naturen — und häufiger trifft man sie unter dem andern, als unter dem männlichem Geschlechte — daß sie überall durchaus nur auf den Impuls des Gefühls zu handeln, und von diesem allein geleitet zu werden scheinen. Inzwischen ruhen ihre Gefühle darum oft nicht minder fest auf einem, wenn auch nicht umfangsreichen, doch klarem und sicheren Erkennen; und nicht unbedingt darf man solche Naturen der Beschränktheit oder einer allzugroßen Weichheit beschuldigen. Denn oft entfalten diese scheinbar so beschränkten und weichen Naturen, wenn es ihnen theure sittliche Interessen gilt, eine Energie des Denkens, wie des Handelns; eine Entschlossenheit zu den schwersten Aufopferungen, und eine Starkmuth im Leiden, die uns in Erstaunen setzen, und die nur aus der Vereinigung eines klaren und sichern Erkennens des Rechten und Wahren mit der Kraft und Lebendigkeit ihres Gefühls erklärbar ist. Diese Vereinigung ist es denn auch, die als selbstbewußte Begeisterung in allen jenen Menschen webte und wirkte, welche auf der Bahn, für die sie sich entschieden, die reichsten und würdigsten Kränze errungen, und als ewige Vorbilder sich unvergängliche Ansprüche auf die Bewunderung aller Zeiten erworben haben.

31.

Noch einer andern Klasse von Gefühlsmenschen muß ich insbesondere gedenken, die nicht zahlreich,

aber ſchwerer und leichter, als jede andere, zu beurtheilen iſt. Sie ſind ſchwach und ſtark, rührig und läßig, kühn und zaghaft, mild und heftig, des Aufſchwungs zu jeder Tugend fähig, und fähig tief in den Schlamm des Laſters zu tauchen; der Begeiſterung für die Tugend empfänglich, ohne tugendhaft zu ſeyn, und dem Laſter ergeben, ohne ſeine Häßlichkeit zu mißkennen: mit einem Wort, es ſind jene Menſchen, deren ganzes Weſen auf ihrem äſthetiſchen Gefühl beruht, und welche die Poeſie des Laſters nicht weniger leicht beſticht, als die der Tugend. Ohne den Halt feſter ſittlicher Grundſätze mögen ſie ſich, wo ihnen die Tugend in poetiſchem Verklärungsſchimmer winkt, und ihnen einen nahen und ſicheren glänzenden Lohn zeigt, immerhin zu ihrer Höhe erheben: aber nie werden ſie dieſe Höhe erſchwingen, wenn ſie Selbſtverläugnung oder das Opfer eigenſüchtiger Intereſſen von ihnen fordert, und ihnen keinen andern Lohn, als den ihres eignen Bewußtſeyns zu bieten hat.

Solche Menſchen beweiſen mehr, als alles Übrige, wie wenig zuverläßigen Gehalt Gefühle für ſich allein haben: wie lebendig, und ſelbſt wie ſtark ſie an ſich ſelbſt auch immer ſeyn mögen.

32.

Wie einige Vorzüge des Charakters zunächſt von der Quelle abhängen, aus welcher die Beſtimmungsgründe desſelben fließen: ſo hängen wieder andere zunächſt von dem Grade der Klarheit der letzteren zum

Grunde liegenden Vorſtellungen ab. Vielleicht findet man den Ausdruck: Klarheit, hier unzweckmäßig; und Stärke der Vorſtellung könnte angemeſſener ſcheinen. Allein betrachtet man eine hierher gehörige Vorſtellung nicht als eine einzelne und abgeſchloſſene, und erwägt man, daß jede Vorſtellung nur dann als zu voller Klarheit gediehen betrachtet werden könne, als wir ſie nach dem ganzen Umfang ihrer Beziehungen erfaßt haben: ſo wird man es nicht unrichtig finden können, daß gerade die Klarheit des Erkennens als Dasjenige bezeichnet wird, wovon aller Einfluß des Letzteren auf das Handeln abhänge. Eine Vorſtellung iſt uns immer nur in dem Verhältniſſe klar, als wir mehr oder minder vollſtändig den Umfang ihrer Beziehungen erfaßt haben; in dieſem Verhältniß gewinnt ſie aber denn auch immer an Lebendigkeit und abſoluter Stärke: indem durch jene Klarheit der Einfluß der ihr widerſprechenden dunklen Vorſtellungen und Gefühle vermindert oder aufgehoben wird, wie groß die Macht beyder ſonſt an ſich auch ſeyn mag.

33.

Von der Klarheit des Erkennens hängen zunächſt die Entſchiedenheit, Feſtigkeit, Folgerichtigkeit und Zuverläßigkeit des Charakters ab.

Ohne Klarheit des Erkennens läßt ſich wohl eine Entſchiedenheit im Handeln bey einzelnen Veranlaſſungen, aber keine Entſchiedenheit des Charakters denken. Die letztere ſetzt immer ein klares Bewußtſeyn ſtätig vorherrſchender Beſtimmungsgründe des

Handelns voraus. Nichts täuſcht uns daher leichter, als eine theilweiſe Entſchiedenheit, die nur aus zufälligen innern oder äußeren Impulſen hervorgeht, wenn wir ſie für einen Beweis von gediegener Kraft oder Stärke des Charakters nehmen. Auch noch auf andere Art kann ſie den Beurtheiler täuſchen. Sie kann nämlich in einer dauernd ſich gleich bleibenden Einwirkung äußerer Umſtände und Verhältniſſe ihren Grund haben. Sie iſt dann eine beſtimmte Form des Handelns aus Gewohnheit, die uns leicht Entſchiedenheit des Charakters ſcheinen kann, weil wir ſie im Weſentlichen ſich immer gleich bleiben ſehen. Inzwiſchen deutet ſchon der Ausdruck: Entſchiedenheit, für ſich ſelbſt darauf hin, daß ſie nur dort im Charakter Statt finden könne, wo jemand unter mehreren Gründen des Handelns mit ſelbſtbewußter Wahl ſich für die einen oder die andern entſchieden hat.

34.

Wie die Entſchiedenheit, ſo hängt auch die Feſtigkeit des Charakters von der Klarheit des Erkennens ab; denn ſie ruht auf Grundſätzen, die ohne ein klares Bewußtſeyn ihrer Gründe ſich nicht annehmen laſſen.

Der Begriff von Feſtigkeit des Charakters ſetzt die Unveränderlichkeit jener Grundſätze voraus, auf welchen er beruht; und in ſo fern kann Feſtigkeit ein ausſchließendes Eigenthum des ſittlichen Charakters zu ſeyn ſcheinen, weil nur die ſittlichen Grundſätze eine unveränderliche Grundlage haben. Allein es gibt

ein thatsächliches Festhalten an unrichtigen Grundsätzen, aus Beschränktheit der Erkenntniß, wie durch den Einfluß der Leidenschaft: und in dieser Beziehung kann Festigkeit zwar als ein wesentlicher, aber nicht als ein ausschließender Bestandtheil des sittlichen Charakters betrachtet werden.

Aus diesen Bemerkungen ergeben sich für die Beurtheilung der Festigkeit des Charakters zunächst zwey wichtige Folgerungen.

Die Festigkeit des Charakters hängt ihrem Werth nach nicht bloß von dem Werth der Grundsätze ab, auf welchen sie beruht: sondern sie kann, wenn nicht sittliche Grundsätze ihre Unterlage ausmachen, nur in so fern für vorhältig gelten, als die, aus Beschränktheit, Leidenschaft oder eigensüchtigen Interessen hervorgehende Befangenheit des Erkennens vorhält.

Die zweyte Folgerung ist diese.

Es gibt uns noch wenig Sicherheit für die Beurtheilung der Festigkeit eines Charakters, wenn wir im Allgemeinen die Grundsätze kennen, auf welchen er ruht, und nicht auch die Art, wie sie sich ausgebildet haben. Denn Grundsätze werden nur durch lange oder mächtig einwirkende Lebenserfahrung unser Eigenthum; sie lassen sich nicht plötzlich anlernen: und wo sie jemand sich plötzlich anzueignen scheint: da war diese Erscheinung selbst im Leben gewiß schon lange vorbereitet. Wenn übrigens auch jemand einen Grundsatz sich durch einen plötzlichen und einzigen Entschluß anzueignen vermag: so vermag es gewiß nur Derjenige, welcher bereits einen hohen Grad von Festigkeit der Geistes- wie der Willenskraft besitzt.

Sonſt mag noch dieſes bemerkt werden, daß es, wie eine ſcheinbare Entſchiedenheit, ſo auch eine ſcheinbare Feſtigkeit des Charakters gibt, die nichts weiter als eine gewohnte Form des Handelns iſt, welche nicht in klar erkannten Grundſätzen, ſondern lediglich in der Gleichförmigkeit äußerer Verhältniſſe und Einwirkungen ihren Grund hat.

35.

Kann nun aber die Feſtigkeit des Charakters gleich nie von äußeren Umſtänden abhängen: ſo mag doch billig die Frage entſtehen, wie weit ſie, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, dieſen nachgeben dürfe; eine Frage, die in der Theorie nicht leicht, im praktiſchen Leben aber gewiß noch weit ſchwerer zu löſen iſt. Wenn es wenig Menſchen gibt, welche nach feſten Grundſätzen handeln: ſo gibt es gewiß noch weit wenigere, welche mit der praktiſchen Löſung dieſer Frage glücklich zurecht zu kommen wiſſen.

Das Erſte, was ſich darüber feſtſtellen läßt, iſt dieſes, daß wir ſittliche Grundſätze nie aufgeben dürfen, in ſo fern ihre Verpflichtung eine unbedingte iſt. Eine unbedingte iſt dieſe aber überall, wo die Anforderung, einen ſolchen Grundſatz zu üben, in den Umſtänden klar ausgeſprochen iſt. Es bleiben alſo nur jene Fälle zu berückſichtigen übrig, welche in ſittlicher Rückſicht indifferent ſind.

Ich habe es mir feſt zum Grundſatze gemacht — und ohne Zweifel iſt es ein im Allgemeinen ſehr empfehlenswerther Grundſatz — nie etwas zu kaufen,

was ich nicht baar bezahlen kann. Nun bietet man mir einen werthvollen Gegenstand für einen verhältnißmäßig sehr geringen Preis an. Ich habe das Geld nicht vorräthig; darf aber mit der möglichsten Zuverläßigkeit darauf rechnen, daß ich es nach wenig Wochen besitzen werde. Der Verkäufer ist es vollkommen zufrieden, meine Handschrift zu nehmen. Soll ich nun kaufen?

»Nein!« — Allein ich darf, wie gesagt, mit der möglichsten Zuversicht darauf rechnen, daß mir das Geld zur bestimmten Zeit eingehen werde, und weiß zu jener Zeit dann selbst für den Fall, daß diese Erwartung mich täuschen sollte, Rath zu schaffen; ich kann durch den Kauf einem um mich wohlverdienten Freunde einen wichtigen Dienst erweisen, oder meiner Familie einen sehr wesentlichen Vortheil zuwenden. Darf ich das versäumen? Hier sprechen sittliche Rücksichten für das Kaufen; und gewiß werden die meisten Leser für dieses entscheiden.

Wenn aber keine solche Rücksicht eintritt, und es sich einzig und allein um meinen persönlichen Vortheil handelt? Keine sittliche Rücksicht verbietet mir unter den angenommenen Umständen ihn mir zuzueignen. Gar keine? Ich werde einen bisher treu bewahrten Grundsatz brechen, und also mir selbst untreu werden; ich werde künftig, unter bedenklicheren Umständen vielleicht, versucht seyn, dasselbe zu thun; ich werde die Kraft meiner übrigen Grundsätze schwächen; ich werde künftig keine unzweydeutigen Ansprüche an Festigkeit des Charakters zu machen haben.

36.

Es gibt Menſchen, welche mit großer Zuverſicht darauf Anſprüche machen, Grundſätze zu haben, und Feſtigkeit des Charakters zu beſitzen: denen man inzwiſchen leichter alles Übrige, als dieſe Anſprüche zugeſtehen kann. Denn was ſie Grundſätze nennen, ſind nichts Anderes, als Maximen des Handelns, welche ſie, wie es ihr Vortheil erfordert, ſo oft biegen, drehen, wenden, erweitern und verengern, daß nichts davon übrig bleibt, was jene Benennung verdienen könnte. Der einzige Grundſatz, von welchem man ihnen gelten laſſen muß, daß ſie ihn, als einen ſolchen wirklich beſitzen, iſt dieſer: daß man ſeine Grundſätze jederzeit den äußern Umſtänden anpaſſen müſſe. Er iſt unbedingt richtig in ihrem Sinn; denn indem ſie ihren Vortheil zum entſcheidenden Geſichtspunkt nehmen: müſſen ſie ihre ſogenannten Grundſätze und ihr Handeln immer nach den Forderungen desſelben richten. Nicht eben ſo iſt es bey den ſittlichen Grundſätzen. Sie ſind unwandelbar in ſich ſelbſt. Ihre Anwendung wird nicht durch die Umſtände, ſondern nach Verſchiedenheit der Umſtände durch einen allgemeineren ſittlichen Grundſatz beſtimmt. So z. B. Strenge und Milde durch den Grundſatz gerecht zu ſeyn.

37.

Die Menſchen, von welchen hier die Rede iſt, ſind ſelten ſchwer zu erkennen. Von allen Fehlern der menſchlichen Natur iſt Eigenſucht derjenige, welcher ſich am wenigſten verbergen läßt. Auch ſind ſie

meiſtens ſo voll von ihrer tiefen Lebensweisheit, und ſo überzeugt von der unbedingten Nothwendigkeit und dem hohen Werth derſelben, daß man ſelten einen Menſchen dieſer Art finden wird, der ſich ihrer nicht ſelbſtgefällig rühmte; wie fein oder plump er ſich dabey auch immer benehmen möchte.

38.

Noch eine Bemerkung habe ich in Beziehung auf die Beurtheilung der Feſtigkeit des Charakters zu machen.

Wenn die Feſtigkeit des Charakters von der Übereinſtimmung des Handelns mit beſtimmten Grundſätzen abhängt: ſo können wir nur in ſo fern ein Urtheil darüber fällen, als wir jene Grundſätze ſelbſt, die äußeren Veranlaſſungen, welche ſie zur Erſcheinung bringen, und das Verhältniß zwiſchen beyden richtig aufgefaßt haben. Den Fall nun ausgenommen, daß Jemand ſeine Grundſätze klar und unzweydeutig ſelbſt ausſpricht, können wir auf dieſe nur aus ſeinen Handlungen ſchließen. Jeder Grundſatz iſt aber ſeiner Natur nach an Bedingungen und Beſchränkungen geknüpft: und wir kennen ihn nur in ſo fern, als wir dieſe richtig erkannt haben. Wo nicht dieſes der Fall iſt: da können wir wenigſtens darüber kein ſicheres Urtheil fällen, ob der Handelnde ſeinem Grundſatze ungetreu geworden ſey; weil, was uns eine Abweichung davon zu ſeyn ſcheint, mit den Bedingungen und Beſchränkungen desſelben genau übereinſtimmen kann. Daß unſer Urtheil nothwendig irren müſſe, wenn wir die äußeren Veranlaſſungen

des Handelns und ihr Verhältniß zu den ſonſt richtig erkannten Grundſätzen, falſch oder mangelhaft aufgefaßt haben, braucht nicht insbeſondere bemerkt zu werden.

39.

Aus dem Begriffe von Feſtigkeit des Charakters ergibt ſich von ſelbſt, daß der Eigenſinn mit dieſer nicht verwechſelt werden darf. Der Mann von feſtem Charakter handelt nach Grundſätzen: der Eigenſinn handelt immer aus Willkür; ſelbſt wenn er, um ſich oder Andere zu täuſchen, nach jenen zu handeln glaubt, oder vorgibt.

Der Starrſinn hängt allerdings noch hartnäckiger an ſeinen Anſichten, Meinungen und Empfindungen, als der Eigenſinn: aber es iſt unrichtig, wenn man ihn ſchlechtweg bloß als eine höhere Potenz des letzteren betrachtet. Der Starrſinn kann auf Grundſätzen ruhen, wenn er gleich weit öfter, als aus ſolchen, aus der Willkür der Leidenſchaft hervorgeht. Wo das Erſtere, und nicht das Letztere der Fall iſt: da iſt er eine Übertreibung des Feſthaltens an einem Grundſatze, weil er die Beweggründe, welche die Anwendung desſelben unzuläßig machen, nicht einſieht oder ihr Gewicht nicht richtig abwägt. Der Starrſinn läßt ſich daher auch nicht ſo unbedingt für Schwäche erklären, als man den Eigenſinn dafür zu erklären gewohnt iſt.

40.

Iſt denn aber der Eigenſinn immer Schwäche? Wenn er wahrer Eigenſinn iſt, das heißt, wenn er

in bloßer Willkür, oder in unſtatthaften Gründen wurzelt, deren Unhaltbarkeit der Eigenſinnige zum Theil einſieht, oder leicht einſehen könnte: ja. Dann iſt er zugleich Schwäche des Verſtandes, welche die vernünftigen Gründe des Handelns nicht faßt, oder nicht würdigt; und Schwäche der Willenskraft, die am Unbedeutendem und Nichtswürdigen ſich bewähren will, da ſie durch bedeutende und achtenswerthe Beſtrebungen ſich nicht geltend zu machen vermag.

Bevor wir inzwiſchen Jemanden des Eigenſinns beſchuldigen dürfen, muß entſchieden ſeyn, daß jenes Feſthalten an Anſichten, Meinungen, Empfindungen, oder an einer beſtimmten Handlungsweiſe, welches wir ſo nennen, wirklich Eigenſinn ſey. — »Der Vorwurf des Eigenſinns wird niemand gemacht werden, der ſtatthafte Gründe ſeines Betragens darlegt.« — Ganz recht; wenn er es kann. Wichtige, ſelbſt ſtreng ſittliche Rückſichten können es ihm verbieten. Und wenn das nicht; muß er ſich jener Gründe geradezu ſelbſt klar bewußt ſeyn? Wie oft werden wir nicht in unſerm Denken, Empfinden und Handeln durch richtige, aber noch nicht zum klaren Bewußtſeyn gediehene Anſichten und Gefühle beſtimmt. Auch gilt jener Satz nur für die Beurtheilung des Eigenſinns in der Nähe, nicht aus der Ferne.

Trotz allen dem iſt der wirkliche Eigenſinn weit weniger zu verkennen, als mancher andere Charakterzug; eben weil er Schwäche iſt, und dieſe ſich nirgends viel verbergen kann. Als habituelle Schwäche gibt er ſich denn auch nicht bloß in einzelnen Beziehungen,

ſondern im Allgemeinen kund: weil gerade die halbgefühlte Schwäche überall ſtark ſeyn will.

41.

Die Folgerichtigkeit des Charakters (Conſequenz), welche man weder mit der Übereinſtimmung des Charakters mit ſich ſelbſt, noch mit Feſtigkeit desſelben verwechſeln darf, beſteht in einem ſelbſtbewußten Streben, das ſpätere Handeln mit dem früheren in die möglichſt vollkommene Übereinſtimmung zu bringen. Von der Treue des Charakters gegen ſich ſelbſt unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß ſie nicht zunächſt in ſittlichen Motiven, ſondern in der logiſchen Conſequenz ihre Wurzel hat. Nur der ſittliche Charakter kann mit ſich ſelbſt übereinſtimmen: folgerichtig kann, im Ganzen wenigſtens, auch der unſittliche ſeyn.

Alles intellektuelle Leben, wie alles Handeln, ſtrebt nach Einheit: weil nur in der Einheit Ruhe, in jedem Widerſpruch aber, welchen wir in unſerm Denken oder Handeln gewahr werden, uns der innere Widerſtreit, und mit ihm die Unruhe gegeben iſt. In dieſem Sinne nun kann man ſagen, daß in jedem Menſchen ein natürliches Streben nach Folgerichtigkeit ſey: allein dieſes Streben wird ſich nothwendig als ein nichtiges erweiſen, wo es nicht von klar erkannten Grundſätzen ausgeht. Es gehört zum Begriff von Folgerichtigkeit, daß ſie überall das Einzelne und Beſondere in ſtrenger und ſicherer Beziehung zu einem Allgemeinen aufgreife, eine Forderung, der ſie nur unter der eben ausgeſprochenen Bedingung genügen kann.

Daraus nun, daß die Folgerichtigkeit jedes Einzelne und Besondere, selbst das scheinbar Unbedeutendere, streng auf einen allgemeinen Grundsatz des Handelns bezieht, ergibt sich von selbst, daß sie zu denjenigen Eigenschaften des Charakters gehört, die am schwersten mit Sicherheit zu beurtheilen sind. Denn es ist nicht genug, daß wir die Grundsätze Anderer im Allgemeinen, wir müssen sie in den kleinsten Theilen ihrer Eigenthümlichkeit kennen, um im Stande zu seyn zu bestimmen, ob das Einzelne und Besondere mit denselben nach einer strengen Beziehung im Einklange oder im Mißklange stehe.

42.

Die Zuverläßigkeit des Charakters besteht darin, daß wir von demselben mit möglichster Sicherheit ein seinen Grundsätzen entsprechendes Handeln erwarten dürfen. Zuverläßigkeit ist also nicht sowohl ein besonderer Zug des Charakters, als vielmehr ein Resultat der Entschiedenheit, Festigkeit und Folgerichtigkeit desselben. Als eigenthümlicher Charakterzug kann sie nur in so fern betrachtet werden, als man einem selbstbewußten Streben, den Erwartungen Anderer zu entsprechen, den Grundsatz der Treue gegen diese als nächsten Bestimmungsgruud zur Unterlage gibt.

Kann gleich nur der sittliche Charakter allgemein zuverläßig seyn: so gibt es doch in so fern eine partielle Zuverläßigkeit, als es eine partielle Festigkeit in einzelnen Grundsätzen überhaupt gibt. Nur

dürfen auch dieſe, ſelbſt als vereinzelt betrachtet, keine unſittlichen ſeyn: weil ſie ſonſt ihren Widerſpruch in ſich ſelbſt tragen, und daher auch nie eine feſte Zuverläßigkeit begründen können.

Bey Beurtheilung der Zuverläßigkeit des Charakters kommt Alles zunächſt auf dasjenige an, was wir dabey gewöhnlich am leichteſten aus dem Auge laſſen: ob wir nämlich ein Recht hatten, von demſelben wirklich zu erwarten, was wir erwarteten. Man faßt dieſe Rückſicht nicht ſcharf genug, wenn man ſie nur in Beziehung auf Anſprüche materieller Intereſſen, nicht in Beziehung auf die richtige Kenntniß des Charakters überhaupt auffaßt. Die Beſchwerde über die Unzuverläßigkeit Anderer gleicht überhaupt nicht ſelten jener des äſopiſchen Wolfes, welcher die alte Frau der Lügenhaftigkeit beſchuldigte, weil er vergebens vom Morgen bis zum Abend wartete, daß ſie ihm das Kind vorwerfen ſollte, wie ſie dieſem, als es eben weinte, gedroht hatte.

43.

Nicht eben ſo unbedingt, wie die zuletzt geſchilderten Eigenſchaften des Charakters, hängt die Stärke desſelben von der Klarheit des Erkennens ab. Auf die Stärke des Charakters, das heißt, auf das höhere Maß von Kraft, Hinderniſſe zu überwinden und Leiden zu ertragen, haben nämlich neben dem Erkennen die Gefühle einen mächtigen Einfluß; und nicht ſelten ſind es dieſe, von welchen der größere Theil der Kraft ausgeht, dir wir den ſtarken Cha-

rakter entwickeln sehen. Allein ein gewisser Grad von Klarheit der ihnen zum Grunde liegenden Vorstellungen wird auch bey diesen erfordert werden: wenn die Klarheit des Erkennens auch nicht im gleichen Grade, wie bey andern Eigenschaften des Charakters, so auch bey dieser, einwirkt. Denn wo diese Klarheit des Erkennens gänzlich fehlt, oder nur in einem sehr geringen Grade vorhanden ist: da ist wohl leidenschaftliche Heftigkeit, aber kein besonnenes Bewußtseyn der Kraft, und somit auch keine zweckmäßige und sichere Anwendung derselben, so wenig überhaupt genommen, als in jener höheren Potenz denkbar, in welcher sie sich als Stärke kund gibt.

44.

Bey der Beurtheilung von Stärke und Schwäche der Charaktere irren wir daher zuvörderst schon häufig darin, daß wir mit der ersteren jene leidenschaftliche Heftigkeit verwechseln, welche dieses Namens durchaus unwerth ist. Kraft liegt ihr allerdings zum Grunde; aber keine vorhaltende. Sie überschlägt sich, und verfehlt darum ihres Zieles. Die vorhaltende Kraft ist immer mit Besonnenheit verbunden, welche ihre Anwendung berechnet und leitet. Wir verbinden mit den Begriffen von Kraft und Stärke meistens die Forderung einer auffallenden und überraschenden Wirkung derselben, und beurtheilen sie daher mehr nach solchen Momenten, als nach der Besonnenheit und Beharrlichkeit im Streben, wie im Leiden. Der Held, welcher, während man ihm einen

Fuß abſägt, ruhig ſeine Cigarre raucht, ſcheint uns bewunderungswürdig: aber gewiß liegt in Demjenigen noch weit mehr Charakterſtärke, der Jahre lang gegen eine langſam verzehrende Krankheit ringend, mit heiterm Gleichmuth dem Schmerz widerſteht, und bis zum Augenblick der Erſchöpfung ſeinem früheren Charakter treu bleibt.

45.

Auch darin irrt unſre Beurtheilung von Stärke und Schwäche des Charakters ſehr häufig, daß wir beyde meiſtens zu unbedingt als eine allgemeine auffaſſen. Stärke und Schwäche des Charakters ſind aber nie allgemein; der Stärkſte iſt ſchwach in einzelnen Beziehungen: und Menſchen, die wir ſchwach nennen, entfalten in Lagen, in welchen wir nichts Anderes erwarten, als ſie erliegen zu ſehen, weil wir ſie bey andern, vielleicht ſelbſt unbedeutenden Veranlaſſungen wirklich ſchwach geſehen haben, eine Kraft, die uns zum Erſtaunen hinreißt. Jede Kraft iſt in ihren Äußerungen an gewiſſe Bedingungen gebunden. Wie dürfen wir über dieſelbe ein Urtheil fällen, ſo lange wir dieſe Bedingungen nicht ihrem ganzen Umfange nach kennen gelernt, und was ihre Entwicklung gehemmt und aufgehalten, was die entwickelte Kraft herabgedrückt, und was die herabgedrückte wieder ſpannen möge, nicht genau erforſcht haben? Und wie ſollen wir bey Andern darum genügenden Beſcheid wiſſen: da wir über uns ſelbſt in dieſer Hinſicht uns ſo ſelten hinreichend klar werden?

46.

Die Selbstständigkeit des Charakters besteht darin, daß wir die Bestimmungsgründe unsers Handelns aus uns selbst nehmen.

Es geht nicht an, den Begriff der Selbstständigkeit eines Individuums auf das Entferntseyn jedes unmittelbaren, positiven Einflusses Anderer auf sein Handeln einzuschränken. Denn selbstständig wäre dann auch derjenige, der zu feig wäre, um auch nur das Geringste vorzunehmen, was einem Dritten mißfallen könnte, wenn sich dieser nur jedes unmittelbaren Einflusses auf sein Handeln enthielte. Nimmt man aber den mittelbaren Einfluß, welchen die Rücksicht auf Andere auf unser Handeln ausübt, in den Begriff auf: so ist auch der einsame Bewohner einer Südseeinsel nicht mehr selbstständig, wenn ihr ihm in seiner gänzlichen Abgeschiedenheit auch nur einen einzigen Sklaven zugesellt. Und durch wie viele Rücksichten sehen wir uns nicht im gesellschaftlichen Zustande bey jedem Schritte gebunden, wie wenig wir aus Gewohnheit der Bande auch gewahr werden mögen.

Auf solche Weise würde der Begriff von Selbstständigkeit sich rein aufheben: wenn er sich nicht auf andere Art herstellte. Alle gesellschaftlichen Verhältnisse haben an sich selbst keine unbedingte Geltung: sondern sie erhalten diese von einem Vernunft- oder einem positiven Gesetze. Selbstständig ist also Derjenige, welcher in seinem Handeln nur durch ein Vernunft- oder positives Gesetz bestimmt wird. Weil

nun die Gründe, ſich nur auf ſolche Weiſe beſtimmen zu laſſen, in ihm ſelbſt, nicht außer ihm, in den Anforderungen, Meinungen, Vorurtheilen u. ſ. w. Anderer liegen: ſo läßt der Begriff von Selbſtſtändigkeit ſich auch auf obige Weiſe ausdrücken.

47.

Man muß den hier entwickelten Begriff von Selbſtſtändigkeit ſcharf im Auge behalten, wenn man über ſeine eigene, oder über die Anderer, ein Urtheil fällen will. Gewöhnlich berechnet man, wenn man die Sache in dieſem Falle recht beſonnen und umſichtig angreifen will, die Beſchaffenheit der äußeren Umſtände, in wie fern ſie beſtimmend, oder, wie man wohl ſagt, zwingend — der Ausdruck iſt rein albern, da er den Begriff von Selbſtſtändigkeit geradezu aufhebt — auf den Handelnden eingewirkt haben; allein nicht dieſer Einfluß muß in Berechnung genommen werden: ſondern die Rückſicht des Handelnden auf das, wovon die Anforderungen aller äußeren Verhältniſſe Geltung und Nichtgeltung erhalten. Wenn es übrigens in dieſem Sinne keine wahre Selbſtſtändigkeit geben kann, die nicht aus der Achtung für das Vernunft- und poſitive Geſetz hervorginge: ſo muß doch in beſonderen Fällen, wenn er keinem ſittlichen Geſetze widerſpricht, der Irrthum über Werth und Geltung beſonderer Formen und Verhältniſſe, z. B. konventioneller, dem Beurtheilten zu Guten geſchrieben werden.

48.

Daß der bloße Widerſpruch im Handeln gegen den Willen, die Anforderungen, Meinungen u. ſ. w. Anderer keinen Anſpruch an Selbſtſtändigkeit des Charakters gebe, iſt von ſelbſt klar. Aber hüthen mag ſich die Beurtheilung, beſonders bey jüngeren Perſonen, den theilweiſen Widerſpruch — denn wo er ſich im ganzen Betragen kund gibt, iſt nicht leicht zu fürchten, daß ihnen Unrecht geſchehe — voreilig der Hartnäckigkeit, der Geckerey oder dem Eigenſinn zuzuſchreiben, die durch einen ſolchen Mißgriff oft erſt erzeugt werden. Das Streben nach wahrer Selbſtſtändigkeit ſetzt einen hohen Grad von Reife des Verſtandes voraus; und leicht mag, wo dieſe noch nicht eingetreten iſt, eine falſch aufgegriffene Idee von jenem Vorzuge, oder eine noch nicht zur Klarheit gediehene über den Werth einzelner Verhältniſſe, zu einer unrichtigen Beurtheilung die Veranlaſſung geben.

49.

Die Eigenthümlichkeit des Charakters iſt das Produkt aller in einem Individuum vorhandenen Anlagen, nach ihrem wechſelſeitigen Verhältniß zu einander ſelbſt, und zu den äußeren Bedingungen ihrer Ausbildung. In dieſem Sinne nun beſitzt jeder Menſch Eigenthümlichkeit des Charakters. Als beſonderer Beſtandtheil des letzteren kann ſie jedoch nur demjenigen zugeſchrieben werden, der ſich ihrer bewußt iſt, und ſie mit Bewußtſeyn geltend zu machen ſucht.

Der von Eigenthümlichkeit des Charakters gegebe-

nen Erklärung zu Folge, iſt über die Beurtheilung derſelben im Beſonderen nichts zu erwähnen: denn die Eigenthümlichkeit eines Andern auffaſſen oder beurtheilen, heißt eben nichts anders, als den Inbegriff ſeines ganzen Weſens, als eines Individuums, beurtheilen. Aber eine andere Bemerkung wird hier an ihrer Stelle ſeyn.

Es gibt wenig Menſchen, die nicht von Andern ein eigenthümliches Gepräge forderten, und diejenigen, welchen ein ſolches fehlt, nicht geringſchätzten, und der Beachtung unwerth hielten. Und dennoch gibt es ſo Wenige, welche eine fremde Eigenthümlichkeit unbefangen aufzufaſſen und zu ertragen wiſſen. Sie fühlen ſich davon verletzt und zurückgeſtoßen: während ſie für ihre eigne Eigenthümlichkeit die ausgedehnteſte Nachſicht verlangen. Meiſtens liegt einer ſolchen Verkehrtheit Beſchränktheit des Verſtandes und engherzige Eigenſucht zum Grunde. Die erſte begreift nicht, daß jede Eigenthümlichkeit, die weder einem moraliſchen Geſetze, noch der guten Sitte entgegen iſt, ein unbeſtreitbares Recht hat zu gelten, wenn auch nicht ſich geltend zu machen: die letztere fühlt ſich verletzt, weil ſie ihre eigne Eigenthümlichkeit unbedingt geltend machen will.

50.

Der Menſch hat nichts, was er ſein ſicheres Eigenthum nennen mag, als ſich ſelbſt, und er verliert Alles, wenn er ſich ſelbſt verliert. So hat denn, unter der angegebenen Beſchränkung, jeder Urſache für

ſeine Eigenthümlichkeit von Andern jene Geltung zu verlangen, welche ſie ſelbſt für die ihrige in Anſpruch nehmen. Der große Grundſatz, auf welchem aller geſellſchaftliche Verkehr beruht, und von deſſen Befolgung es abhängt, wie angenehm und erfreulich, oder wie widerwärtig und peinlich dieſer ſeyn ſoll! Es iſt daher ganz unrichtig, wenn man immer von Schonung und Nachſicht bey einer Sache redet, bey welcher ein ſtrenges Recht zum Grunde liegt.

51.

Von Schonung und Nachſicht kann nur bey ſolchen Eigenheiten die Rede ſeyn, die, wenn ſie auch weder die Moralität, noch geradezu die gute Sitte beleidigen, doch in irgend einer andern Hinſicht für Andere unangenehm oder verletzend ſeyn können. Kein Zweifel iſt es, daß es beſſer ſey, keine ſolchen Eigenheiten zu haben, und daß man ſie meiſtens nicht mit Unrecht einem Mangel an jener feineren Aufmerkſamkeit für Andere zuſchreibe, welche den geſellſchaftlichen Verkehr ſo leicht und angenehm macht. Manches inzwiſchen, was uns aus dieſer Quelle, oder wohl auch aus Eitelkeit, Eigenſinn, Anmaßung und Übermuth herzurühren ſcheint, kann einen uns unbekannten, gut zu rechtfertigenden Grund haben. Insbeſondere kann es bey Menſchen, die ein reicheres, vielgeſtaltigeres inneres Leben haben, ſehr leicht der Fall ſeyn, daß Eigenheiten, die uns in ihrer äußeren Erſcheinung rein willkürliche zu ſeyn ſcheinen, mit jenem auf eine uns nicht nur unbekannte, ſondern auch kaum zu ahnende Weiſe zuſammenhängen.

52.

Eine der in unſrer Zeit am meiſten geſchätzten und gerühmten Eigenſchaften des Charakters iſt Vielſeitigkeit. Kein Wunder; unſre Zeit iſt unter dem Einfluß der widerſprechendſten An- und Aufregungen ſo vielſeitig geworden, daß ſie darüber faſt allen Charakter verloren hat.

Was heißt nun aber eigentlich das: Vielſeitigkeit des Charakters?

Bezeichnet dieſer Ausdruck jene Gewandtheit des Geiſtes, die ſich in alle Lagen, auch die widerſprechendſten, leicht zu finden, mit allen ſich zu befreunden, und in allen ſich auf eine entſprechende Weiſe zu benehmen weiß: ſo iſt damit für die Beſtimmung der Vielſeitigkeit des Charakters noch keineswegs etwas gewonnen. Denn der Charakter beruht auf ſtätig vorherrſchenden inneren Beſtimmungsgründen. Hier laſſen ſich nun nur zwey Fälle annehmen. Die Beſtimmungsgründe des Handelns ändern ſich mit der jedesmaligen Verſchiedenheit der äußeren Verhältniſſe, wodurch der angenommene Begriff von Charakter aufgehoben wird: oder ſie ſind von der Art, daß ſie ſich den verſchiedenartigſten äußeren Verhältniſſen anpaſſen. Es iſt überraſchend, hier nur zwey Beſtimmungsgründe des Handelns zu finden, die mit gleicher Entſchiedenheit und Folgerichtigkeit den widerſprechendſten Lagen ſich anpaſſen: Sittlichkeit und Eigennutz. Beyde aber fordern, um das zu leiſten, einen hohen Grad von Reife und Entſchiedenheit: weil ihnen in widerſprechenden Lagen und Verhält-

niſſen nur dieſe die nöthige Sicherheit im Handeln zu geben vermögen.

Der Begriff von Vielſeitigkeit des Charakters ruht alſo auf dem Begriff von Gleichförmigkeit desſelben; auf dem Begriff ſeiner ſittlichen Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt, oder auf dem eines gleichförmigen Strebens des Eigennutzes. Jene Vielſeitigkeit nun, welche zwiſchen beyden Tendenzen inne liegt — und das iſt es, was dieſe Zeit als Vielſeitigkeit ſchätzt und lobpreiſt — iſt nichts weiter als ein Schwanken zwiſchen beyden; ein gewandtes Beſtreben, die Achtung für ſittlichen Werth, wenn es das Intereſſe des Eigennutzes erlaubt, mit dieſem auf eine erkleckliche Weiſe auszugleichen, und darum, wie entſchieden ſie in einzelnen Lagen auch auftrete — entſchiedene Charakterloſigkeit.

53.

Die Charakterloſigkeit beſteht nämlich eben in dem Mangel ſtätig vorherrſchender innerer Beſtimmungsgründe des Handelns. Sie wird bloß von äußeren Eindrücken beſtimmt, und wechſelt jeden Augenblick ihre Farbe, wie dieſe ſelbſt Geſtalt und Farbe wechſeln.

Sie hat ihren Grund bald in der Flachheit, bald in dem Mangel an Klarheit und Entſchiedenheit des Geiſtes, bey lebhafter Empfänglichkeit für verſchiedenartige, vorzüglich leidenſchaftliche Eindrücke. Immer iſt ſie nur in letzterem, nie in erſterem Falle heilbar.

Nicht leicht ſollte dem Anſcheine nach die Beurtheilung über die Charakterloſigkeit irren, da dieſe

ſich meiſtens beſtimmt genug ausſpricht. Inzwiſchen kann ihr das doch begegnen. Es gibt Naturen, die eine ſolche Maſſe von Widerſprüchen in ſich vereinigen, daß ſie dieſe, in ſo fern der Charakter ſich von innen heraus bildet, mindeſtens vor einer gewiſſen Zeit nicht verarbeiten können: während andere, in ſo fern der Charakter durch äußere Einwirkungen gebildet wird, ſich mit ihren Verhältniſſen in einen ſo vielfachen Widerſpruch geſetzt ſehen, daß es ihnen weit ſchwerer wird, zu jener Entſchiedenheit in ihrem Weſen zu gelangen, ohne welche keine beſtimmte Charakterentwicklung gedacht werden kann. In dem einen, wie in dem andern Fall — und oft treffen beyde Fälle zuſammen — kann eine unbillige Beurtheilung ihres Strebens den Entwicklungsprozeß weit leichter ſtören, als, zu einem gehaltneren Streben anregend, ihn glücklich befördern.

Wenn in einem Individuum gewiſſe Beſtimmungsgründe des Handelns vorhanden, aber nicht vorhältig genug ſind, um einer bedeutenden Gegenkraft Widerſtand zu leiſten: ſo trifft daſſelbe richtiger der Vorwurf der Beſtandloſigkeit des Charakters, als eigentlicher Charakterloſigkeit.

Viertes Buch.

1.

Da in dieſem vierten Buche von der Beurtheilung Anderer aus dem ſittlichen Geſichtspunkte insbeſondere die Rede ſeyn ſoll: ſo ſcheint es nicht überflüſſig zu ſeyn, an die, wenn gleich zum Theil bereits berührten, allgemeinen Geſichtspunkte zu erinnern, welche einer ſolchen Beurtheilung zum Grunde gelegt werden müſſen.

Das Sittengeſetz, als Ergebniß unſerer ſittlichen Natur und des in dieſer begründeten Glaubens an eine ſittliche Weltregierung, beſteht als ein durchaus unbedingtes. Es iſt ewig und unveränderlich, wie es die ſittliche Natur des Menſchen ſelbſt iſt; und jeder Verſuch, es zu biegen und zu beugen, und ihm etwas abzudingen, iſt nichtig, und ein Verbrechen gegen ſeine geheiligte Würde. In ihm iſt uns daher die unbedingte Norm für die Beurtheilung des ſittlichen Werthes und Unwerthes alles Handelns gegeben. Eine Handlung ſtimmt mit dieſer Norm überein: ſie iſt unbedingt gut und preiswürdig; ſie widerſpricht ihr: ſie iſt unbedingt, ſchlecht und verwerflich.

2.

Wenn aber auch die Norm für den ſittlichen Werth oder Unwerth bey jeder Handlung eine durchaus unbedingte iſt: ſo nimmt doch die philoſophiſche, wie die chriſtliche Sittenlehre bey der Beurtheilung ſittlicher und unſittlicher Handlungen, in ſo fern ſie einen Anſpruch über das größere oder geringere Maß von Verdienſt und Schuld darauf gründet, auf die eigenthümliche Beſchaffenheit der inneren, wie der äußeren Beweggründe des Handelns Rückſicht, und folgt, indem ſie dieſes thut, nicht einem Geſetze der Milde oder Schonung, ſondern dem Geſetze ſtrenger Gerechtigkeit. Sie kann und darf unter keiner möglichen Bedingung dem ſittlichen Geſetze gegenüber, eine Verletzung desſelben verringern oder entſchuldigen: allein da die Vernunft nicht unter allen Umſtänden mit gleicher Kraft und Freyheit wirkt: ſo verpflichtet ſie ein aus ihr ſelbſt entſpringendes Geſetz in jedem einzelnen Falle des Handelns zu beſtimmen, mit welchem Grade von Kraft und Freyheit dieſelbe habe wirken können. Je unbefangener und redlicher nun die Prüfung hiebey zu Werke geht, und mit je hellerem Auge ſie nach allen Seiten um ſich blickt: um ſo weniger iſt zu beſorgen, daß ſie bey der Beurtheilung fremder Handlungen zu unbilliger Härte, oder zu einer hier gleich verwerflichen Schonung; bey Beurtheilung des eigenen Handelns aber zu einer noch weit verdammenswertheren Heucheley ſich verleiten laſſe.

3.

Es kann weder die Aufgabe, noch die Absicht dieser Schrift seyn, auf das Einzelne der Zurechnungslehre einzugehen. Darum mag im Allgemeinen Folgendes genügen.

Da alles sittliche Handeln vom Erkennen ausgeht, und dort, wo in diesem die Idee einer sittlichen Verpflichtung fehlt, auch von keiner sittlichen Würdigung einer Handlung die Rede seyn kann: so ergibt sich für diese Würdigung der Grad von Klarheit des sittlichen Erkennens, als erster und letzter Maßstab, indem von ihr allein die Stärke der den Willen bestimmenden Vorstellung abhängt.

4.

Die Klarheit jeder sittlichen Vorstellung fällt unter einen doppelten Gesichtspunkt: einmal, in wie fern dieselbe für sich selbst besteht, und durch andere ihr entsprechende Vorstellungen unterstützt wird (absolute Klarheit); und dann, in wie fern andere ihr widersprechende Vorstellungen sie überwiegen, oder ihr wenigstens Abbruch thun (relative Klarheit).

5.

Die absolute Klarheit jeder sittlichen Vorstellung hängt, abgesehen von dem Maße der natürlichen Geisteskraft, von der Klarheit der Einsicht in die Gründe ihrer Verpflichtung ab. Je umfassender der Umfang dieser Einsicht ist, zu einem desto höheren Grade von Klarheit wird die sittliche Vorstellung dadurch gedeihen.

Leicht kann es ſcheinen, ſie nach dieſem Maßſtabe zu bemeſſen: allein dieſe Leichtigkeit iſt nur eine ſcheinbare. Nur im Allgemeinen, und nur nach ihren allgemeinſten Beziehungen vermögen wir jene Einſicht zu beurtheilen; nicht nach ihrer Verzweigung mit entfernteren Beziehungen, und mit den Vorſtellungen, welche den ſittlichen Gefühlen zum Grunde liegen, die hier von ſo großem Einfluß ſind. Um die abſolute Klarheit einer ſittlichen Vorſtellung mit einiger Sicherheit zu beurtheilen, müßten wir nicht nur alle Vorſtellungen, welche einen poſitiven Einfluß auf ſie haben: ſondern auch den beſonderen Grad von Klarheit jeder einzelnen, und ſomit ihre vollſtändige Entwicklung und Ausbildung anzugeben wiſſen.

6.

Die nämliche Forderung findet in Betreff der relativen Klarheit jeder ſittlichen Idee Statt, das heißt, in Betreff aller Vorſtellungen, welche, als ihr widerſprechend, die Klarheit derſelben überwiegen, oder ihr Abbruch thun. Weit wichtiger und ſchwieriger iſt bey allem ſittlichen Erkennen die Berechnung ſeiner relativen, als ſeiner abſoluten Klarheit. Die ſittlichen Verpflichtungsgründe, die weſentlichſten wenigſtens, ſind immer einfach, und ſo auch die ſittlichen Gefühle: aber tauſendgeſtaltig ſind die ihnen widerſprechenden Neigungen, Begierden und Leidenſchaften; auf tauſenfältige Weiſe verſchlingen und verzweigen ſie ſich unter einander, und auf tauſendfältige Weiſe unterſtützt ſie ein ſophiſtiſcher Verſtand, und

leiht ihnen bereitwillig jede Farbe, deren sie bedürfen, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Die sittlichen Vorstellungen sind unwandelbar in sich selbst begründet: die Vorstellungen, welche unsern Leidenschaften zum Grunde liegen, haltlos in sich selbst, und darum wandelbar, verändern sich jeden Augenblick nach den Umständen, welche sie anregen, und sind daher auch in ihrem Einfluß mit weit weniger Sicherheit zu erfassen.

7.

Wie entschieden wir diesen Einfluß nun aber auch verdammen mögen, wir müssen ihn nach der Eigenthümlichkeit Desjenigen beurtheilen, bey welchem wir ihn antreffen. Wie können wir den Anderen beurtheilen, wenn wir nicht in seinen Standpunkt treten? Diese theilweise Entäußerung unser selbst, überhaupt die schwerste Aufgabe bey aller Beurtheilung Anderer, wird hier um desto schwerer, weil wir gleichsam eine doppelte Rolle zu spielen haben. Denn nicht dazu soll uns jenes in den Standpunkt des Andern Treten verleiten, mit seinen Augen seine Fehler, als minder verwerflich anzusehen; und fest muß daher unser Blick fortwährend auf die Forderungen des Sittengesetzes, also mit gleicher Festigkeit und Schärfe, nach zwey verschiedenen Seiten hin, gerichtet bleiben.

8.

Noch etwas Anderes aber sollen wir sehen, und es nie übersehen.

Nur selten ist die freywillige, unbedingte Hingebung an einen Fehler. Wie die physische Natur be-

ſtändig arbeitet, um jeden Krankheitsſtoff auszuwerfen: ſo die moraliſche. Die unbedingte Hingebung an die Laſterhaftigkeit wäre der Tod der moraliſchen Natur; der Menſch hörte darüber auf, ein ſittliches Weſen zu ſeyn; und die Hingebung an eine einzelne fehlerhafte Neigung oder Leidenſchaft kann dem phyſiſchen Abſterben einzelner Theile am Menſchen gleichgeachtet werden. Auch in ſolchem Falle ſträubt die Natur ſich gegen den partiellen Tod, im phyſiſchen, wie im moraliſchen Sinne, und ringt ihm entgegen, ſo lange ihr irgend die Kraft dazu übrig iſt.

Das Maß dieſes Entgegenſtrebens iſt dasjenige, was wir, wie ich eben geſagt habe, nirgends überſehen müſſen; um ſo weniger, da dieſes Überſehen eben ſo viel dazu beytragen kann, den letzten Funken ſittlicher Kraft auszulöſchen, als eine richtige Beurtheilung jenes Entgegenſtrebens ſehr oft das beſte Mittel, und immer die Bedingung iſt, um ihn zu erhalten, zu nähren, und ihn wieder zur Flamme aufzublaſen.

Es gibt rückſichtlich dieſes Widerſtrebens gegen unſittliche Neigungen und Leidenſchaften eine alberne, wie eine tiefe Falſchheit und Häucheley des Menſchen, vermöge der er ſich ſelbſt zu betrügen ſucht, wie er Gott und die Welt gerne betrügen möchte: aber es gibt auch ein peinliches, qualenvolles, redliches, und darum bey fortgeſetzter Beharrlichkeit nie erfolgloſes Entgegenringen, das Gottes Auge ſieht, und welches des Menſchen Auge wenigſtens aus Leichtſinn und Sorgloſigkeit nicht überſehen ſollte.

9.

Eines anderen Mißgriffes muß ich noch erwähnen, den wir bey Schätzung des ſittlichen Strebens häufig zu begehen pflegen. Wir legen nämlich dabey den Accent zu unbedingt auf die Extenſion des ſittlichen Erkennens: während wir ihn immer und überall zunächſt auf die Intenſion desſelben legen ſollten.

Dieſe Behauptung ſcheint mit dem früher Geſagten in einen Widerſpruch zu treten, nach welchem die Klarheit des ſittlichen Erkennens durch den Umfang desſelben geſteigert wird. Allein dieß gilt unbedingt nur in Beziehung auf die abſolute Klarheit des Erkennens; in Beziehung auf die relative Klarheit desſelben aber nur in ſo fern, als jene für ſich ſelbſt in einem ſolchen Grade vorhanden iſt, um den Einfluß ihr widerſprechender Vorſtellungen niederzuhalten, oder überhaupt keine ſolche Gegenwirkung Statt findet. In letzterem Falle wirkt das beſchränkte ſittliche Erkennen oft mächtiger, als im entgegenſetzten Falle das ausgedehnteſte; beſonders wenn das erſte durch religiöſe Autorität, oder durch ſittliche Gefühle unterſtützt wird.

Das richtig zu unterſcheiden mag vorzüglich für diejenigen erſprießlich ſeyn, die da gewohnt ſind, bey der Schätzung des ſitttlichen Gehaltes immer und überall zuerſt das in Anſchlag zu bringen, was ſie Vorzüge der Bildung nennen. Selten halten ſie es der Mühe werth, dieſem Gehalt bey Menſchen geringeren Standes weiter nachzuforſchen, als ungefähr nöthig iſt, um zu berechnen, ob dieſelben ſie nicht

beſtehlen oder betrügen werden. Allein auch der geringſte Menſch hat ein ſtrenges Recht an eine volle richtige Schätzung ſeines ſittlichen Werthes. Oft hat der ſittliche Gehalt dieſer geringen und ungebildeten Menſchen, deren dem Rechten ſchlicht und einfach zugewandter Sinn, um den Streit widerſprechender Pflichten und Neigungen auszugleichen, nichts bedurfte, als ein einfaches: »Es iſt nicht recht,« oder: Das darf ich nicht« — oft, ſage ich, hat der Gehalt dieſer Menſchen in der Gegenwart, wie in der Erinnerung mich erhoben: wenn die Anmaßung, die Falſchheit gegen ſich ſelbſt, und die kahle Sophiſterey der Gebildeten mich zurückſtieß; und immer wird die Erinnerung an einige Menſchen aus der ſogenannten niedrigen Klaſſe, an die ich bey dieſen Zeilen denke, zu den wenigen gehören, zu welchen ich gerne, und nie ohne Gewinn zurückkehre.

10.

Nach dieſen wenigen Andeutungen über die Beurtheilung Anderer, aus dem ſittlichen Geſichtspunkte im Allgemeinen, wende ich mich zu dem Einzelnen und Beſonderen einer ſolchen Beurtheilung, wobey denn dieſe Schrift ihr Recht, eine aphoriſtiſche und fragmentariſche zu ſeyn, in dieſem und den beyden folgenden Büchern noch mehr, als in den vorhergehenden, geltend machen muß. Daß ſie in Betreff der Anordnung der Materien keinen ſtrengeren Plan befolgt, geſchieht darum, weil bey einem ſolchen, wie leicht er auch aus irgend einem Kompendium hätte ge-

nommen werden können, Manches hätte aufgenommen oder übergangen werden müſſen, was weder aufgenommen, noch übergangen werden ſollte. Im Ganzen folgt ſie in dieſem Buche der alten, faſt vergeſſenen Eintheilung des Thomaſius, der alle menſchlichen Eigenſchaften unter Habſucht, Ehrgeiz und Wolluſt begriff; und die leicht ſo viel werth ſeyn mag, als manche jüngere.

11.

Wir beginnen alſo mit dem Geize.

Der Geiz, als Streben, den Beſitz endlos zu mehren, ohne ihn zu gebrauchen, iſt ein partieller Wahnſinn, der als ſolcher aus der Reihe der menſchlichen Fehler ausgeſtrichen werden könnte, wenn er nicht, angenommen ſelbſt, daß er, um zu erwerben und zu erhalten, keine ſtrenge Pflicht beleidige, die Pflichten, welche der Menſch gegen ſich ſelbſt hat, und die des Wohlwollens gegen Andere verletzte. In der That wird der Geiz zuletzt zu einer wahren fixen Idee, und wirkt ganz mit der Unbedingtheit einer ſolchen, wie ſeine Ausſchweifungen und das unnatürliche Märterthum beweiſen, wozu er ſich freywillig ſelbſt verdammt. Die Pſychologen geben dem Geiz den imaginären Genuß, Alles genießen und ausrichten zu können, zur Grundlage; allein wie eine ſolche Vorſtellung auch auf ihn einwirke: ſicher iſt die Einwirkung eines andern Princips eine weit mächtigere und entſchiedenere. Dieſes Princip iſt das des Sammelns. Der Trieb zu ſammeln gewinnt überhaupt

überall einen Einfluß auf den menſchlichen Geiſt, und bemächtigt ſich ſeiner in einem Grade, den wir in tauſend Fällen nicht nach ſeiner ganzen Bedeutung ſchätzen, und in tauſend andern gänzlich unbeachtet laſſen; weil wir ſchon den Begriff des Sammelns ſelbſt zu beſchränkt auffaſſen. Denn wir ſammeln nicht bloß Geld, Gemälde, Naturalien, Wappen ꝛc., ſondern auch Tugenden, Verdienſte, Genüſſe, Erinnerungen ꝛc. Was aber dem Triebe zum Sammeln dieſen mächtigen Einfluß auf den Geiſt gibt, iſt dieſes, daß er bey einer ſehr beſtimmten, ihrer ſelbſt ſich klar bewußten, und ihrer ſelbſt ganz ſicheren Thätigkeit, eigentlich kein Ziel hat, in dem er ſeine Schranke fände, außer in ſo fern er ſich ein ſolches ſelbſt ſetzt, und daher ſich raſtlos angeregt findet; weßwegen auch Ruhe und Unruhe im Sammelgeiſt auf eine wunderbare Weiſe vereinigt ſind. Auch gibt es nicht leicht einen Sammler, außer dem feſt ſich ſelbſt beſchränkenden, der nicht irgend etwas von der Unerſättlichkeit und Unruhe des eigentlichen Geizhalſes annähme.

12.

Es gibt keine Härte, und ſelbſt kein Verbrechen, deſſen der Geiz nicht fähig wäre. Immer aber muß die Beurtheilung desſelben darauf Rückſicht nehmen, ob, und in welchem Grade die Mittel verwerflich ſind, deren er ſich bedient, um ſeinen Beſitz zu vermehren. Selbſt der Vorwurf der Theilnahmsloſigkeit an dem Wohl Anderer darf bey dem Geizigen wenigſtens nicht weiter ausgedehnt werden, als

er ihn durch ſeinen Geiz ſelbſt jederzeit verdient; denn es gibt Geizige, die willig Zeit und Mühe für Andere verwenden: aber ſich lieber ein Glied ablöſen ließen, ehe ſie einen Gulden gäben, um ſie vom Hungertode zu retten.

13.

Gar unſcheinbar ſieht die folgende Bemerkung über Kargheit und zu weit getriebene Sparſamkeit aus: aber ſie findet ſo oft ihre Anwendung, daß ſie dem zum Trotz ihre Stelle verdient. Ehe wir Andere der Kargheit beſchuldigen — oft nur darum, weil ſie, was ſie geben, richtig nach unſerem Verdienſte und nach unſeren Anſprüchen bemeſſen — müſſen wir im Stande ſeyn, zu berechnen, wie viel ſie ſelbſt bedürfen, wie ſie den Überſchuß verwenden, und was das Billigſte — wie viel ſie zu geben haben. Der Fall, daß Andere in ihren Mitteln beſchränkter ſind, als wir vermuthen, und während ſie karg ſcheinen, ſelbſt nicht auslangen können, iſt wohl ein weit häufigerer, als die Begehrlichkeit es jedesmal gewahr werden wird.

14.

Die Habſucht iſt, wie der Geiz, eine unmäßige Begierde nach Beſitz: aber ſie will von dem Beſitz Gebrauch machen zu ihrem Vortheil. Selbſtſucht iſt daher immer die Grundlage der Habſucht. Man kann habſüchtig ſeyn — und auch das ſind ſeltenere Fälle — für eine Gattin, für ſeine Kinder, ſelbſt für einen Freund; aber ſelbſt in dieſem Falle wird in dem Wohlwollen für Andere, das die

Habſucht erzeugt, irgend ein eigenſüchtiges Princip vorherrſchen, oder ſich ihm wenigſtens beygemiſcht finden.

Es ſcheint ſchwerer, als es iſt, die rechte Linie für die Beurtheilung der Habſucht zu finden. Nur wenig andere Fehler ſind ſicherer zu beurtheilen. Dort iſt die Linie, von welcher das Streben nach Erwerb und Beſitz verwerflich zu werden anfängt, wo der Menſch vergißt, daß auch ein Anderer außer ihm etwas erwerben und beſitzen will, und zu erwerben und beſitzen das Recht hat; wo er nie ſich ſelbſt beſchränkt, und Alles an ſich rafft, was er erreichen kann. Die Habſucht kann dieſen Charakter, auf das entſchiedenſte ausgeſprochen, an ſich tragen, und ſich dennoch auch nicht des geringſten unrechten Mittels zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen. Ich kann nicht behaupten, daß ſie dann nicht in einem minderen Grade ſchuldig ſey, als im entgegenſetzten Falle: aber das weiß ich, daß ſie darum nicht viel weniger verabſcheuenswerth iſt.

15.

Der Ehrgeiz beſteht in dem Verlangen, von Andern unſerer wirklichen oder eingebildeten Vorzüge wegen geachtet zu werden. Im erſteren Falle, und wenn es nicht als Leidenſchaft über die rechte Gränze hinausſtreift, wird dieſes Verlangen richtiger Ehrliebe und Ehrbegierde genannt; in letzterem Falle, oder wenn es ſich überhaupt als ein leidenſchaftliches erweiſt, hat es, wie den halben Na-

men, so die ganze Unersättlichkeit mit dem Geldgeize gemein.

Aus dieser Erklärung ergibt sich von selbst, daß wir über die Ehrbegierde und den Ehrgeiz Anderer nur dann ein richtiges Urtheil fällen können, wenn wir bereits über ihre Ansprüche auf Ehre zu einem sicheren Ergebnisse gelangt sind. Diesem Ergebnisse selbst muß wieder die Beurtheilung des Verdienstes zum Grunde gelegt werden. Wir besitzen ein treffliches Buch über diesen Gegenstand, wenn es gleich wenig mehr gelesen wird.

Am wenigsten wird die Beurtheilung irren, wenn sie überall jene drey Punkte in's Auge faßt, welche bey jedem Verdienste in Rechnung fallen: Die Leistung an sich; die Absicht; und die Schwierigkeiten.

Es ist wahre Albernheit, wenn man verlangt, daß nur derjenige über eine Leistung urtheilen solle, der das Nämliche zu leisten vermöge, oder wenigstens ein Mann vom Fache sey. Ich dürfte dann auch kein Urtheil über meine Suppe fällen, weil ich keine zu kochen verstehe. Aber über die Forderungen muß ich Rede zu stehen wissen, welche an eine Leistung zu machen sind, und zwar nicht bloß nach allgemeinen, unbestimmten schwankenden Begriffen; und bis in's Detail herab. Unwissenheit und Unkenntniß ist denn hier auch die allgemeinste Quelle schiefer Urtheile; und Trägheit, sich die nöthige Einsicht zu erwerben, falsche Scham, ihren Mangel kund zu geben, und die Arroganz sie zu besitzen, sind drey andere, nicht minder ergiebige.

Wie es eine bloße äußerliche Rechtlichkeit gibt: ſo gibt es auch ein hohles Streben nach Ehre; nicht aus Liebe oder aus Begeiſterung für das, was der Ehre werth iſt, ſondern aus eigenſüchtigen Beweggründen. Schwer aber iſt hierüber jedes Urtheil, wo ſolche Beweggründe nicht mit unzweydeutiger Entſchiedenheit ſich ausſprechen. Und ſelbſt dann bedarf es der Behutſamkeit. Denn wenn das Streben nach Ehre nur überhaupt auf würdige Gegenſtände gerichtet iſt, ſey es auch nicht aus den reinſten, ſey es ſelbſt aus überwiegend eigenſüchtigen Beweggründen: ſo hat das ſittliche Erkennen, und die Achtung für die ſittliche Idee, doch immer einigen Antheil daran, und dieſen iſt die Beurtheilung desſelben verpflichtet auszumitteln und anzuerkennen.

Was endlich die Schwierigkeiten jeder Leiſtung betrifft: ſo iſt wohl klar, daß diejenigen, die aus der Eigenthümlichkeit und den Verhältniſſen des Leiſtenden hervorgehen, dem Werthe ſeiner Leiſtung nicht zu Guten kommen, und dieſen auch nicht im Geringſten vergrößern können. Dem Verdienſte ſeines Strebens aber kommen ſie zu Guten, und verdienen daher in jedem beſonderen Falle eine eben ſo ſorgfältige Erwägung, als gerechte Anerkennung.

16.

Wenig aber wird bey Schätzung fremden Verdienſtes der Hinblick auf alle dieſe Rückſichten nützen, wenn dem Beurtheiler dabey Unbefangenheit und die Bereitwilligkeit fehlen, dasſelbe anzuerkennen.

Der Pſycholog findet oft genug Veranlaſſung ſich die Frage zu ſtellen, ob nicht in der menſchlichen Natur eine entſchiedene Abneigung liege, fremdes Verdienſt anzuerkennen, und eine eben ſo entſchiedene Geneigtheit, es zu verringern und herabzuziehen. Eine ſolche Neigung würde einer der entehrendſten Schandflecke ſeyn, welche man der menſchlichen Natur vorwerfen könnte: und nicht läugnen läßt ſich's, daß der Einfluß, welchen Eitelkeit und Eigenliebe ſo leicht auf unſere Urtheile über die Verdienſte Anderer gewinnen; daß die Allgemeinheit der Mißgunſt, und die Überwindung, welche es nicht ſelten auch beſſeren Naturen koſtet, die Regungen derſelben zu unterdrücken, einem ſolchen Vorwurf Scheinbarkeit genug geben. Nichts deſto weniger läßt ſich behaupten, daß die Menſchen geneigt ſind, das wahre Verdienſt willig anzuerkennen, wenn ſie es einmal als ein ſolches erkannt haben; ſchon darum, weil jeder Einzelne durch das Gegentheil nicht bloß mit den einfachſten Begriffen von Recht und Gerechtigkeit in einen auffallenden Widerſpruch geräth: ſondern dadurch zugleich jeden Anſpruch auf Anerkennung ſeines eigenen Verdienſtes aufhebt.

Hier gibt es nun freylich einen Grad von Beſchränktheit des Verſtandes, von Eigenliebe, Eitelkeit, Geckerey und leidenſchaftlicher Gehäßigkeit, der jedes unbefangene Erkennen, wie jedes Anerkennen des fremden Verdienſtes ausſchließt, welches das eigene, wirkliche oder eingebildete, in der That, oder ſcheinbar beeinträchtigt. Auch geht die Befangenheit hier

immer auf diejenige Weiſe zu Werke, welche bereits als die ihr eigenthümliche bezeichnet wurde. Da ſie es nicht ablehnen kann, das erkannte Verdienſt anzuerkennen: ſo vermeidet ſie inſtinktmäßig es erkennen zu müſſen; und wo ſie das nicht gänzlich vermeiden kann: da legt ſie den höchſten Maßſtab daran; da hängt ſie ſich an jede ſchwächere Seite; da erhebt ſie den fehlenden oder minder hervortretenden Vorzug unbedingt zum höchſten, ohne welchen alles Übrige nichts oder wenig zu bedeuten habe; beſonders wenn die gekränkte Eigenliebe dieſen einzelnen Vorzug in einem ganz beſonderen Maße zu beſitzen glaubt.

17.

So gewöhnlich, ja alltäglich, nun dieſes falſche Spiel der Mißgunſt auch iſt, und ſo leicht es ſich meiſtens durchblicken läßt: ſo mag die Beurtheilung doch auch hier hin und wieder fehlgreifen, wenn ſie bey einem allgemeinen Erfahrungsſatze ſtehen bleibt. Außer dem, daß demjenigen, was uns Mißgunſt zu ſeyn ſcheint, ein mangelhaftes und einſeitiges Erkennen zum Grunde liegen kann — einſeitig iſt hier zunächſt dasjenige, welches ohne mißgünſtige Befangenheit auf einen einzelnen, fehlenden Vorzug einen ungemeſſenen Werth legt: — ſo muß Mißgunſt nicht immer dort vorhanden ſeyn, wo wir ſie nach den gewöhnlichen Erfahrungen vorausſetzen dürften. Auch muß man überall Strenge der Beurtheilung von eigenſüchtiger Mißgunſt unterſcheiden. Die erſtere kann eben ſo wohl in lobenswerthen Triebfedern, als in

verwerflichen, jedoch anderen, als in eigentlicher Mißgunſt, ihren Grund haben.

18.

Eine gerechte, wie eine mißgünſtige Beurtheilung der Anſprüche Anderer auf Verdienſt, und die ihm gebührende Ehre, kann nur dort Statt finden, wo gegründete Anſprüche auf beyde vorhanden ſind. Der Umſicht bedarf aber auch jedes Urtheil über die Beſtrebungen eines falſchen Ehrgeizes. Sie gehen immer aus einer verkehrten Anſicht des Verſtandes hervor. Hier mehr, als irgendwo, gilt das Decipimur specie recti. Wo insbeſondere diejenigen, deren Pflicht es iſt, den jugendlichen Ehrgeiz zu leiten, dieſes Richtige nicht mit überlegener Geiſteskraft und Geiſtesruhe zu ſondern, und zu ſeinem Ziele zu lenken wiſſen: da ziehen ſie die Verkehrtheit groß, und machen ſie ſtarrſinnig, indem ſie immer mehr verwirren, was ſie löſen wollen.

19.

Jedes Verlangen, von Anderen geachtet und geehrt zu werden, ſetzt, wenn es nicht auf eine Täuſchung Anderer zur Erreichung beſonderer Abſichten abgeſehen iſt, bey demjenigen, welcher es hegt, die eigene Überzeugung voraus, daß er ſolche Vorzüge beſitze, welche ihn jener Achtung würdig machen. Jeder Anſpruch der Ehre hat alſo, und muß ſeine Wurzel im Selbſtbewußtſeyn haben. Der Werth, welchen Jeder ſich ſelbſt beylegt, beſtimmt ſeine Anſprüche an die Schätzung Anderer.

Was bey der Beurtheilung des Selbſtgefühles Anderer zu berückſichtigen, wird ſich aus folgenden allgemeinen Bemerkungen über das letztere von ſelbſt ergeben.

Es ſind drey Stücke, welche über den Werth alles Selbſtgefühles entſcheiden: der Beſitz, der Werth, und der Grad des Vorzuges, auf welchem es beruht.

Der Beſitz des Vorzuges, auf welchen Jemand ſeine Anſprüche auf eigenen Werth und auf die Achtung Anderer gründet, ſollte, wie es ſcheint, nicht zweifelhaft ſeyn können, und bey einem begründeten Selbſtgefühle kann er es wirklich nicht ſeyn Allein, hier gibt es einen Grad von Befangenheit der Selbſttäuſchung, der den unbefangenen Beobachter, wie viel Erfahrungen er auch ſchon zu Buche getragen, immer aufs neue in Erſtaunen ſetzt. Man kann ein vollendeter Schächer ſeyn, man kann von der kleinlichſten Bosheit, vom kleinlichſten Neide überfließen: und ſich dennoch einbilden, durchaus rechtlich und ein guter Menſch zu ſeyn; man kann bey der lächerlichſten Geckerey des Hochmuthes ſich für beſcheiden, bey lauerſamer Tücke, ſich für offen und redlich, und bey einem engherzigen ſelbſtiſchen Gemüthe, ſich für gutmüthig und wohlwollend halten; und was noch mehr iſt, man kann bey dieſer höchſten Falſchheit gegen ſich ſelbſt auf einen gewiſſen Grad noch ehrlich gegen ſich zu Werke gehen, in ſo fern man ſich nämlich faſt ohne Ahnung des Gegentheils überredet, gewiſſe Vorzüge ſtatt der ihnen entgegengeſetzten Fehler wirklich zu beſitzen.

Es ist kein Raum hier, diese psychologische Erscheinung ausführlich zu betrachten, und sie nach allen Seiten hin zu verfolgen. Darum mag darüber Folgendes genügen.

Im Allgemeinen liegt einer solchen Täuschung des Selbstgefühles zwar allerdings ein Mangel eines hinreichend klaren und scharfen Erkennens desjenigen Vorzuges zum Grunde, über welchen sie sich täuscht: allein zunächst geht sie fast immer aus einer einseitigen, und eben darum falschen Beziehung des Einzelnen und Besonderen auf jene allgemeine Vorstellung hervor; weßwegen sie auch nur dann über sich selbst zum Bewußtseyn kommen kann, wenn sie sich auf ein richtiges Erkennen des Einzelnen hingewiesen sieht.

In Betreff der Beziehung desselben auf die allgemeine Vorstellung des Vorzuges, welchen sie sich anmaßt, irrt sie nun gewöhnlich auf eine dreyfache Weise: sie vermeidet es, aus dem Instinkte der Befangenheit, bald gänzlich nach einer solchen Beziehung zu fragen, oder entscheidet kurzweg, daß ihre Handlungen und Äußerungen ihren Ansprüchen an jenen Vorzug entsprechend seyen; oder sie leiht der Abweichung von ihrer eigenen Idee von demselben scheinbar rechtfertigende Beweggründe; oder endlich sie biegt, wendet, beschränkt und erweitert jene Idee selbst so, wie es ihr Interesse für den Augenblick erfordert. Dabey steht die Überzeugung, daß ihr die gerechtesten Ansprüche an diesem oder jenem Vorzuge zukommen, von vorne herein fest, und befestiget sich

immer mehr durch jeden Widerſpruch Anderer, wie durch denjenigen, der im eigenen Innern ſich dagegen regen mag: ſo daß ſie zuletzt auf ſolche Weiſe mit dem ganzen Weſen des ſich Täuſchenden verwächſt, daß ſie dieſer, ohne von ſich ſelbſt zu ſcheiden, nicht aufzugeben vermag; daher ein höherer Grad von Selbſttäuſchung dieſer Art nur ſelten anders, als durch eine gewaltſame Umkehrung des innern Menſchen aufgehoben wird.

20.

Einer eigenthümlichen Form von Täuſchung des Selbſtgefühles muß ich ins Beſondere erwähnen. Wir überreden uns manchmal, einen Vorzug wirklich zu beſitzen, weil wir ihn auf das lebhafteſte zu beſitzen wünſchen, und weil wir uns des Strebens bewußt ſind, ihn uns anzueignen. Dieſe Art von Selbſttäuſchung iſt eine bey weiten unſchuldigere, als die erſt beſprochene, und trägt, wenn es mit ihrem Streben ihr redlich Ernſt iſt, in dieſem Streben ſelbſt den Keim eines erweiterten Erkennens und eines glücklichen Erfolges in ſich, den bewunderten Vorzug ſich wirklich anzueignen.

21.

Das Zweyte, wovon der Werth des Selbſtgefühles abhängt, iſt der Werth des Vorzuges, auf den er ſich gründet.

Es gibt keine Eigenſchaft, weder des Geiſtes, noch des Herzens, welche, wenn ſie nicht an ſich ſelbſt verwerflich, unter entſprechenden Umſtänden nicht als

Vorzug gelten, oder ſich dazu geſtalten könnte. Allein alle dieſe Vorzüge ſind von ſehr ungleichem Werthe; theils an ſich ſelbſt, theils wird dieſer Werth durch äußere Umſtände beſtimmt. Das Selbſtgefühl desjenigen muß alſo nothwendig irren, welcher einen Vorzug, den er gerade beſitzt, über ſeinen richtigen Werth hinaus anſchlägt.

Es iſt eine oft wiederholte Bemerkung, daß wir geiſtige Vorzüge höher anſchlagen, als ſittliche. Dennoch haben dieſe einen höheren Werth, als jene. Das Selbſtgefühl irrt alſo, wenn es ſich mehr auf die erſteren ſtützt, als auf die letzteren. Gewiß nur ſelten aber wird derjenige in dieſen Irrthum verfallen, der einen gediegenen ſittlichen Werth beſitzt. Denn nur dieſer iſt unveränderlich, keiner willkürlichen Schätzung Anderer unterworfen, und darf allein, mit ſeltenen Ausnahmen, ſicher ſeyn, früher oder ſpäter die verdiente Anerkennung zu finden. Er allein alſo gewährt dem Selbſtgefühle eine feſte Grundlage. Daß bloße äußere Rechtlichkeit, ohne lebendige Achtung für Recht und Wahrheit, und nicht ſelten mit tiefer Falſchheit, unermüdlicher Bosheit und wahrer Heimtücke vereinbar, dem Selbſtgefühle keine ſolche Grundlage biete, iſt für ſich klar, weil ſie, als hohle Form des ſittlichen Werthes, des letzteren für ſich ſelbſt ermangelt.

22.

In Beziehung auf die Grade eines geiſtigen oder ſittlichen Vorzuges hängt das Sebſtgefühl immer von der Beſchränktheit, oder dem Umfange der

Erkenntniß seiner möglichst vollkommenen Entwicklung ab: und jede Beurtheilung desselben muß fehlgreifen, wenn sie dieses außer Acht läßt. Je beschränkter jene Idee in sich selbst ist, um desto stärker und anmaßender ist in der Regel das Selbstgefühl. Und wie sollte es das nicht seyn? es ist auf diese Art vollkommen maßgerecht.

Eine nicht so seltene Naivetät überspannten Selbstgefühles, als man glauben sollte, ist es, daß dieses, um maßgerecht zu seyn, den Vorzug, auf welchen es sich stützt, nicht an der allgemeinen Idee von demselben, sondern die Idee an sich mißt. Wer es versteht, sein Selbstgefühl auf die höchsten Procente anzulegen, der schließt Alles aus, was über das Maß seiner eigenen Leistung hinausgeht. — »Wenn nun aber seine eigene, wenn auch unklare Einsicht, oder das Urtheil Anderer dem widerspricht?« — Das verwirrt ihn gar nicht; er weiß die Sache darum nicht minder auf's Gleiche zu bringen. Das Kunststück ist höchst einfach. In ihrer Eigenthümlichkeit ist seine Leistung vollkommen maßgerecht; und dieses Eigenthümliche ist — allein das Wesentliche.

23.

Wie beleidigend aber auch jede Äußerung eines überspannten Selbstgefühles zu seyn pflegt: nirgends sollte die Beurtheilung behuthsamer seyn. Nicht darum allein, weil unser eigenes Selbstgefühl so leicht durch das fremde beschränkt wird, und uns dann nicht leicht gegen die Ansprüche des letzteren gerecht seyn läßt;

auch nicht bloß darum, weil jede Verletzung hier von dem Anderen meistens so tief empfunden, und so schwer verschmerzt wird: sondern darum, weil hier jeder Mißgriff, jede Ungerechtigkeit für den wirklichen Werth und das Streben des unbillig Beurtheilten den nachtheiligsten Einfluß haben kann. Denn das Selbstgefühl hängt einerseits, selbst in seinen Verirrungen, so innig mit der schnellkräftigsten Feder alles Strebens nach geistiger und sittlicher Ausbildung, mit der Selbstachtung zusammen, daß es eine unbillige Beurtheilung nicht unter das rechte Maß herabdrücken kann, ohne zugleich diese herabzuspannen: und andererseits wird es durch jede wirkliche, und noch mehr durch jede scheinbare Ungerechtigkeit leicht zur Verstockung gebracht, und über die Linie, auf der es sich sonst noch hielt, hinausgetrieben. Wenn daher aus allen diesen Rücksichten, die Behandlung des Selbstgefühles Anderer die behuthsamste Schonung fordert: so muß die Beurtheilung sich hier ebenfalls die umsichtigste Behuthsamkeit zum Gesetz machen: weil sie nur auf diese Weise unbefangen und gerecht seyn, und jede Schonung in der Behandlung nur dadurch Sicherheit und feste Haltung gewinnen kann.

24.

Mit Recht sind diejenigen Verirrungen des Selbstgefühles verhaßt, welche mit einer Geringschätzung oder Verachtung Anderer verbunden sind. Zunächst Stolz und Hochmuth.

Der Stolz gründet sich immer auf wirkliche und

anerkannte Vorzüge: allein er fordert für dieſe eine zu hohe und zu unbedingte Geltung. Man ſpricht zwar auch von einem edlen Stolze, und von einem Stolze auf eingebildete Vorzüge; allein es gibt keinen ſolchen; was man ſo nennt, iſt dort edles Selbſtgefühl: hier eingebildeter Hochmuth, Anmaßung, Geckerey u. ſ. w.

Nichts, ſagt Zimmermann, iſt gewöhnlicher, als Stolz. Man kann das gelten laſſen; nur nicht ohne Einſchränkung. Wie hoch nämlich, oder wie gering Jeder ſich ſelbſt anſchlagen mag: immer wird er auf einen oder mehrere einzelne Vorzüge einen beſonderen Werth legen, für dieſe eine unbedingte Anerkennung fordern, und dadurch über Andere hervorzuragen glauben. In ſo weit nun iſt jene Behauptung richtig; allein nicht in ſo fern, als man mit dem Begriff von Stolz, jenen einer kränkenden Geringſchätzung Anderer verbindet, und dieſe im Verkehr mit ihnen zu erkennen gibt. Dieſer Stolz iſt denn doch nicht ſehr häufig.

Man ſagt, Stolz und Dummheit ſeyen jederzeit beyſammen; und man hat, wenigſtens bey dem, Andere mit auffallender Entſchiedenheit verachtenden und geringſchätzig behandelnden Stolze ganz gewiß nicht Unrecht. Dieſer ſchließt nicht nur jedes richtige Erkennen ſeiner ſelbſt, und jede richtige Schätzung Anderer: ſondern auch jede richtige Beurtheilung der Lebensverhältniſſe aus. Die Berechnung ſeiner Stellung zu Andern iſt nämlich immer von vorne herein eine falſche: indem er bey dieſen, ſey es aus Achtung oder

ſey es aus Furcht, eine Geneigtheit ſeine Vorzüge anzuerkennen und ſeinen Zwecken zu dienen, vorausſetzt, die durch nichts mehr, als eben durch die anmaßende Darlegung, ſeiner Anſprüche gehindert oder zerſtört wird.

25.

Vielleicht wird kein anderer Vorwurf ſo oft ohne Grund ausgeſprochen, als der des Stolzes. Denn ſehr oft iſt es der Stolz, der ſich am lauteſten über den Stolz beklagt, und ſich überall beklagt, wo nicht er ſelbſt ſich geltend machen kann, oder in ſeinen vermeintlich guten Anſprüchen ſich bekränkt ſieht. Da es zum Begriff des Stolzes gehört, daß er ſeine eigenen Anſprüche überſpanne, und die gerechten Anſprüche Anderer verletze: ſo wird es für jeden Fall gut ſeyn, die Beurtheilung desſelben jederzeit von einer ſtrengen Prüfung der letzteren anzufangen.

Auch die verſchiedenen Arten des Stolzes müſſen unterſchieden werden. Der, welcher ſich auf ein unbeſtreitbares Verdienſt gründet, gehe er auch in der Schätzung desſelben über das rechte Maß hinaus, und ſey er darum auch mit Recht tadelnswerth, iſt der am mindeſten verwerfliche. Den gelehrten Stolz kann man, wenn man will, hierher rechnen: allein der wahre, unſichtige Gelehrte wird nicht leicht ſtolz ſeyn; ſein Wiſſen ſelbſt lehrt ihn die Mangelhaftigkeit alles Wiſſens. Noch immer beſſer iſt der Adelſtolz und Rangſtolz, als der Geldſtolz, welcher der ſchlechteſte, und gewöhnlich der plumpeſte iſt. Widerlich iſt der Bettelſtolz: aber wenn die freche Stirne

desselben mit Recht empört: so mag man in einzelnen Fällen von solcher Frechheit immerhin das nicht freche Bestreben des vom Glück gedemüthigten unterscheiden, das Gefühl seiner Erniedrigung auf Augenblicke Andern und sich selbst zu verbergen.

26.

Weit schlimmer, als Stolz, ist Hochmuth. Der Stolz erhebt sich über Andere; der Hochmuth stellt sie unter sich; er schätzt sie gering, er verachtet sie. Der Stolz genießt sein überspanntes Selbstgefühl; der Hochmuth berauscht sich darin; jener kann ohne Übermuth gedacht werden, wenn er gleich die Bescheidenheit ausschließt; seltner wird man den Hochmuth ohne Übermuth finden.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Stolz und dem Hochmuth ist dieser. Der Stolz gründet sich immer auf einzelne — einen einzigen oder mehrere, gilt hier gleichviel — und wirkliche Vorzüge; er ist daher partiell, und sogar mit partieller Bescheidenheit verträglich. Nicht so der Hochmuth. Das überspannte Selbstgefühl des Hochmüthigen umfaßt immer sein ganzes Wesen — was er aufgibt ist ihm von geringer Bedeutung; — seine Trefflichkeit ist immer eine allgemeine, daher er auch jede andere, als eine erlogne oder erheuchelte Bescheidenheit ausschließt; er hat, oder kann alle Vorzüge haben, so bald er es der Mühe werth findet, sie haben zu wollen, und spinnt sie alle aus seiner Einbildung heraus, bis er die Aufgabe, seine eigne Vortrefflichkeit sich

auf die unwiderſprechlichſte Weiſe verzudokumentiren zu ſeiner vollkommenſten Zufriedenheit gelöſt hat.

Hochmuth, ſagt das Sprichwort, kommt vor dem Fall. Selten wird der Hochmuth ohne dieſen, und nicht immer durch ihn geheilt. Denn nichts verknöchert leichter, als Hochmuth. Leicht erreicht ſeine Befangenheit einen Grad, auf dem es ihm ſo gut, wie unmöglich wird, ſich ſelbſt zu erkennen. Auch iſt ſeine Kenntniß ſeiner ſelbſt immer nicht bloß eine mangelhafte, ſondern, da ſie ſtets ſtark mit Einbildung verſetzt iſt, jederzeit eine ſchillernde und verworrene.

Verächtlich iſt der Hochmuth, wenn er vor ſich ſelbſt, noch verächtlicher, wenn er vor Andern gleißt, und die Maske der Beſcheidenheit vorſteckt. Sie paßt ihm ſo ſchlecht, und er geht meiſtens ſo ungeſchickt dabey zu Werke, daß ſehr ſchwache Augen dazu gehören, um ihn hinter dieſer Maske nicht zu erkennen.

27.

Der Hochmuth iſt ſo voll von ſich ſelbſt, daß er, ſelbſt wenn er es darauf anlegt, beſcheiden zu ſcheinen, es nur ſelten vermeidet ruhmredig zu ſeyn. Und wie ſollt' er das nicht ſeyn. Er iſt ſo feſt überzeugt, daß ſeine Vorzüge des Rühmens werth ſind, daß nur das Gegentheil in Verwunderung ſetzen könnte.

Ruhmredigkeit kann inzwiſchen auch ohne Hochmuth, wie ohne Stolz vorkommen. Der Beſcheidenheit iſt ſie jederzeit entgegen, uud das gediegene Verdienſt kann ihrer entbehren; allein der Schluß,

daß ein gediegenes Verdienſt mit jener Schwäche unvereinbar ſey, iſt ein voreiliger, und wird von der Erfahrung Lügen geſtraft.

Überhaupt wird das Selbſtgefühl der meiſten Menſchen durch nichts leichter beleidigt, als wenn ſie Andere ihre Vorzüge, nicht vielleicht rühmen, ſondern dieſelben auch nur von ihnen ſelbſt erwähnen hören. Wenig Tugenden fordern wir von Andern ſo allgemein, als Beſcheidenheit, und in wenig Fällen verliert die Beurtheilung ſo leicht ihre Unbefangenheit, als wo uns die Äußerungen eines allzu lebhaften Selbſtgefühls dieſelbe zu verletzen ſcheinen. Darum lohnt es wohl der Mühe, auf eine nähere Erörterung darüber einzugehen, wie die Beurtheilung Anderer in dieſer Hinſicht ſich zu verhalten habe.

Das erſte, was ſich für jeden Fall von ihr fordern läßt, iſt, daß ſie ſicher ſey, das Verdienſt ſelbſt richtig würdigen zu wollen und zu können: denn wie darf ſie ſonſt über das Verhältniß des Selbſtgefühls des Leiſtenden zur Leiſtung, und über die Äußerungen dieſes Selbſtgefühls ein Urtheil ausſprechen? Es gibt ſo große, entſchiedne und folgenreiche Verdienſte, daß man es ihnen ſchon verzeihen darf, wenn ſie ſich etwas lebhafter fühlen, und dieſes gerechte Selbſtgefühl gelegenheitlich auch äußern. Darf man von dem Manne, der durch einen einzigen Sieg das Schickſal eines Welttheils entſchieden hat, die nämliche Beſcheidenheit, wie von einem zweyten Lieutenant, fordern? Auch an jenem wird der Egoiſmus — mit dieſem Ausdruck hat man in neuerer Zeit die Neigung, von

ſeinem eignen Verdienſt zu reden, bezeichnet — und noch mehr die Ruhmredigkeit ein Fehler ſeyn; allein billig ſcheint es für jeden Fall, wenn man dieſe in die eine Schale wirft, in der andern das Verdienſt dagegen abzuwägen.

Überdieß; kann es nicht Umſtände geben, die auch den beſcheidenſten Mann zwingen, von ſeinen Verdienſten zu reden, und, wie Shakespeare ſagt, ſeine eigene Glocke zu ſeyn. Wie hart iſt z. B. nicht tauſend und wieder tauſend Mal die Ruhmredigkeit des Cicero getadelt worden, vom Schulknaben bis hinauf zu den erleuchteten Meiſtern; und doch war ſie ihm, wenn ſeine Eitelkeit und Ruhmſucht gleich nicht geläugnet werden können, größtentheils durch die äußeren Umſtände ſeines Lebens und ſeiner Stellung geboten. Auf einem ſehr bewegten Schauplatze, und in einer vielfach bewegten Zeit, wo das falſche Verdienſt in tauſendfacher Verkleidung, und tauſendfach unterſtützt und getragen von den wechſelnden Intereſſen des Tages und den Launen einer beſtandloſen Maſſe, dem wahren den Rang abzulaufen und es in Vergeſſenheit zu bringen ſucht, muß auch das letztere mit Entſchiedenheit ſich ſelbſt geltend zu machen ſuchen, wenn es gelten und wirken will.

Endlich iſt in den Äußerungen des Selbſtgefühls nicht Alles auf Rechnung der Eitelkeit und der Selbſtgefälligkeit, ſondern, beſonders bey lebhafteren Naturen, vieles auf Rechnung einer lebendigen Begeiſterung für die ihrem Streben zum Grunde liegende Idee zu ſetzen. Schwer iſt es, ich geſtehe es, in die-

ſer Hinſicht richtig zu unterſcheiden; allein wenn unſer Ohr ſcharf genug iſt, um hier jeden falſchen Ton herauszuhorchen: warum ſollte es ſich nicht üben, auch jene Töne herauszufinden?

28.

Die Eitelkeit beſteht nicht, wie man meiſtens annimmt, ausſchließend darin, daß wir Lob und Bewunderung Anderer für unweſentliche und unbedeutende Vorzüge in Anſpruch nehmen: ſondern oft auch in dem Werth, welchen das Selbſtgefühl bey weſentlichen Vorzügen auf Kleinigkeiten legt; meiſtens auf ſolche, von welchen wir glauben, daß ſie uns allein eigenthümlich ſeyen, oder daß wir ſie doch nur mit Wenigen gemein haben. Dieſe Unterſcheidung macht es ganz überflüſſig, auf die Frage einzugehen: ob wahres Verdienſt eitel ſeyn könne. Auf ſich ſelbſt gewiß nicht; aber auf irgend eine damit in Verbindung ſtehende Kleinigkeit. Ein Heerführer kann auf ſein Feldherrngenie und ſeine Siege nicht im geringſten eitel ſeyn; aber er kann es auf ein ſehr untergeordnetes ſtrategiſches oder taktiſches Talent ſeyn; auf ein anderes, das mit ſeinem Beruf gar nichts zu ſchaffen hat, oder auf eine beſondere Auszeichnung, die ſeinem Verdienſt zu Theil geworden.

Wenn eine Eitelkeit dieſer Art eine Schwäche iſt — oft eine ſehr unbedeutende und gänzlich unſchädliche —: ſo mag ſie immerhin als das, was ſie iſt, erkannt und beurtheilt werden; nur muß die Beurtheilung ſie nicht aus dem Zuſammenhange des ganzen

Charakters herausreißen, ſich nicht ausſchließend an ſie hängen, und das ſie weit überwiegende Verdienſt nicht überſehen. Oft geſchieht es durchaus ohne Mißgunſt, daß ſie ſich an eine ſolche Schwäche hängt, wenigſtens ohne ſelbſtbewußte; allein geſchehe es auch, daß ſie dieſelbe arglos von einer ſcherzhaften Seite aufgreife, und ſie mit der Willkür der Laune übertreibe, oder weil ſie ein Gegengewicht für das Übermaß ihrer Bewunderung des wirklichen Verdienſtes bedarf, und dabey die Schwäche ſelbſt dazu braucht, um dieſem, ihrer Einſicht nach, mehr Relief zu geben — kein gar ſo ſeltner Fall —: ſo wird ein ſolches Verfahren wenigſtens einer ganz klaren, feſten und ſicheren Auffaſſung des Verdienſtes ſelbſt immer einigen Abbruch thun.

Immer hat die Eitelkeit des wirklichen Verdienſtes an den Kleinigkeiten, auf welche ſie einen willkürlichen Werth legt, ihre beſondere Freude. Das macht ſie denn auch ſo empfindlich, wenn ſie gekränkt wird. Aus einem andern Grund entſteht dieſe Empfindlichkeit dort, wo die Eitelkeit ſich bey dem Mangel wirklicher Verdienſte auf durchaus frivole, oder wenigſtens unweſentliche Vorzüge gründet. Es geht an ihr All und Alles, wenn man hier ihre Anſprüche in Anſpruch nimmt; und wer will es ihr da übel nehmen, wenn ſie dieſelben mit Klauen und Zähnen vertheidiget.

29.

Geckerey iſt Anmaßung mit Übertreibung — meiſt bis zum Lächerlichen — wegen ganz eingebilde-

ter Vorzüge. Wenn der Stolz, wie ich oben gesagt habe, seines Selbstgefühls genießt, und der Hochmuth darin schwelgt: so ist der Geck fortwährend davon trunken, und wird selten von seinem Rausche nüchtern. Wie gewisse Krankheiten ist sie nur in der Jugend, in späteren Jahren gewiß nur sehr selten heilbar.

Es gibt eine partielle Geckerey, und diese, wie lächerlich und widerlich sie auch sey, hat jede Beurtheilung billig von dem zu scheiden, was nicht Geckerey ist; aber es gibt auch eine allgemeine Geckerey, die aus einem ganz verknöcherten und verknorrten Hochmuth hervorgeht, und bey dieser ist nichts zu scheiden. Sie ist unheilbar; denn sie ist durchaus unfähig, den Gedanken zu fassen, oder ihm Gehör zu geben, daß sie Unrecht haben könne.

30.

In Betreff der Neigung zu sinnlichen Vergnügungen, und des Strebens nach diesen, kann die Beurtheilung nicht irren, wenn sie strenge den sittlichen Gesichtspunkt festhält. Die Entschiedenheit des sittlichen Gesetzes einerseits, und andererseits die Entschiedenheit der Abweichung, erleichtern hier die Beurtheilung in jedem einzelnen Falle. Grade der Schuld nimmt selbst die strengste Moral auch hier an. Die Grundsätze, nach welchen sie dabey verfährt — die einzige zuverläßige Grundlage der Beurtheilung — sind so allgemein bekannt, daß sie hier ohne Bedenken übergangen werden dürfen.

31.

Als allgemeinen Gegenſatz des ſittlichen Strebens kann man jene Genußſucht betrachten, welcher, praktiſch wenigſtens, Genießen des Lebens höchſter Zweck iſt. Man irrt, wenn man dieſe Genußſucht nur immer bloß bey Denjenigen ſuchen zu müſſen, oder anzutreffen glaubt, deren Leben eine ganze Kette von ſinnlichen Genüſſen, oder von Beſtrebungen um dieſe iſt. Die Genußſucht iſt mit Ertragung von Anſtrengungen und Beſchwerden, ſelbſt mit Aufopferungen des Vergnügens und beharrlicher Ausdauer in Entbehrungen ſehr wohl vereinbar; nur hat ſie bey Allem, was ſie thut, leiſtet, wagt, entbehrt und opfert, immer wieder zunächſt den unmittelbaren oder mittelbaren, den näheren oder entfernteren Genuß im Auge. Sie iſt faſt jeder Tugend fähig: aber ſie fordert von jeder Tugend, daß die Übung derſelben ſelbſt ihr zum Genuß werde, und daß ſie ihr den nahen oder entfernteren, jederzeit aber, wo irgend möglich, ſicheren Lohn biete. Wo das nicht der Fall iſt: da findet all' ihr ſittliches Streben ſeine Gränze; und mag ſie es auch als eine ehrenwerthe Schwärmerey gelten laſſen: ſie wird es darum dennoch, wenn nicht als eine ganze, doch als eine halbe Thorheit betrachten. Denn ihr Zug zum Vergnügen iſt ein ſo entſchiedner und unbedingter, daß der rechte Ernſt des ſittlichen Erkennens, der das Handeln von dieſem nicht weiter trennt, wie ſehr ſie auch ſonſt das ihrige ausgeweitet haben mag, ihr nothwendig immer fremd bleiben muß.

Man ſagt es uns von den erſten Schuljahren an tauſend und wieder tauſend Mal vor, daß die Tugend allein die Menſchen glücklich mache, und in ihr allein das ächte Vergnügen zu finden ſey: allein wir müſſen bereits tugendhaft ſeyn, um die Wahrheit dieſes Satzes ſo zu begreifen, daß er ein wirkſames Gegengewicht gegen die Reize des ſinnlichen Vergnügens abgeben könne.

32.

Von den Verirrungen der ſinnlichen Liebe braucht aus dem bereits angeführten Grunde hier nicht die Rede zu ſeyn: aber einige Bemerkungen über die Geſchlechtsliebe im Allgemeinen mögen hier ſtehen, weil ſie ganz eigentlich hierher gehören.

Für die Geſchlechtsliebe gibt es einen untrüglichen Grundſatz, nach welchem ſie ſich ſelbſt, und nach welchem jeder Andere ihren ſittlichen Werth mit unbedingter Sicherheit beurtheilen mag; dieſen nämlich: ſie will immer den rechtmäßigen Beſitz des geliebten Gegenſtandes, und unter keiner Bedingung deſſen ſittliche Entwürdigung. Der Pſycholog wird die Untrüglichkeit dieſes Grundſatzes unbedingt gelten laſſen: nicht ſo der Dichter; noch überhaupt Diejenigen, welchen jede lebhaftere Empfindung, wenn ſie mit poetiſchen Farben gut oder ſchlecht überpinſelt iſt, und jeder kräftigere Aufſchwung der Phantaſie, abgeſehen davon, wie ihr Flug irre, oder ſich verirre, für ſich ſelbſt ein Vorzug, und ein Bürge ihres ſittlichen Werthes zu ſeyn ſcheint.

33.

Hat nun die Beurtheilung der Geſchlechtsliebe in jenem Grundſatz gleich einen untrüglichen Maßſtab für den ſittlichen Gehalt der letzteren: ſo liegt ihr der Irrthum oft auf einer andern Seite um ſo näher.

Keine andere Leidenſchaft ergreift den Menſchen mit ſo großer Gewalt, und bemächtigt ſich ſeiner ſo allgemein, wie die Liebe: weil keine, wie dieſe, zugleich den ganzen Menſchen, die Sinnlichkeit, wie den Geiſt und das Gefühl anſpricht. Darum reißt auch keine andere Leidenſchaft ihn zu ſo vielen Verirrungen hin, wie dieſe, deren Vorrecht es zu ſeyn ſcheint, alle Keime ſeiner Natur raſcher zu entwickeln und zur Reife zu bringen. Bey jener Aufregung nun, welche ſie jederzeit in dem ganzen inneren Menſchen hervorbringt — nur die reinſte ſittliche Liebe, die der Erreichung ihres Zieles gewiß iſt, mag ſich einer ungetrübten Ruhe erfreuen — ſcheide die beſonnene Beurtheilung immer aus, was nur auf Rechnung dieſer Aufregung kommt. Es iſt unbillig, dem Charakter im Allgemeinen aufzubürden, was die Folge einer theilweiſen und vorübergehenden Aufreizung iſt; wenn auch übrigens die Thorheit darum nicht aufhört Thorheit zu ſeyn, und mit Recht als das, was ſie iſt, betrachtet zu werden.

34.

Die thieriſche Liebe allein iſt ohne alle ſittliche Elemente: darum ſollte die Beurtheilung jeder nicht unſittlichen Liebe darauf Rückſicht nehmen, dieſe beſſeren Elemente nicht zu verletzen. Das thut die Fri-

volität ſo häufig, die fünfzig eigner Thorheiten quitt zu werden glaubt, wenn ſie einmal hinter einer fremden her iſt. Mag denn die Thorheit ihr Loos treffen; aber unverzeihlich iſt es, wenn Frivolität, Übermuth oder gedankenloſe Rohheit mit plumpen Händen in die Fäden einer ſchuldloſen Neigung greifen. Es gibt weiche Gemüther, die dadurch auf das empfindlichſte verletzt; ſchwächere, die gerade im Betreff des ſittlichen Gehaltes ihrer Empfindungen leicht beirrt werden. Wenn Alles, woran ſich Fäden der ſittlichen Bildung knüpfen, die ſorgſamſte Behutſamkeit in der Beurtheilung fordert, und um ſo mehr fordert, je mehr die Fäden ſich verſchlingen, und je weniger ſie dem Blick offen da liegen: ſo darf die ſittliche Liebe jene Behutſamkeit gewiß mit vorzüglichem Rechte in Anſpruch nehmen.

35.

Das nämliche gilt in Hinſicht auf das ehliche Verhältniß. Wie leicht hindert oder ſtört, nicht bloß unbeſcheidne Zudringlichkeit, ſondern ſelbſt jeder Mangel an behutſamer Umſicht und beſonnener Zurückhaltung das Glück einer Ehe. Daher iſt es die Pflicht jedes rechtlichen Mannes, ſich hier alles Urtheils zu enthalten, in ſo fern er nicht dazu berufen iſt, ein ſolches zu fällen, oder die Veranlaſſungen dazu ſich ihm nicht von ſelbſt in die Augen drängen. Nur daß unbeſcheidne Offenherzigkeit und vorlaute Klatſcherey der Vermählten ſelbſt nachtheilige Urtheile Anderer über ſie hier eben ſo oft rechtfertigen, als veranlaſſen.

36.

Hier mag sogleich vom Haß, als dem entschiednen Gegensatz der Liebe die Rede seyn

Er fällt hier unter einen doppelten Gesichtspunkt; einmal: in so fern der Gegenstand desselben unser persönlicher Gegner ist; und dann in so fern wir den Haß Anderer gegen ihre Feinde beurtheilen. Über die sittliche Verwerflichkeit des Hasses braucht hier nichts gesagt zu werden. Strenge verdammt ihn die philosophische Sittenlehre; noch strenger die christliche: da ihr höchstes Gesetz ein Gesetz der Liebe ist.

37.

Dasjenige, was bey Betrachtung des persönlichen Hasses Anderer gegen uns zuerst in die Augen fällt, ist, daß wir hier nur selten die Abstufungen so genau unterscheiden, wie wir es thun sollten. Welche Reihe von Abstufungen findet hier aber nicht Statt; von der leichten Abneigung, von einem kaum seiner selbst sich bewußten Widerwillen, bis zum feindseligsten Haß, der dieser Benennung in der vollsten Bedeutung des Wortes werth ist! Wie schnell sind wir nicht meistens mit dem Urtheile zur Hand: Er haßt mich! Ist es denn etwas so Angenehmes, gehaßt zu werden, daß wir nicht genug eilen können, ein solches Urtheil festzustellen?

38.

Werden wir von Andern aber wirklich gehaßt: so scheint nichts billiger zu seyn, als daß wir zuerst

mit uns ſelbſt Rechnung halten, wie viel wir dazu Veranlaſſung gegeben, oder noch geben. Allein es gibt hier eine Naivetät überſpannten Sebſtgefühls, der Anmaßung, des Hochmuths und der Geckerey — lieber zehn Schurken, als einen Gecken zum Feinde! — die mit der größten Unbefangenheit von der Welt verlangt, daß der Beleidigte jede Kränkung von ihr willig hinnehme, und dieſe ſich nur nicht gar zur hohen Ehre rechne. Was läßt ſich darüber ſagen? —

39.

Man kann fragen, ob es möglich ſey, gegen Denjenigen, der uns entſchieden haßt, und uns empfindlich gekränkt hat, ganz gerecht zu ſeyn. Wer das nicht kann, verdient den Haß — in ſo fern dieſer Ausdruck überhaupt zuläßig — und rechtfertigt die Geringſchätzung. Denn er ſelbſt begeht eine Ungerechtigkeit; und Gerechtigkeit iſt er auch dem Feinde ſchuldig. Dabey iſt die Unbedingtheit des Haſſes ein eben ſo offenbarer Beweis von Schwäche des Verſtandes, die nicht zu unterſcheiden weiß: als von blinder Leidenſchaftlichkeit, die das Tadelnswerthe von dem Beyfallswerthen nicht ſcheiden will. Dieſe Unbedingtheit des Haſſes iſt es eben, die ihn ſo giftig macht. Halb ſeines eigenen Unrechts ſich bewußt, fühlt er, daß er den Haß des Gegners verdient: und hält andererſeits hartnäckig feſt an dieſem Unrecht, weil er fälſchlich glaubt, dadurch das Gefühl desſelben entfernen, und es vor ſich, wie vor Andern rechtfertigen zu können. Könnte die Empfindlichkeit über

Kränkungen auch nur in so weit gerecht seyn, daß sie nirgends über diese hinausginge: so würde in den meisten Fällen der Haß von selbst aufhören; weil der Gegner entweder gezwungen würde, sein Unrecht einzusehen, oder mindestens gezwungen, es aufzugeben.

40.

Da eine geläuterte Philosophie allen Haß verbietet, und die erhabene Moral des Christenthums den Feind sogar zu lieben, und ihm wohlzuthun gebietet: so kann, indem hier von Beurtheilung des Hasses Anderer gegen ihre Feinde gesprochen werden soll, von diesem nur als von einer Abweichung von jenem Gesetz, und von einem höheren oder geringeren Grade der dabey Statt findenden Schuld die Rede seyn.

Wer immer in einem solchen Falle urtheilt, der tritt — ganz abgesehen davon, ob er dazu berufen sey, oder von den Parteyen für berufen anerkannt werde — in die Rolle, und somit auch in die Pflicht eines Richters. So einfach und unwidersprechlich dieser Grundsatz nun auch ist: so leicht übersieht ihn die Parteylichkeit, wie die flache Albernheit. Jene macht sich dann selbst eines Unrechts gegen den einen Theil schuldig; diese glaubt recht weise zu seyn, wenn sie Alles in einen Klumpen zusammenwirft, und beyden Theilen Unrecht gibt. — »Der gewöhnliche Fall, daß beyde Theile gefehlt haben.« — Sicher; in den meisten Fällen wird sich auf beyden Seiten Schuld finden. Aber auch zu gleichen Theilen? aus den gleichen Beweggründen? unter den gleichen Umständen?

— »Es iſt oft ſehr ſchwer, das auszumitteln.« — Ganz gewiß; was erlaubt euch aber ein Urtheil zu fällen, wenn ihr das nicht auszumitteln wißt; und wenn ihr dabey ſicher ſeyd, nebenher die billige Geringſchätzung desjenigen einzuernten, dem euer Urtheil Unrecht gethan hat.

41.

Es gibt Beleidigungen, die man leicht, und andere, die man nur ſehr ſchwer verwindet. Außer der Natur der Beleidigung im Allgemeinen aber, wird hier jederzeit der höhere oder geringere Grad von Empfindlichkeit des Beleidigten in Berechnung gezogen werden müſſen. Wie ſchwer nun die Beurtheilung derſelben ſey, ergibt ſich leicht daraus, weil ſie, um richtig zu ſeyn, nicht nur die genaueſte Kenntniß eines beſonderen Falles, ſondern der ganzen Eigenthümlichkeit des Andern vorausſetzt. Gewöhnlich berechnen wir das Gefühl der Kränkung bey einem Andern nach unſerer eignen Empfindlichkeit für dieſe Kränkung, die wir ſelbſt — nicht erfahren haben. Wie dürfen wir über den Schmerz einer Wunde urtheilen, wenn wir nicht wiſſen, wie tief der Pfeil eingedrungen, oder ob er nicht vergiftet war. Manche Kränkung kann einem Dritten gering, und ſelbſt unbedeutend ſcheinen: während ſie tiefer und zerſtörender in das ganze innere Leben des Betheiligten eingreift, als wir es ahnen, und vielleicht tiefer, als der Beleidiger ſelbſt es beabſichtigen, oder auch nur vermuthen mag.

Es gibt eine überspannte Empfindlichkeit, die von jedem Hauch aufgeregt wird, und die bald in physischer und moralischer Überreizung, bald in einem überspannten Selbstgefühl, in Hochmuth, Eitelkeit und Geckerey ihren Grund hat; aber es gibt auch eine Empfindlichkeit, die durch vielfache, unausgesetzte und tief verletzende Kränkungen erzeugt wird.

42.

Der schlimmste Vorwurf, welchen man dem Haß machen kann, ist jener der Unversöhnlichkeit.

Von der christlichen Sittenlehre darf hier keine Frage seyn. Versöhnung setzt nothwendig Haß voraus; und dort, wo, wie im Christenthum, Alles vergebende, selbstverläugnende, Böses mit Gutem vergeltende Liebe ist: da kann von keinem Haß, also auch von keiner Versöhnlichkeit die Rede seyn. Auch die philosophische Moral verdammt den Haß; die christliche schließt ihn aus; jene verwirft die Unversöhnlichkeit; diese bedarf keiner Versöhnlichkeit und keiner Versöhnung.

Nicht also in Beziehung auf die Schuld der Unversöhnlichkeit kann die Beurtheilung irren: sondern in Beziehung auf die Grade der Schuld; denn Grade der Verschuldung gibt die eine, wie die andere Sittenlehre auch bey ihren unbedingtesten Geboten zu; und auf diese Rücksicht zu nehmen, ist die Pflicht der Beurtheilung hier, wie überall. Die Gesichtspunkte, von welchen sie dabey auszugehen hat, sind so leicht zu finden, daß ich mich nicht weiter dabey aufzuhalten brauche, sie aufzuzählen.

43.

Nicht immer ſind Rachſucht und Unverſöhnlichkeit des Haſſes ſo nothwendig mit einander verbunden, als man gewöhnlich annimmt. Es gibt in dieſer Hinſicht ein ſtarres Feſthalten am Gefühl eines erlittenen Unrechts, das die Rachſucht ausſchließt, um von dieſem Gefühl nichts aufopfern zu dürfen: indem die befriedigte Rachſucht, wenn nicht ein Überſchuß von Unrecht auf ihrer Seite bleibt, dieſes von Seite des Beleidigers wenigſtens ausgleicht.

Dieſes ſtarre Feſthalten am Gefühl einer empfangenen wirklichen Kränkung, oft bis zur entſchiedenſten Selbſtverläugnung, baſirend auf die Ideen von Recht und Unrecht, iſt vielleicht die tiefſte Tiefe des Haſſes und der Unverſöhnlichkeit. Der Pſycholog wird einen ſolchen Haß in der Erſcheinung zugeben; der Moraliſt muß ihn unbedingt verwerfen.

44.

Bey der unbedingten Verwerflichkeit jeder Art von Rachſucht bleibt nur dieſes zu bemerken, daß wir ſie bey dem Andern nicht aus dem bloßen Grunde vorausſetzen dürfen, weil wir wiſſen, daß er wirklich empfindlich gekränkt worden iſt. Der Grundſatz des Thatſächlichen wird die Beurtheilung auch hier am ſicherſten vor jedem Mißgriffe bewahren.

Auch die Paſſivität bey dem Gefühl einer Kränkung, von welcher eben die Rede war, darf, wenn gleich eben ſie die äußerſte Unverſöhnlichkeit bezeichnen kann, nicht voreilig und unbedingt für dieſe, ja nicht

einmal für Entſchiedenheit eines unverſöhnlichen Haſſes ſelbſt genommen werden. Jene Paſſivität kann eben ſo gut eine tiefempfundene Verachtung einer kleinlichen oder ſehr niederträchtigen Bosheit zum Grunde haben, oder das einzige Mittel ſeyn, dieſe außer Zweifel zu ſetzen.

45.

Einer, und zwar der ſchlimmſten Art des Haſſes, habe ich noch zu erwähnen, des Parteyhaſſes. Der ſchlimmſten Art, ſage ich: denn er iſt zu gleicher Zeit der feindſeligſte, unverſöhnlichſte und — ungerechteſte.

Man kann den Parteyhaß nicht treffender bezeichnen, als man es mit den wenigen Worten gethan hat: Er kennt nur Klaſſen, keine Individuen. In dieſer Bezeichnung iſt ſeine ganze Verwerflichkeit ausgeſprochen; er erſcheint in ihr als der entſchiedenſte Antipode aller gerechten Beurtheilung, denn er hebt alle Perſönlichkeit auf.

Es iſt hier nicht der Ort, von der Verderblichkeit dieſes größten aller Übel zu reden, das in unſrer Zeit mit jedem Tage ſich mehr entwickelt, und immer weiter um ſich zu greifen droht. Es entwickelt ſich unvermeidlich in jeder Zeit, und ſtreut in jeder Zeit im Übermaß die Keime des Elends und Verderbens aus, die in ſich ſelbſt uneins und zerriſſen iſt. Denn von den widerſprechendſten Anregungen verwirrt und betäubt, verlernt es in einer ſolchen Zeit der Einzelne leicht, der Wahrheit und dem Recht, und in dieſen Beyden mit feſtem Sinn ſich ſelbſt zu vertrauen; er

sieht sich bey dieser Unsicherheit seiner selbst nach außen hin nach einem Halt um, und glaubt ihn unbedingt in der Verbindung mit Gleichgesinnten zu finden, nicht erwägend, daß keine Partey stark sey, weil jede, als solche selbst, in welchem Grade es auch sey, mit Recht, Wahrheit und Mäßigung, die allein stark sind, in einem feindseligen und unversöhnlichen Widerspruch befangen ist. Verlockt von den täuschenden Vorspieglungen eines begeisterten Eifers für das Recht, die jede Partey als Fahne ausstekt, um dahinter ihre Selbstsucht und ihren Haß zu verbergen, schließt er einer solchen sich an; und mag er auch seinen Irrthum gewahr werden: bald findet er sich auf solche Weise verstrickt und gebunden, daß er, wenn er sich nicht mit den kräftigsten Anstrengen aus seinen Banden losringt, gezwungen ist, in ihnen auszuharren; den Haß und die Verirrungen, wie die Schicksale seiner Partey, gerne oder ungerne mit ihr zu theilen; und somit gänzlich auf jene Selbstständigkeit des Geistes und des Charakters zu verzichten, die er thöricht durch die Hingebung an eine Partey gewinnen zu können glaubte: während es zum Wesen jeder Partey gehört, von Jedem, der ihr angehören will, kein anderes Opfer hartnäckiger und entschiedner, als das seiner Selbstständigkeit zu fordern.

46.

Darum: wie diese Selbstständigkeit des Geistes und des Charakters, die nur frägt, was wahr und recht ist, und in ihren Urtheilen, wie in ihren Hand-

lungen, dadurch allein ſich beſtimmen läßt, das Einzige iſt, was uns vor den Verſuchungen des Parteygeiſtes und Parteyhaſſes bewahren mag: ſo iſt ſie auch zu gleicher Zeit Bedingung und Kriterium einer richtigen Beurtheilung desſelben; Bedingung, in ſo fern wir uns ſelbſt des Parteygeiſtes ſchuldig machen, wenn wir ſie außer Acht laſſen: Kriterium, in ſo fern der höhere oder geringere Grad jener geiſtigen Selbſtſtändigkeit über das größere oder geringere Maß von Schuld des Parteygeiſtes entſcheidet. Dabey iſt dieſe Selbſtſtändigkeit des Geiſtes das ſicherſte Mittel, wenn nicht von den Anfeindungen der Parteyen frey zu bleiben, doch gewiß zuletzt Aller Achtung davonzutragen. Mit jenem Indifferentismus aber, der bald die Frucht behaglicher Selbſtſucht, bald der der Geiſtesflachheit oder Geiſtesſchlaffheit iſt, wird man jene geiſtige Selbſtſtändigkeit um ſo weniger verwechſeln dürfen, als dieſe auf einem lebendigen Gefühl für Wahrheit und Recht beruht, und daher mit der Gleichgültigkeit für beyde den unzweydeutigſten Gegenſatz bildet.

47.

Von allen Fehlern iſt der Neid gewiß derjenige, welchen der allgemeinſte Abſcheu trifft. Mit Recht; denn er iſt ein Verbrechen an der ganzen Menſchheit. Der Neidiſche haßt jeden, der glücklicher iſt, als er; und wer iſt nicht glücklicher, als der Neidiſche? Er haßt alſo die ganze Menſchheit. Die Verbindung der menſchlichen Geſellſchaft iſt auf Wohlwollen gegründet; der Neid kennt keine Empfindung des Wohlwollens.

Je verabſcheuungswerther aber der Neid iſt: um deſto weniger iſt es uns erlaubt, den Vorwurf desſelben einem Andern ohne zureichende Gründe aufzubürden, und deſto nöthiger iſt es, den Begriff desſelben ſcharf aufzufaſſen.

Nicht jede Äußerung eines vorübergehenden Unmuthes über eigne Entbehrung, dem Glück eines Andern gegenüber, iſt mit dem gehäßigen Namen des Neides zu belegen, wenn auch ſchon das bloße Geſetz der Menſchenliebe verlangt, daß wir uns über jedes verdiente Glück des Andern freuen ſollen.

Auch nicht jedes gegründete Urtheil über das Glück des Andern, als über ein unverdientes. Oft ſetzen wir den Neid bey Anderen über unſer Glück nur darum voraus, weil wir fühlen, daß wir dieſes nicht verdienen.

Neid iſt Schmerz über das Glück Anderer, als über ein ſolches, mit dem Beſtreben, oder doch mit dem Wunſch verbunden, es zu ſtören. Dieſer Neid iſt, zur Ehre der menſchlichen Natur ſey es geſagt, gewiß ſehr ſelten. Nicht ſo der partielle Neid, der gegen das Glück einzelner Perſonen gerichtet iſt, und ſeine Wurzel im Haß oder in dem ſchmerzlichen Gefühl der Entbehrung eines leidenſchaftlich gewünſchten Glückes hat, an das wir ſelbſt Anſprüche zu haben glauben, und deſſen wir uns beraubt ſehen. Verdammenswerth iſt auch jede ſolche Regung des Neides: nur darf ſie mit jener Art des Neides, welche oben bezeichnet wurde, nicht verwechſelt werden.

48.

Der Neid kennt keine andere Freude, als Schadenfreude: aber nicht jede Schadenfreude entspringt unmittelbar aus Neid; meistens mittelbar, in so fern diesem ein persönlicher Haß zum Grunde liegt. Sie ist unter allen Umständen verwerflich: aber sie es nicht unter allen Umständen im gleichen Grade. Der Bankerott eines Kaufmanns mag verschuldet oder unverschuldet seyn: die Freude darüber wird der Moralist nie billigen, oder auch nur verzeihlich finden dürfen; aber nicht gleich groß ist die Schuld der Schadenfreude, wenn der Verunglückte ein redlicher Mann, und wenn er ein Betrüger ist, der Andere unterdrückte und leichtsinnig ins Unglück stürzte.

49.

Zur Familie des Neides gehört noch die Eifersucht. Natürlich ist hier nicht die Eifersucht in der Liebe gemeint: sondern jene zwischen Menschen, die überhaupt nach einem und demselben Ziele streben.

Diese Art von Eifersucht hat immer in einer wahren Beschränktheit des Verstandes ihren Grund, und in kleinlicher Engherzigkeit. Das wahre Verdienst, und das Bewußtseyn eines solchen kennt sie nicht. Dieses vertraut sich selbst. Was es werth ist, wird es gelten; nicht mehr, noch minder.

Gerade Diejenigen, bey welchen man diese Eifersucht am häufigsten antrifft, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, dürften am sichersten auf diesen Grundsatz bauen. »Das Publikum ist im Ganzen gerecht, man

ſage, was man will,« ſagt Göthe; und er hat Recht. Wer ſeine eignen und Anderer Leiſtungen nicht nach einem einſeitigen Maßſtabe, ſondern nach ihrem wahren Werth, und im Verhältniß zu den Forderungen und der Bildungsſtufe ſeiner Zeit mißt: der wird zugeben müſſen, daß die Literär-, wie die Kunſtgeſchichte, nur einzelne, nicht ſehr zahlreiche Ausnahmen von jenem Grundſatz aufzuweiſen hat.

Überdieß, welche engherzige Thorheit iſt es nicht, ſich hier an den Einzelnen uns in einem zufälligen äußeren Verhältniß Zunächſtſtehenden feſtzuſaugen, und darüber alle Diejenigen zu vergeſſen, die uns und ihn überflügeln.

Eiferſucht iſt alſo immer zunächſt aus dem Geſichtspunkt engherziger Kleinlichkeit zu beurtheilen. Lächerlich iſt ſie, wenn ſie überhaupt ſich auf geckenhafte Anmaßung gründet; und doppelt lächerlich, wenn ſie dabey ihrerſeits über Eiferſucht klagt, deren ſie werth zu halten dem Bezüchtigten vielleicht noch nie in den Sinn gekommen.

50.

Eh' ich von der widerlichen Reviſion, welche dieſes Buch zum Gegenſtande hat, mich gänzlich losmachen kann, muß ich noch einige Worte über Bosheit und Laſterhaftigkeit ſagen. Ich glaube man hat Unrecht, wenn man die erſtere als Freude am Böſen bezeichnet, das einem Andern ſchädlich iſt; wenn gleich nicht um des Böſen an ſich willen, was man als Merkmal des Teufels annimmt. Freude

am Böſen hat jede Leidenſchaft, in ſo fern der Preis ihres Strebens immer ein ſittlich Böſes iſt. Richtiger, glaub' ich, läßt ſich das Weſen der Bosheit darein ſetzen, daß ſie das Böſe mit einem höhern Grade von Deutlichkeit des Bewußtſeyns, daß es ein ſolches ſey, begeht, und daß dabey zugleich ihre Abſicht zu ſchaden ebenfalls eine ihrer ſich deutlich ſelbſtbewußte, und entſchiedene iſt. Der Grad dieſer Deutlichkeit des Bewußtſeyns und der Abſicht beſtimmt nun für die Beurtheilung überall den Grad ihrer Schuld und ihrer Haſſenswürdigkeit.

Laſterhaftigkeit iſt Hingebung an das Laſter aus Schwäche der ſittlichen Willenskraft. Sie kann alſo als ſolche, abgeſehen nämlich von der Schuld ihrer thatſächlichen Verirrungen, nur nach einer hinreichenden Erkenntniß derjenigen Urſachen, welche die ſittliche Willenskraft bis zu ſolcher Hingebung herabſpannten, richtig beurtheilt werden. Nach dieſem Maßſtabe wird ihre Schuld immer eine um ſo größere ſeyn, je mehr und je unbedingter jene Urſachen ſelbſt ihr zur Laſt fallen; eine Rückſicht, welche noch weit öfter ſie ſelbſt, als die Beurtheilung Anderer zu überſehen pflegt.

Fünftes Buch.

1.

Dieſes fünfte Buch ſoll von der Beurtheilung Anderer aus dem Geſichtspunkte ihrer Bildung handeln. Es ſoll zugleich Einiges nachholen, was hier eine ſchicklichere Stelle, als in den vorhergehenden Büchern, zu finden ſchien.

2.

Bildung im Allgemeinen iſt die Entwicklung der dem Menſchen innewohnenden geiſtigen Anlagen. Hier kann nur von der Beurtheilung einer allgemeinen Bildung die Rede ſeyn. Jede Bildung für beſondere Zwecke muß nach der Angemeſſenheit ihres Strebens, und ihrer eigenthümlichen Entwicklung, zu eben dieſen Zwecken beurtheilt werden.

3.

Zuerſt ein Wort von der Rohheit, als dem Gegenſatz aller Bildung. Wenn ſie wirklicher Gegenſatz intellektueller Ausbildung iſt: ſo findet ſie im Mangel der letzteren eine hinreichende Entſchuldi-

gung: aber unerträglich iſt, und nicht die geringſte Entſchuldigung verdient jene ihrer ſelbſt ganz- oder wenigſtens halbbewußten Rohheit, die aus geckiſcher Anmaßung und dummdreiſt m Übermuth entſpringt. Man findet ſie immer nur bey Menſchen, die in einem vorzüglichen Grade Anſprüche an feine Bildung machen.

4.

Was bey der Beurtheilung der Bildung Anderer zunächſt in die Augen fällt, iſt dieſes, daß, um über dieſelbe richtig urtheilen zu können, der Beurtheilende in Beziehung auf Klarheit und Umfang des Erkennens auf einer höheren Stufe, als der Beurtheilte, oder wenigſtens auf gleicher Höhe mit Letzterem ſtehen müſſe. Dieſe Forderung iſt ſo unerläßlich, daß man ſich durchaus kein richtiges Urtheil über die Bildung Anderer denken kann, ohne daß der Beurtheilende ihr genüge. Denn wie können wir die allgemeineren und beſonderen Zwecke ſeines Strebens nach Bildung, und das Verhältniß der Mittel dieſes Strebens zu jenen Zwecken richtig würdigen, wenn die Idee der Letzteren nicht mit gleicher Klarheit in unſerem eigenen, wie in ſeinem Bewußtſeyn, aufgegangen?

5.

Die Forderung, daß der Beurtheilende mit dem Beurtheilten wenigſtens auf einer gleichen Stufe der Bildung ſtehe, wird ſich hinſichtlich der Zwecke ſowohl, als der Mittel ſeines Strebens allerdings auf

die allgemeinen Grundsätze dieses Strebens beschränken müssen: weil sonst eine Verwandlung, ein Übergehen des einen Individuums in das andere zur Bedingung jedes Urtheils würde. In diesen allgemeinen Grundsätzen nun scheint, neben der Richtigkeit derselben, die Intension (absolute Klarheit) des Erkennens den Umfang des Letzteren ersetzen zu können. Allein wenn dieses auch rücksichtlich einzelner Tendenzen der Bildung, z. B. der sittlichen Erkenntniß in nächster Beziehung auf das Handeln gelten kann: so erscheint doch sonst die absolute Klarheit des Erkennens jener allgemeinen Grundsätze fast immer in dem Umfang des Letzteren bedingt; so, daß bey jener Forderung, Klarheit und Umfang, Intension und Extension der Bildung nicht getrennt werden dürfen.

6.

Die ausgesprochene Forderung in Beziehung auf die allgemeinen Grundsätze jeder Art von Bildung strenge fest zu halten, ist um so nöthiger, als Eitelkeit und zuversichtliches Selbstvertrauen uns leicht überreden, daß der innere Gehalt unserer Einsichten, und vor Allem die unvergleichliche Schärfe unsers Genies, in jedem Falle eine hinreichende Kompensation für den Mangel umfassender Einsicht sey, und uns ein gutes Recht gebe, über Alles, was die Bildung eines Andern erstrebt habe, oder noch zu erstreben suche, ein gründliches Urtheil zu fällen.

7.

Erſcheint nun ein ſolches Verfahren bey der Beurtheilung fremder Bildung in einem hohen Grade als verkehrt, anmaßend und lächerlich: ſo darf man das nicht minder von einem anderen ſagen, welches eben ſo gewöhnlich zu ſeyn pflegt.

Wenn es nämlich für das Weſentliche jeder Art von Bildung allerdings eine aus ihrem Weſen ſelbſt hervorgehende Norm gibt: ſo laſſen doch die zufälligen Formen derſelben eine unendliche Verſchiedenheit zu. Das Zufällige dieſer Formen iſt aber nie ein Willkürliches: ſondern das Produkt der geſammten geiſtigen Eigenthümlichkeit des Individuums, und der äußeren Einwirkungen, durch welche dieſe ſelbſt entwickelt und geſtaltet wurde. Höchſt verkehrt und anmaßend iſt es demnach, wenn wir die Bildung des Andern nach der zufälligen Form unſerer eigenen Bildung beurtheilen; und als der Gipfel dieſer Verkehrtheit erſcheint es, wenn wir dieſes Zufällige in unſerer Bildung zu allgemeinen Grundſätzen, oder wohl gar zur Normalform aller Bildung ausprägen, und den ſicheren Maßſtab derſelben mit eben ſo viel Umſicht, als Beſcheidenheit, in uns ſelbſt finden.

8.

Übrigens iſt in Beziehung auf jede allgemeine Bildung eine fünffache Tendenz zu unterſcheiden: die Tendenz zur Sittlichkeit; zur Humanität; zur Wiſſenſchaft; zur praktiſchen Thätigkeit; und zur Geſelligkeit. Die Beurtheilung

jeder allgemeinen, nicht auf besondere Zwecke gerichteten Bildung, fällt also unter fünf verschiedene, jenen Tendenzen entsprechende Gesichtspunkte. Dabey versteht es sich von selbst, daß diese Gesichtspunkte bey der Beurtheilung Anderer nicht eben so getrennt werden dürfen, wie sie hier zum Behufe der Untersuchung geschieden werden: indem alle jene Tendenzen der Bildung nicht nur wechselseitig in einander greifen, sondern selbst zum Theil eine durch die andere bedingt werden.

9.

Der Ausdruck: Tendenz, zeigt zwar schon für sich selbst an, daß Bildung hier nicht ausschließend als ein faktisch Abgeschlossenes, als erreichte Bildungsstufe, sondern zugleich als fortschreitendes geistiges Streben nach einem bestimmten Ziele, mit Bewußtseyn dieses Zieles betrachtet werde; allein es ist keineswegs überflüssig, insbesondere daran zu erinnern: weil es gerade dieses geistige Lebensprincip aller Bildung ist, wornach die Beurtheilung derselben gewöhnlich am wenigsten zu fragen pflegt. Und so mag es denn Niemand befremden, daß, nachdem in den vorhergehenden Büchern vielfach vom sittlichen Erkennen und vom sittlichen Charakter die Rede war, die Untersuchung erst hier sich zu dem religiösen Elemente der sittlichen Bildung wendet: indem diese als fortschreitendes, seines Zieles sich bewußten Strebens nur in diesem Elemente eine feste Grundlage, einen sicheren Leitstern, und einen befriedigenden Abschluß finden mag.

10.

Denn diejenigen irren sehr, welche glauben, daß das sittliche Element der menschlichen Natur von dem religiösen getrennt werden könne. Wenn sie sich auf seltene Beyspiele von Menschen berufen, die ohne Anerkennung eines religiösen Princips einen sittlichen Wandel führten: so beweisen sie nichts weiter, als daß einzelne Menschen unter bestimmten und höchst selten zusammentreffenden Bedingungen für bestimmte Verhältnisse mit den Gründen ausreichten, welche ihnen die Philosophie für das sittliche Handeln darbot. Läßt sich nun dabey gleich der Irrthum nicht übersehen, der den seltenen Fall zum Grundsatz, die Ausnahme zur Regel, macht: so können sie auf diese Weise doch etwas für die Unabhängigkeit des sittlichen Elementes der menschlichen Natur von dem religiösen erwiesen zu haben scheinen: so lange man nicht nach dem unbedingten Werth der Beweggründe ihres Handelns frägt. Bey dieser Frage aber liegt das entscheidende Moment keineswegs in der oft mit Recht, oft mit Unrecht, in Anspruch genommenen Reinheit der Beweggründe: sondern darin, daß die Tugend jener Menschen, wenn sie sich nicht an eine religiöse Idee knüpfte, wenn sie durch keine Rücksicht auf äußere Folgen geboten, oder verboten wurde, reine Thorheit war. Denn welche strenge und umsichtige Folgerichtigkeit in den Bestimmungsgründen, welche aus den natürlichen Folgen der Tugend und des Lasters hervorgehen, sie bey ihren Entbehrungen auch immer leiten mochten: es gab eine

Möglichkeit, dieſe Entbehrungen mit einem entſchiedenen Streben nach Lebensgenuß zu vertauſchen, ohne die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit herbeyzuziehen. Jene Entbehrungen waren alſo eine offenbare Thorheit, in ſo fern die Beſtimmungsgründe dazu bloß von den natürlichen Folgen der Tugend und des Laſters abgeleitet wurden. Auf dieſe Beſtimmungsgründe aber ſieht das ſittliche Streben ſich überall beſchränkt, wo es ſich nicht mit dem religiöſen Princip verbindet, und dieſes verwirft, oder wenigſtens entbehren zu können glaubt.

11.

Iſt nun das religiöſe Element in der Natur des Menſchen ſo feſt und innig mit dem ſittlichen verbunden, daß ſein ſittliches Streben nur in dieſem eine feſte Grundlage finden kann; und iſt es wahr, daß die wirkſamſten Motive des ſittlichen Strebens aus der Idee fließen, die alles Seyn und Handeln an Gott und an eine künftige Fortdauer knüpft: ſo hat die Beurtheilung Anderer ein ihr nicht abzuſprechendes Recht, die religiöſe Geſinnung derſelben in Frage zu nehmen. Dieſes Recht aber mußte ſeinerſeits ſelbſt in Frage genommen werden, weil es ihr ſo häufig beſtritten wird. »Die Religion,« ſagt man, »ſey Sache des Herzens; ſie ſey das unverletzliche Heiligthum jeder Menſchenbruſt, und jeder Eingriff in dasſelbe ein frecher Frevel.« Gewiß iſt die Religion das unverletzlichſte Heiligthum jeder Menſchenbruſt: gewiß iſt jeder voreilige, unberufene Eingriff in die-

ſes Heiligthum ein frecher Frevel; um ſo frecher und unverzeihlicher, weil er immer in das tiefſte innere Leben des Andern berührt, weil die Fäden, welche die religiöſe Geſinnung mit dem ganzen Inbegriff ſeines inneren Lebens zuſammenknüpfen, vielfacher verſchlungen, und ſchwerer zu erkennen ſind, als die jedes anderen Theiles ſeiner Eigenthümlichkeit, und weil jeder Irrthum und jeder kecke Mißgriff hier leichter, als in jedem anderen Falle, ſtörend und zerſtörend einwirken kann. Nur kann das Recht bey Beurtheilung Anderer, wenn ſie ſich in den ihr gebührenden Gränzen hält, auch die religiöſe Geſinnung derſelben in ihren Bereich zu ziehen, dadurch nicht aufgehoben werden. Denn, wenn ſie überhaupt den ganzen Menſchen umfaſſen ſoll, und nothwendig überall irren muß, wo ſie das nicht thut: ſo muß ſie auch die religiöſe Geſinnung in ihren Bereich ziehen; und wenn ſie in allen Lebensverhältniſſen mit Recht zuerſt nach dem ſittlichen Gehalt des Menſchen fragt: ſo wird ſie mit Recht nach allem demjenigen fragen, wovon dieſer Gehalt abhängt.

12.

Es kann nicht die Aufgabe dieſer Schrift ſeyn, ſich auf die Fälle einzulaſſen, in welchen es die Pflicht des Einzelnen fordern kann, die religiöſe Geſinnung Anderer einer beſonderen Prüfung zu unterwerfen, und darüber ein entſcheidendes Urtheil auszuſprechen. So viel aber iſt gewiß, daß es auf keine Weiſe erlaubt ſeyn kann, Andern den Vorwurf der Irreli-

giosität, ohne die stärksten und unbezweifelbarsten Gründe, aus Leichtsinn, Leidenschaftlichkeit, oder welchen anderen Gründen immer, aufzubürden; und um so weniger: je näher ein solcher Vorwurf ihrem sittlichen Werthe tritt, je mehr er sie dem Tadel, der Mißgunst und dem Hasse Anderer bloßstellt, und je schwerer er an sich selbst sicher zu begründen ist. Auch kann es wohl unmöglich erlaubt seyn, jede Mangelhaftigkeit und jede Verirrung der religiösen Gesinnung, wie unbedingt verwerflich auch jede an sich selbst sey, mit dem entschiedensten und hartnäckigsten Widerstreben gegen alle Religion, unter den härtesten Ausdruck: Irreligiosität, gemeinschaftlich zusammenzufassen.

13.

Wie die Tiefe des Geistes im zweyten Buche als ein Hinstreben der Erkenntniß zu Gott, als der letzten Quelle alles Seyn's, und als dem letzten Grunde alles Handelns bezeichnet wurde: so darf man, ohne den Einfluß selbstsüchtiger Leidenschaften zu übersehen, die Flachheit des Geistes als die allgemeinste Ursache der Irreligiosität ansehen, wie häufig diese auch darauf Anspruch mache, als solche selbst, für geistesstark zu gelten. Denn, was wäre es anders, als Flachheit des Geistes, wenn der Mensch, der Unendlichkeit des Universums, und den unbegreiflichen Wundern der Natur, in ihren größten, wie in ihren geringsten Werken, gegenüber, sich nicht zur Idee eines Schöpfers und Erhalters derselben erheben kann, oder

über atomiſtiſchen und pantheiſtiſchen Grübeleyen den Begriff von Ordnung und Geſetz vergißt, die nur als von einem ſelbſtſtändigen, von ſeinem Werke verſchiedenen Geiſte ausgehend gedacht werden können? was Anderes iſt es, als geiſtige Flachheit, wenn er ſo fremd in ſeiner eigenen Bruſt iſt, daß er nie lebendig erkannt hat, wie das ſittliche Geſetz ihr in unvertilgbaren Zügen eingegraben, und wie die Unbedingtheit dieſes Geſetzes, vermöge welcher Alles, was ſchlecht, falſch, unwahr, Irrthum, oder auch nur bloßer Wahn iſt, die nothwendigen Keime ſeiner Beſtandloſigkeit und ſeines Zerfallens in ſich ſelbſt trägt, die ſichere Bürgſchaft einer ſittlichen Weltregierung in ſich ſchließt? was Anderes iſt es, als Flachheit, wenn er ſo unbekannt, vielleicht nicht mit den Thatſachen und Jahreszahlen, aber mit dem Geiſte der Geſchichte geblieben iſt, um nicht in ihr die Beſtätigung dieſes Geſetzes, die unläugbaren Spuren des Waltens einer höheren Macht, in der Führung einzelner, wie ganzer Völker, und ihren Abſichten gegenüber, die Nichtigkeit aller menſchlichen Kraft erkannt zu haben? was Anderes endlich iſt es, als Flachheit, wenn er die Tiefen des Schmerzes, wie der Freude, ſo oberflächlich gemeſſen, um nicht zu wiſſen, daß die Bruſt des Menſchen eine Freude faſſe, die ewig ſeyn will, und einen Grad des Schmerzes und des Zerwürfniſſes, für welchen die Philoſophie kein Heilkraut hat, und daß der Menſch daher, indem er mit ſeiner Freude, wie mit ſeinem Schmerz über dieſes Leben hinausgreift, von vorne herein an

ein Glauben gewieſen iſt: weil nur der Glaube ihm die Sicherheit und die Gewißheit bietet, welche er von der Philoſophie zu allen Zeiten vergeblich geheiſcht hat?

14.

Frömmigkeit iſt das Hinſtreben zu Gott aus Ehrfurcht und Liebe. Von allen Tugenden iſt ächte Frömmigkeit diejenige, über welche das Urtheil gewiß am ſeltenſten irren wird. Denn da ſie Gott aufrichtig liebt: ſo hält ſie ſeine Gebote; und liebt nach ſeinem Gebote die Menſchen, weil ſie ihn liebt. Die ächte Frömmigkeit will nur Gott, und ihren Frieden mit Gott; die unächte will nicht Gott, ſondern ihre eigenſüchtigen Zwecke. Daran iſt ſie zu erkennen.

Wenn die religiöſe Häucheley auch ſonſt nicht das verabſcheuungswürdigſte aller Verbrechen wäre: ſo wäre ſie es doch, weil ſie das frechſte iſt. Denn ſie frevelt unmittelbar an Gott; und iſt immer in dem Grade ruchloſer, in welchem ſie ſich ihrer ſelbſt mehr bewußt iſt. Vollkommen klar iſt ſie ſich jedoch ihrer ſelbſt nie bewußt: weil ſie durch die mit voller Klarheit gedachte Beziehung ihres Frevels zu der Idee von Gott nothwendig aufgehoben würde.

15.

Wenn man unter dem Ausdruck: Humanität, Alles zuſammenfaſſen will, »was zur harmoniſchen Ausbildung des Menſchen dienen kann, und ihn der ewigen Beſtimmung ſeines Geiſtes entgegenführt:« ſo

ſehe ich nicht ein, wodurch der Begriff der Humanität ſich von dem der vollkommenſten, alle intellektuellen und ſittlichen Anlagen umfaſſender Bildung überhaupt unterſcheiden ſolle. Auch iſt jene Definition eine willkürliche: da ſie in ſolcher Ausdehnung durch den römiſchen Sprachgebrauch nur theilweiſe gerechtfertigt wird. Der moderne Sprachgebrauch verengt den Begriff; er nennt denjenigen human, der ſich gegen Andere gütig, wohlwollend und freundlich erweiſet: eine Verengung des Begriffes, wodurch dieſer alle Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit verliert. Richtiger kann man ſagen: Humanität an ſich ſelbſt ſey Anerkennung der Würde der menſchlichen Natur in uns ſelbſt, und in Anderen, und als Element unſerer Bildung, eine dieſer Anerkennung entſprechende Entwicklung unſerer geiſtigen und ſittlichen Anlagen, und ein ſelbſtbewußtes Streben nach ſolcher Entwicklung; in Beziehung auf unſer Verhalten gegen Andere aber, ein Betragen, welches jener Anerkennung gemäß ſey.

16.

Auch bey Beurtheilung dieſes Theiles unſerer Bildung muß ſich die Aufmerkſamkeit nicht ausſchließend auf die erreichte Bildungsſtufe, ſondern neben dieſer, auf das dem Streben nach Bildung zum Grunde liegende Princip wenden. Denn dieſes eigentliche Lebensprincip des Strebens nach Bildung in der hier berührten, wie in jeder anderen Beziehung, kann als geſunder und kräftiger, aber in ſeiner faktiſchen Entwicklung aufgehaltener Keim vorhanden,

und der Schluß von der letzteren auf seine Kraft sich auszubilden ein sehr unsicherer seyn; ein Wink, welcher die ernstlichste Berücksichtigung Derjenigen verdient, deren Beruf es ist, auf die Bildung Anderer einzuwirken.

17.

Das lebendige Princip alles Strebens nach Humanität ist die Idee von der Würde der menschlichen Natur. Das Erste, was dabey in die Augen fällt, ist der enge Zusammenhang desselben mit dem sittlichen Princip des Handelns: weil eben in der Anlage zur Sittlichkeit die Würde zur menschlichen Natur am entschiedensten sich ausspricht. Darum ist auch nur der sittlich gute Mensch im vollen Sinne des Wortes einer konsequenten Humanität fähig.

18.

Auch in so fern wir die Humanität in Beziehung auf unser Betragen gegen Andere betrachten, ist es klar, daß wir die Würde der menschlichen Natur nur in so weit zu schätzen vermögen, als wir sie an uns selbst schätzen gelernt haben. Wir vermögen daher die Humanität Anderer nur in so fern zu beurtheilen, als wir selbst human sind. Leichter mögen wir andere sittliche Eigenschaften nach allgemeinen Begriffen beurtheilen. Die Anerkennung der Würde der menschlichen Natur beruht nämlich weder auf einem allgemeinen Begriff von ihrer Vortrefflichkeit, noch vollendet sie sich in einem allgemeinen Gefühl des Wohlwollens gegen Andere: sondern sie fordert, daß jener

Begriff von der Würde der menſchlichen Natur nach allen ſeinen Beziehungen, und nach ſeinem kleinſten Detail uns beſtändig lebendig gegenwärtig ſey: weil er nur in dieſer Ausdehnung erfaßt das entſchiedene Übergewicht über die Intereſſen unſerer Eigenſucht behaupten kann, mit welchen er jeden Augenblick in Kolliſion geräth.

19.

Doch was ſage ich von den Intereſſen der Eigenſucht! Wo wir die Kolliſion derſelben mit den Rückſichten, welche wir der Menſchenwürde bey Andern ſchuldig ſind, in Berechnung nehmen: da ſteht es um unſre Humanität eben nicht ſo ſchlimm und zweydeutig. Es gibt eine viel ſchärfere und zuverläßigere Probe, um darnach zu beurtheilen, wie weit zuerſt wir ſelbſt, und dann, wie weit Andere es in der Humanität gebracht haben. Die Theilnahmsloſigkeit an dem Wohl und Weh Anderer, auch wo gar kein perſönliches Intereſſe der Theilnahme entgegentritt; die kalte Gleichgültigkeit gegen ihre Klagen; der freche Spott, der herzloſe Hohn über ihre verzeihlichen Schwächen, oder über unverſchuldete Gebrechen; der kecke Übermuth gegen Geringere, oder überhaupt gegen Alle, von welchen wir glauben, daß ſie uns weder nützen noch ſchaden können, und der Leichtſinn, mit welchem wir es dann der Mühe unwerth finden, ihre Freude oder ihren Schmerz, ihre Liebe und ihren Haß, ihre Anſprüche und ihre Rechte in die Wage zu legen; endlich jene fühlloſe Behaglichkeit der Selbſtſucht, welche die unbedeutendſte Be-

quemlichkeit, und den geringfügigſten Genuß rückſichtslos mit den unvergoltnen Mühen und Entbehrungen Anderer erkauft, während ſie ſelbſt nicht einen Finger regen mag, um ihnen ohne jede Aufopferung und Entbehrung einen Vortheil zuzuwenden; mit einem Wort, alle Beweiſe von Mangel an Mitgefühl und Theilnahme an Anderen ſelbſt da, wo kein perſönliches Intereſſe oder keine perſönliche Kränkung ihnen entgegen ſteht: das ſind die untrüglichen Probierſteine, an welchen wir erſt unſre eigne, und dann Anderer Humanität oder inhumane Rohheit mit voller Sicherheit erproben mögen.

20.

Es heißt den Begriff von Humanität durchaus verkennen, wenn man ihn unbedingt auf das Gefühl von Milde und Wohlwollen einſchränkt, beziehe man beyde auch immerhin auf die Anerkennung der Menſchenwürde in Anderen. Die wahre Grundlage aller Humanität iſt keine andere, als die Gerechtigkeit. Wenn Milde und Wohlwollen ein weſentlicher Beſtandtheil derſelben ſind: ſo ruhen auch ſie auf dieſer Grundlage. Jeder Menſch hat vermöge der Würde ſeiner menſchlichen Natur ein Recht, ſie von uns zu fordern, und in ſo fern wir jene Würde anerkennen, müſſen wir auch dieſes Recht anerkennen. Aber wir wollen Alle lieber gütig, als gerecht ſeyn. Durch dieſes erfüllen wir nur eine Pflicht; jenes halten wir für ein die bloße Pflichterfüllung überbietendes Verdienſt: weil wir es ſelten ſcharf genug erwägen,

daß die Güte ſelbſt faſt immer Pflicht der Gerechtigkeit iſt.

21.

Wenn thätiges Wohlwollen gegen Andere in jedem Falle Pflicht iſt, in welchem es nicht durch eine andere Pflicht, oder durch die Pflichten gegen uns ſelbſt beſchränkt wird: ſo könnte höchſtens dasjenige als Verdienſt gerechnet werden, welches dem fremden Bedürfniß gegenüber die billige Rückſicht auf das eigne Wohlſeyn aufopferte. Aber die Erfahrung über die Eigenſucht der meiſten Menſchen drängt uns hier einen andern Maßſtab auf, und lehrt uns auch ſolche Äußerungen des Wohlwollens der Anerkennung und des Dankes werth zu ſchätzen, die nicht aus ſtrengem Pflichtgefühl allein entſproſſen ſind. Überdieß iſt hier neben der That auch die Empfindung des Wohlwollens in Berechnung zu nehmen, die uns nach einem allgemeinen natürlichen und ſittlichen Geſetze zur Anerkennung und Erwiederung desſelben verpflichtet.

22.

Wenn die Beurtheilung des Wohlwollens nicht alle dieſe Rückſichten richtig abwägt: ſo wird ſie nicht nur über dieſes, ſondern auch über Dankbarkeit und Undankbarkeit irren, und leicht mit ſich ſelbſt in einen Widerſpruch gerathen. Denn beſtimmt ſie nicht mit hinreichender Sicherheit den Grad der Verdienſtlichkeit des Wohlwollens: wie kann ſie die Verpflichtung zur Dankbarkeit, und nach dieſer Dankbarkeit und Undankbarkeit ſelbſt, richtig bemeſſen?

Die erstere ist ein, edlen Gemüthern so natürliches Gefühl, daß diese bey der Schätzung des ihnen geschenkten Wohlwollens, That und Gesinnung immer eh' zu hoch, als zu gering ansetzen. Es ist ihnen Bedürfniß, Andere zu lieben und von ihnen geliebt zu werden: und so geben sie sich diesem Gefühl freudig hin, wo sie in dem kleinsten Beweis von Wohlwollen die Bürgschaft seiner Erwiederung finden. Ihnen gilt die Empfindung des Wohlwollens immer mehr als die That; und selbst wo sich eigensüchtige Bestimmungsgründe dem fremden Wohlwollen beymischen, übersehen sie diese gänzlich, oder erwiedern wenigstens den Antheil, welchen die bessere Empfindung daran gehabt hat.

Anders ist es bey selbstischen Gemüthern. Diese lieben nur sich selbst, und ihre äußeren Lebenszwecke. Sie fragen daher immer zuerst: wie viel das Wohlwollen Anderer ihnen nütze, oder genützt habe. Sie können sich die Pflicht, dankbar zu seyn, nicht wegläugnen: aber diese Pflicht ist für sie eine Last, und darum suchen sie den Grund der Verpflichtung, nämlich die Empfindung des Wohlwollens wegzuläugnen, indem sie der That selbst eigennützige Bewegungsgründe unterschieben, oder nur auf diesen den Blick festhalten.

23.

Es ist vorzüglich der Stolz, welchem das Gefühl der Dankbarkeit fremd zu seyn pflegt: denn immer stellt er sich über Andere, und die empfangene

Wohlthat ſtellt ihn, in einer ſcharf ausgeſprochenen Beziehung wenigſtens, unter den Wohlthäter; überall geht ſein Streben dahin, Andere unter ſich zu ſtellen: und ſo wird es bey ihm leicht zur herrſchenden Vorſtellung, daß der Wohlthäter auch ihn nur im Verhältniß ſolcher Unterordnung erblicke. Sie wird ihm, beſonders wenn er ſonſt zur Leidenſchaftlichkeit geneigt iſt, leicht peinlich bis zur Unerträglichkeit, und leicht geht ſie dann in wirklichen Haß des Wohlthäters über.

24.

Wie Dankbarkeit eines der unzweydeutigſten Kennzeichen eines edlen Gemüthes iſt: ſo iſt Undankbarkeit eines der untrüglichſten von einem liebloſen und ſelbſtiſchen. Aber nur dann kann ſie dafür gelten, wenn die Thatſache unwiderſprechlich iſt, daß ſie lauteres, bey einiger Unbefangenheit nicht zu verkennendes Wohlwollen verkannt, und wenn es in ihrer Macht ſtand, nicht vergolten habe. Denn es gibt allerdings Wohlthäter, die keine Anſprüche an Dank, und ſolche, die mehr Haß, als Liebe, verdienen: weil ſie bey ihren Wohlthaten entweder wirklich nur ihren Eigennutz im Auge haben; oder weil ſie uns jede halbe Wohlthat mit tauſend abſichtlichen Demüthigungen bezahlen laſſen.

25.

Nur eine Art von Undank gibt es, die das Siegel ihrer Verwerfung ganz unzweydeutig und unverkennbar an der Stirne trägt — der Undank gegen die Eltern. Wie unſicher auch jede Beurtheilung Ande-

rer ſey: ſie wird nie irren, wenn ſie über entſchiednen Undank gegen die Eltern das unbedingte Urtheil ausſpricht, daß Derjenige, welcher ſich desſelben ſchuldig macht, alles Andere, aber nie ein guter Menſch ſeyn könne.

26.

Noch unter einigen andern Geſichtspunkten muß die Humanität betrachtet werden, in ſo fern ſie ſich nämlich, im Allgemeinen auf Anerkennung der Würde der menſchlichen Natur ruhend, zunächſt in den ſympathetiſchen Empfindungen des Wohlwollens gegen Andere äußert.

Hier bietet ſich nun zuerſt jene Tugend zur Betrachtung an, die wir im Allgemeinen mit dem Ausdruck: Menſchenliebe (Philanthropismus) bezeichnen. Über ſie, dürfte man glauben, ſollte die Beurtheilung am wenigſten irren: und doch, wo irrt ſie, und hat ſie von jeher auffallender und unverzeihlicher geirrt, und an wem ſich frecher verſündigt, als an Denen, welche jene Tugend am glänzendſten entfaltet, und am herrlichſten bewährt haben; an jenen Heroen der Menſchheit, die alle ihre Anſprüche an eignes Wohlſeyn; die Kraft, Geſundheit, Vermögen, Familienglück und jeden Lebenßgenuß willig aufgeopfert, und jede Mühe, jede Anſtrengung und jede Entbehrung mit feſter Beharrlichkeit auf ſich genommen haben, um das Loos der Menſchheit zu verbeſſern, eines ihrer Leiden zu mildern, und ihre Intereſſen zu fördern; und die für alle ihre Aufopferungen nicht nur keinen Dank von Denjenigen verlangten,

für welche sie sich opferten: sondern es mit heiterm Gleichmuth ertrugen, wenn sie verkannt, verläſtert, verleumdet, und mit feindſeliger Erbitterung verfolgt wurden.

Wenn ſolche Menſchen feindſelig oder auch nur verkehrt beurtheilt werden: ſo liegt die Urſache bald in dem Spiel kleinlicher Intereſſen und Leidenſchaften, das den klar ausgeſprochenen edlen Zwecken derſelben gegenüber, als baare Niederträchtigkeit des Gemüthes erſcheint: bald in dem engen Sinn des Beurtheilers, der ſich zu der Reinheit ihrer Motive nicht zu erheben vermag, und ihnen daher ſolche unterlegt, die er im Bereich ſeiner eignen Engherzigkeit findet. Dennoch hat die Beurtheilung bey den Beſtrebungen ſolcher Menſchen, wenn ſie auch nur einigermaßen unbefangen iſt, die ſicherſten Anhaltspunkte, in der klar ausgeſprochenen Uneigennützigkeit der Beweggründe ihres Strebens, und in der eben ſo uneigennützigen Beharrlichkeit, mit welcher ſie an dieſem Streben feſthalten.

27.

Hier muß inzwiſchen noch von einem andern Mißgriff der Beurtheilung gewarnt werden, welchen wir nicht rückſichtlich der Menſchenliebe allein: ſondern auch bey andern Tugenden und Vorzügen begehen. Wir ſind allenfalls willig ſie anzuerkennen, wenn ſie uns in ihrer höchſten Potenz, und vorzüglich wenn ſie uns auf einem höheren Schauplatz, und umfloſſen von einer Art poetiſchen Verklärungsſchimmers vorkommen: während wir ſie in einem beſchränkteren

Wirkungskreise, und bey einer minder hellen Beleuchtung kaum der Beachtung werth finden. Am unverzeihlichsten ist ein solches Verfahren bey der Menschenliebe dann, wenn sie ihren beschränkten Kreis mit reger Thätigkeit, so viel er ihr immer Spielraum gibt, nach Vermögen ausfüllt; und auch darum, weil sie meistens eine nicht geringe Anzahl anderer sympathetischer und geselliger Tugenden in ihrem Gefolge hat.

28.

Die Gegensätze der Menschenliebe sind Selbstsucht, Menschenhaß und Menschenverachtung.

Die Selbstsucht ist nicht blos Gegensatz der Menschenliebe, als sympathetischer Empfindung; sondern aller Humanität. Die Selbstsucht ist mit der Anerkennung der Würde der menschlichen Natur unverträglich: wo sie diese anerkennt, muß sie aufhören, oder wenigstens mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Sie kann nicht gerecht seyn: denn ihr eigenthümliches Wesen ist Ungerechtigkeit; sie fordert und nimmt nämlich beständig: ohne zu leisten und zu geben. So darf man sagen, sie sey jederzeit entweder falsch oder gewaltthätig.

Sie ist, wie bereits bemerkt wurde, nicht schwer zu erkennen, weil sie ihre Zwecke immer mit großer Entschiedenheit verfolgt, und selbst immer mit einer gewissen Entschiedenheit auszusprechen gezwungen ist, eben weil ihre Interessen nie wahrhaft mit denen Anderer verschmolzen sind. Nur da, wo dieß zufällig

ſich trifft, oder wo ſie durch Häucheley dieſen Schein erzeugt, kann ſie täuſchen, und iſt dann nicht um das Doppelte, ſondern um das Zehnfache verächtlicher.

In einer Hinſicht kann die Beurtheilung der Selbſtſucht irren: wenn ſie die partielle Selbſtſucht — jede Leidenſchaft iſt ſelbſtſüchtig — für eine allgemeine nimmt.

Über Menſchenhaß und Menſchenverachtung habe ich wenig zu ſagen. Sie ſind beyde Verirrungen des Verſtandes. Wer die Menſchen kennt, wird ſie nicht leicht; wer die menſchliche Natur kennt, wird ſie gewiß nicht haſſen.

Leichter könnte Jemand verſucht ſeyn, ſie, der Schwäche der Mehrzahl wegen, zu verachten: aber dann greife er in ſeinen eignen Buſen, und wende den Blick auf Diejenigen, die da ſtark ſind, und die es in der Vergangenheit geweſen ſind.

Menſchenhaß und Menſchenverachtung können nur momentane Aufregung ſeyn, und dürfen dann nicht für mehr, als ſie ſind, genommen werden. Wenn ſie Affectation ſind: ſo ſind ſie lächerlich; und hält die Lächerlichkeit nur einige Zeit über die Gebühr vor, ein ſicheres Zeichen der Pinſelhaftigkeit.

29.

Verwandt mit der Menſchenliebe, aber keineswegs Eins und Dasſelbe mit ihr, ſind Herzensgüte und Gemüthlichkeit.

Die Herzensgüte beſteht in einer vorhaltenden

Empfindung des Wohlwollens gegen Andere, in einer, meiſt lebhaften, leicht erregbaren Geneigtheit an ihrem Wohl und ihrem Schmerz theilzunehmen, und in einem thätigen Beſtreben auf dieſe Art ſich zu äußern. Sie ruht immer zunächſt auf jener weicheren Empfindlichkeit der Seele, die durch den fremden Schmerz, die fremde Entbehrung leicht gerührt wird; die allen Menſchen ein entſprechendes Wohlſeyn wünſcht und gönnt, und die Vorſtellung des Gegentheils nicht zu ertragen weiß. In dieſer Hinſicht iſt ihre Grundlage eine mehr negative, als poſitive; was bey der Menſchenliebe der umgekehrte Fall iſt. Ganz ohne Bewußtſeyn der Pflichtmäßigkeit einer ſolchen Empfindungsweiſe iſt ſie wohl nie: allein ſie wird zur bloßen Schwäche, wenn ſie größtentheils nur auf der Weichheit des Gefühles beruht, und weſentliche Pflichten überſieht oder zurückſetzt, um dieſem nachzugeben.

Nichts wird in der Regel weniger verkannt, als ächte Herzensgüte. Wenn es inzwiſchen geſchieht: ſo geſchieht es da, wo wir mehr von ihr verlangen, als ſie leiſten kann, oder darf. Beyde Rückſichten fordern eine um ſo ſorgfältigere Erwägung, als wir uns ohne dieſe nicht bloß einer Ungerechtigkeit, ſondern des Frevels an einer der edelſten Blüthen der Menſchlichkeit ſchuldig machen.

30.

Der Maeſtro in Tieck's: Muſikaliſchen Leiden und Freuden nennt die Gemüthlichkeit eine deutſche Erfindung: und in der That iſt ſie auch

den Deutſchen vor allen andern Völkern eigen. Und möge ſie noch lange ein herrſchender und unterſcheidender Zug unſers Charakters bleiben; ein Wunſch, in welchen freylich Diejenigen nicht einſtimmen werden, welche unaufhörlich mit lahmen Witz auf die deutſche Gemüthlichkeit ſchmähen, und ihr die Geiſtesſchärfe des Italieners, die Gewandtheit des Franzoſen, und den praktiſchen Verſtand des Engländers entgegen ſetzen. Aus Unverſtand; denn faßt man die Vergleichung ſo, wie allein ſie einen geſunden Sinn haben kann, nicht als ausſchließenden Gegenſatz, ſondern als Hindeutung auf ein Vorherrſchen der einen oder der andern Eigenſchaft in dem Charakter der verſchiedenen Nationen: ſo mag die deutſche Gemüthlichkeit wohl immer noch ſo viel werth ſeyn, als die Schlauheit des Italieners, der gewandte Witz des Franzoſen und der nüchterne Verſtand des Engländers.

Gemüthlichkeit iſt die Stimmung der Seele, den Willen durch die Empfindungen des Wohlwollens beſtimmen zu laſſen, mit dem Nebenbegriff, daß wir in dieſer Stimmung ſelbſt, als ſolcher, eine Befriedigung finden.

Gemüthlichkeit, möchte ich ſagen, ſey die Poeſie des Wohlwollens, und in ſo fern das Leben auf Wohlwollen gegründet iſt, und ohne dieſes ſich zerſtört und auflöſt, Poeſie des Lebens ſelbſt. Sie verhält ſich zum Verſtande eben ſo, wie Poeſie zur Proſa. Wie die erſtere der logiſchen Richtigkeit des Gedankens nicht ermangeln darf, wenn ſie nicht zur

poetiſchen Faſeley werden ſoll: ſo darf auch die Gemüthlichkeit der Unterlage eines richtig urtheilenden Verſtandes nicht entbehren, ſoll ſie nicht zur ſchwachmüthigen Albernheit werden. Wo ihr aber dieſe Unterlage nicht fehlt: da erſcheint ſie als einer der freundlichſten Sterne des Lebens, unter deſſen Einfluß die edelſten Blüthen desſelben ſich leicht und in heitrer Anmuth entfalten.

Zwey Stücke ſind es, auf welche wir bey Beurtheilung der Gemüthlichkeit zu ſehen haben. Einmal, daß wir ihren Gehalt nur nach dem Zuſatz eines ſeiner ſelbſt ſich klar bewußten Verſtandes ſchätzen; und dann, daß wir den Mangel der ihr gewöhnlich eigenen raſcheren Beweglichkeit des Gefühls nicht voreilig für Mangel an Gemüth erklären; des Grundſatzes vergeſſend, daß eine ſolche raſchere Beweglichkeit und Lebendigkeit des Gefühls nirgends eine Bürgſchaft für den Gehalt und die tiefere Begründung desſelben, alſo auch nirgends eine weſentlichere Bedingung der letzteren Eigenſchaft ſelbſt ſey.

31.

Als das dritte Element allgemein menſchlicher Bildung iſt das wiſſenſchaftliche bezeichnet worden. Das Lebensprincip des Strebens nach ihr iſt eine lebendige Vorſtellnng von dem Werthe des Wiſſens entweder an ſich ſelbſt, oder in Beziehung auf beſondere Zwecke.

Bey Betrachtung der wiſſenſchaftlichen Bildung, und des Strebens darnach, mnß zuerſt dasjenige

wiſſenſchaftliche Streben ausgeſchieden werden, welches beſondere Zwecke verfolgt, die mit dem Zweck allgemein menſchlicher Bildung in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen. Inzwiſchen pflegt die Beurtheilung Anderer auch in Beziehung auf ein ſolches Wiſſen ſehr oft fehl zu greifen; und ſo mögen denn immer einige Worte auch hierüber an der rechten Stelle ſeyn.

Der Maßſtab für die Beurtheilung eines ſolchen Wiſſens iſt eigentlich in der Wiſſenſchaft ſelbſt gegeben, in ihrer wirklichen oder möglichen Vollendung. Als Forderung in dieſer Hinſicht erſcheinen ſichere Klarheit (Gründlichkeit) und Umfang des Wiſſens; die erſtere wieder bedingt in der letzteren: denn wir wiſſen nur das mit ſicherer Klarheit, was wir im Detail wiſſen. Schon hier nun gehen die Linien wiſſenſchaftlicher Einſicht in unzähligen Richtungen aus einander, und erſchweren jedes allgemeine Urtheil über Gehalt und Werth derſelben. Noch mehr iſt dieſes der Fall, wenn wir berückſichtigen, daß jedes wiſſenſchaftliche Streben, neben den allgemeinen ihm zuſtehenden Richtungen, noch beſondere, den beſondern Zwecken und der Eigenthümlichkeit des Individuums entſprechende verfolgt, und daß es alſo nur in ſo fern richtig gewürdigt werden kann, als wir den Werth dieſer individuellen Beſtrebungen an ſich und in ihrem Verhältniß zu dem allgemeinen Zweck der Wiſſenſchaft vollſtändig zu würdigen verſtehen. Daraus ergibt ſich denn, daß ſelbſt eine gründliche Kenntniß einer Wiſſenſchaft im Allgemeinen noch nicht hinrei-

chend ſey, um die beſondern Leiſtungen eines Andern mit Sicherheit zu beurtheilen: ſondern daß ſie, um das zu können und zu dürfen, zugleich eine das Beſondere und Eigenthümliche ſeines Leiſtens und Strebens umfaſſende ſeyn müſſe.

32.

Nach Ausſchließung aller jener wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen bleiben für die Bildung im Allgemeinen nur ſolche übrig, welcher dieſer Bildung zunächſt entſprechen; das heißt, die eine unmittelbare Beziehung auf die Ausbildung des Menſchen zur Sittlichkeit, zur Humanität und zur Geſelligkeit haben. Die Gegenſtände derſelben ſind bekannt, und umfaſſen diejenigen Kenntniſſe, welche vorzugsweiſe jenem Zweck entſprechen; alſo Kenntniß der Natur und des Menſchen; Kenntniß der Geſchichte, und Kenntniß des Schönen und Wohlanſtändigen.

33.

Wenn nun gleich der Beurtheilung auch für dieſes Wiſſen in der Wiſſenſchaft ſelbſt ein Maßſtab gegeben iſt: ſo iſt ihr mit dieſem hier doch noch weniger, als bey denjenigen Wiſſenſchaften geholfen, die beſondere praktiſche Zwecke verfolgen, wenn ſie auf ihn allein ſich beſchränken will. Denn hier kommt es nicht ſowohl auf das Wiſſen, als auf die Beurtheilung des Zuſammenhanges des Wiſſens mit der ganzen intellektuellen und ſittlichen Eigenthümlichkeit des Individuums an. Die Einſicht legt ſich hier nur

ſelten im wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange dar; und in jedem einzelnen Falle müſſen wir erſt beſtimmen, durch welche eigenthümlichen Züge des intellektuellen, wie des ſittlichen Charakters ſie modificirt wird; und ſelbſt welche äußere Umſtände darauf Einfluß haben, daß ſie ſich gerade auf dieſe Weiſe, in dieſer Ausdehnung oder Beſchränkung äußert. Jede Beurtheilung wiſſenſchaftlicher Bildung auf einzelne Äußerungen hin, ohne daß ſie Gehalt und Umfang derſelben ſorgfältiger geprüft habe, iſt daher nothwendig eine gewagte und unzuläßige.

Was ſie aber hier ſo keck und zuverſichtlich macht, iſt der Umſtand, daß ſie gerade hier keiner Kenntniſſe zu bedürfen glaubt, um über die Einſichten Anderer ein vollwichtiges Urtheil zu fällen. Man muß Mathematiker ſeyn, um über Mathematik; Naturforſcher, um über Naturgeſchichte mitzuſprechen: aber über Philoſophie, Geſchichte, Politik, Poeſie und Kunſt kann Jeder ſprechen, der einmal durch die Schulen gelaufen, und einige hiſtoriſche Romane, die Zeitungen und ein paar Tageblätter geleſen hat. Ich weiß für dieſe Leute nur eine Entſchuldigung aufzutreiben. Freylich eine gewichtige. »Der gute Kopf,« ſagt Leſſing, »weiß ſich überall aus der Sache zu ziehen.« Um wie viel mehr alſo das Genie. *Ingenium prae caeteris sublime*!

34.

Als das vierte Element aller Bildung wurde oben das praktiſche bezeichnet. Es hätte eben ſo

gut als das erſte und einzige bezeichnet werden können. Denn alle geiſtige und ſittliche Bildung muß zuletzt auf ein Handeln abzwecken; und das rein kontemplative Leben, ohne jede Beziehung zur Außenwelt, kann keinen, oder nur einen ſehr bedingten Werth haben.

Aber noch aus einer andern Rückſicht hätte der praktiſche Sinn das erſte und letzte Element aller Bildung genannt werden können. Im Sinne der unſrer Zeit eigenthümlichen, immer entſchiedner ſich entwickelnden Tendenz zum Praktiſchen. Wenn es nun wahr iſt, daß alles intellektuelle und ſittliche Leben nach außen hin wirkſam werden, und in dieſer Thätigkeit ſich bewähren ſoll: ſo wäre in der Anerkennung jener Tendenz eben das höchſte und ſchönſte Lob unſrer Zeit ausgeſprochen. Ein ſolches Lob muß inzwiſchen vor der Hand noch etwas beſchränkt werden. Denn da der Werth aller praktiſchen Thätigkeit von dem Werth der Zwecke abhängt, welche ſie verfolgt, und von dem Werth der Mittel, deren ſie ſich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient: ſo iſt es klar, daß jenes Lob, als ein unbedingtes ihr erſt dann zufallen kann, wenn ſie in ihrer Entwicklung ſo weit fortgeſchritten ſeyn wird, daß die induſtriellen, merkantiliſchen und finanziellen Zwecke, auf welche ihr Streben gerichtet iſt, ihr allgemein als die höchſten und wichtigſten der Menſchheit gelten werden.

35.

Bis zu jenem glücklichen Zeitpunkt nun, wo der Begriff des Praktiſchen in der angegebenen Beſchrän-

kung auf das äußerlich Nützliche — ein allgemein Nützliches; einmal für den glücklichen Unternehmer im Handel, in Industriegeschäften und Fabrikation durch Maschinen: dann nützlich für die arbeitslose Menge, die, ohne mit Arbeit sich zu plagen, auf weit leichtere Weise ihren Unterhalt durch Betteln oder Stehlen gewinnen, oder ihr Glück unter einem fremden Himmel suchen kann — zuletzt allein noch gelten wird: mag es immer noch erlaubt seyn, dem Begriff von praktisch die Ausdehnung zu geben, nach welcher er keineswegs mit der Richtung auf das äußerlich Nützliche, mit Geschäftsthätigkeit und Geschäftsgewandtheit zusammenfällt; sondern im Allgemeinen das Streben bezeichnet, was in unserm innern Leben als geprüftes Resultat vorhanden ist, durch zweckmäßige Thätigkeit zur Erscheinung zu bringen. Faßt man nun die Begriffe von praktischem Sinn und praktischer Thätigkeit auf diese Weise: so bezeichnen sie allerdings den Höhepunkt alles Strebens nach Bildung; indem jede Bildung nur in der Richtung auf das Handeln ihren Werth bewähren und geltend machen kann.

36.

In Beziehung auf sittliche Bildung ist von dieser Tendenz zur praktischen Sittlichkeit bereits in den vorhergehenden Büchern gehandelt worden: so daß hier nur über Berufserfüllung, als einer immer auf besondere äußere Zwecke gerichteten Thätigkeit, insbesondere etwas zu sagen bleibt.

Jede Berufserfüllung fällt unter die Kategorie einer ſtrengen Pflicht, weil ſie ihrem Weſen nach auf der Verpflichtung eines Vertrages beruht. Für ihre Beurtheilung iſt demnach in den Forderungen des Berufes ſelbſt der Maßſtab gegeben. Dieſe kann alſo nur in ſo fern irren, als ſie entweder die Forderungen überſpannt, oder die wirkliche Leiſtung unter ihrem Werth anſchlägt. In letzterer Hinſicht wird ſie immer ungerecht ſeyn, wenn ſie nur unbedingt in's Auge faßt, was geleiſtet werden ſolle, nicht was beſchränkte Kraft und Einſicht zu leiſten vermöge, und ein redlicher Wille, troß dieſer, wirklich geleiſtet hat.

37.

Bey der Beurtheilung des praktiſchen Sinnes, das heißt, der Neigung und Geſchicklichkeit, auf die einem beſtimmten äußeren Zweck entſprechende Weiſe thätig zu ſeyn, irrt die Beurtheilung Anderer im Allgemeinen meiſtens auf eine zweyfache Weiſe. Sie ſpricht einem Individuum oft den praktiſchen Sinn unbedingt ab, der ihm nur für eine beſtimmte Art von Thätigkeit fehlt, welche mit ſeinen Anlagen, wie mit ſeinen Neigungen, meiſtens gleich wenig, übereinſtimmt. Fehlerhaft iſt es, wenn man hier nur an eine entſchieden hervortretende und ausgeſprochene Abneigung denkt, und bey dieſer ſtehen bleiben will. Es gilt hier mehr; nämlich eine genaue Kenntniß der ganzen Eigenthümlichkeit des Beurtheilten. Jene, die da immer über Mangel an praktiſchem Sinn, und über praktiſche Unbrauchbarkeit klagen, bedenken nicht,

daß, den Schwachkopf und Arbeitsscheuen ausgenommen, der praktische Sinn sich in Jedem entwickle, der auf eine seiner Eigenthümlichkeit entsprechende Weise gebraucht wird.

Es gibt allerdings eine natürliche Anlage zu praktischer Anstelligkeit — eine Mischung von rascher, umsichtiger Gewandtheit, Besonnenheit und Gegenwart des Geistes — wie es einen natürlichen Mangel praktischen Sinnes gibt. Im Allgemeinen inzwischen ist der letztere dennoch eine Frucht der Ausbildung durch Belehrung und Übung, und entwickelt sich immer erst dann, wenn wir das eigenthümlichste Wesen einer bestimmten Thätigkeit sicher erfaßt haben. Diese Bemerkung kann ebenfalls für Diejenigen von Nutzen seyn, welche bey Andern, denen weder Anlage, noch guter Wille abgeht, um praktisch brauchbar zu werden, beständig über Unbrauchbarkeit klagen: während ihnen selbst die Eigenschaften fehlen, welche erforderlich wären, um dieselben zur praktischen Brauchbarkeit heranzubilden.

38.

Hier mag nun gleich von Beurtheilung der Lebensklugheit die Rede seyn; wäre es auch nur darum, weil sogenannte praktische Menschen in einem besonderen Grade darauf Anspruch machen, klug zu seyn. Was ist nun Klugheit?

Wir nennen gewöhnlich Denjenigen klug, der sich zur Erreichung seiner Zwecke der diesen Zwecken entsprechendsten Mittel bedient. Will man inzwischen diese Bestimmung unbedingt gelten lassen: so hört die

Klugheit auf, eine Tugend zu seyn: denn die unerlaubtesten Mittel können am unmittelbarsten zum Ziele führen.

Gewiß wird man nur selten einen Menschen finden, der sich nicht für klug hielte, und es ist ein Erfahrungssatz, daß theils die unredlichsten, theils die engherzigsten und beschränktesten Menschen in der Regel die meisten Ansprüche an diesen Vorzug machen. Die ersteren verwechseln die Klugheit mit der Schlauheit, welcher sie zur Erreichung ihrer Zwecke bedürfen: die letzteren halten sich für klug, eben weil sie engherzig und kleinlich sind. Denn indem sie ihr Streben mit der ganzen Intension, deren sie fähig sind, auf die ihnen zunächst liegenden kleinlichen Zwecke richten, und diese darum auch ganz oder doch zum Theil erreichen: so ist nichts natürlicher, als daß sie sich, der obigen Bestimmung zu Folge, für die klügsten Geschöpfe von der Welt halten.

Die Erreichung dieser Zwecke kann ihnen inzwischen nur genügen, in so fern dieselben für sie die höchsten und letzten sind; denn sind sie ihnen das nicht: so muß sich ihr Streben, soll es sich befriedigt finden, auf höhere, und von diesen wieder auf höhere Zwecke richten, bis es sein Ziel und seine Befriedigung in einem höchsten und letzten Zwecke findet. Je unmittelbarer nun die Mittel, deren sie sich zur Erreichung dieses Zweckes bedienen, sie demselben zuführen, um desto entsprechender werden sie demselben seyn, und um desto mehr wird ihr Streben — der von ihnen beliebten Erklärung selbst noch den Namen

der Klugheit verdienen. Der höchſte Zweck aber, den jedes denkende und empfindende Weſen ſich ſetzen kann, iſt die Erreichung ſeiner Beſtimmung, weil es nur im Streben nach dieſer ſich mit ſich ſelbſt im Einklang, alſo auch nur in dieſem ſeine Befriedigung finden kann. Hier iſt es nun, wo die Klugheit zur Tugend wird, in ſo fern ſie nämlich die entſprechendſten Mittel wählt, uns dem höchſten und letzten Zweck unſers Daſeyns, und einer aus dem Streben nach Erreichung desſelben entſpringenden Befriedigung zuzuführen.

39.

Wenn die Beurtheilung der Klugheit dieſen Standpunkt auch nur einen Augenblick aus dem Geſichte verliert: ſo wird ſie überall zur Thorheit, wie das Streben der falſchen Klugheit, das ſelbſt iſt. Sage niemand, daß die Behauptung, es gebe keine andere, als die ſittliche Klugheit eine überſpannte ſey. Gerade die nüchternſte Beobachtung und Zergliederung iſt es, welche am entſcheidenſten für dieſe Behauptung ſpricht. Rechnet jener Klugheit nach, welche Reichthum, äußere Ehre, Rang, Anſehen, ſinnlichen Genuß, als ihre höchſten Zwecke verfolgt, wie viel ſie die Erreichung dieſer Zwecke — wenn ſie ſie doch erreicht — koſte, und wie Perzente an Lebensglück ſie bey ihrer Mühe, bey ihrem raſtloſen Pläneſchmieden, bey dem Zwange, welchen ſie ſich auflegt, und der Anfeindungen gewinne, welchen ſie ſich ausſetzt, die oft unerwartet ſie um die Frucht all' ihrer Sorgen bringen, und gegen welche ſie jeden Augenblick auf ihrer Huth ſeyn

muß. Allein die Rechnung läßt sich noch auf eine andere Weise anstellen, bey welcher das Ergebniß noch klarer und bestimmter hervortritt. Wenn jene eingebildete Klugheit die äußeren Vortheile durch List, Schlauheit, Verstellung, Winkelzüge und Intriguenmacherey zu erreichen sucht — wenn sie doch etwas erreicht: wie viel würde sie erreicht haben, wenn sie alle Mühe und Anstrengung, welche ihr jene Kunstgriffe gekostet haben, auf ein festes, beharrliches Streben gewendet hätte, durch redliche Mittel zu jenen Vortheilen zu gelangen? Die Frage: was würde ich, oder was würde ein Anderer erreicht haben, wenn er in einem bestimmten Falle, statt von einer falschen und trügerischen, von der wahren Klugheit sich hätte leiten lassen, ist mehr als alle möglichen philosophischen Deduktionen geeignet, uns die Nichtigkeit der ersteren, und den sicheren Werth der letzteren auf das überzeugendste erkennen zu lassen.

40.

Wenn man Weltklugheit als eine besondere Art von Klugheit unterscheidet: so hebt man den Unterschied eben wieder auf, wenn man unter derselben die Geschicklichkeit versteht, auf Andere einen solchen Einfluß auszuüben, daß sie geneigt werden, unsere Absichten zu befördern. Denn darauf ist ja alle Klugheit gestellt: da wir alle unsere, auf das äußere Leben gerichteten Absichten nur durch Andere erreichen können. Grund zur Unterscheidung ist inzwischen vorhanden. Denn, was wir gewöhnlich Weltklugheit

nennen, unterſcheidet ſich von der Klugheit im Allgemeinen dadurch, daß jene ihre Abſichten zunächſt durch wirkliche oder ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen die Anſichten und Intereſſen Anderer zu erreichen ſucht. Können nicht ſelbſt ſittliche Zwecke eine ſolche Nachgiebigkeit fordern? Allerdings, und aus der Antwort auf dieſe Frage ergibt ſich von ſelbſt die Norm für die Beurtheilung aller Weltklugheit. Da ſittliche Zwecke nie durch unſittliche Mittel erreicht werden dürfen: ſo iſt die Nachgiebigkeit gegen die Anſichten und Intereſſen Anderer überall erlaubt, wo ſie keine ſittliche Pflicht verletzt. Inzwiſchen iſt damit nur im Allgemeinen ein Grundſatz für ihre Beurtheilung gegeben. Denn, wenn dieſe den Werth derſelben bey Andern genauer beſtimmen will: ſo wird ſie unterſuchen müſſen, wie viel oder wie wenig Nachgiebigkeit die individuelle Ausbildung ihres ſittlichen Gefühles ihnen erlaubt habe.

Eine luſtige Seite gewinnt die Betrachtung der Weltklugheit, wenn man ſich an die etymologiſche Bedeutung des Wortes hält: da die Welt von jeher in dem Rufe ſteht, thöricht, und mitunter ein bischen toll zu ſeyn.

41.

Wo immer die Nachgiebigkeit gegen die Anſichten und Intereſſen Anderer eine ſittliche Pflicht verletzt: da trifft ſie auch der Vorwurf der Falſchheit, in ſo fern ſie ſich nämlich eines Widerſpruches mit ihrer eigenen Überzeugung, und einer Abſicht, ihr eigenes Intereſſe auf dieſe Weiſe zu fördern, klar bewußt iſt.

Denn es gibt auch eine Falschheit, die sich ihrer nur halb bewußt ist, weil sie sich, meistens aus Flachheit, für den Augenblick wenigstens, überredet, daß sie wirklich in die Interessen des Anderen eingehe. Eine andere Art von Falschheit ist sich ihrer um so besser bewußt; obwohl sie eigentlich das Gehäßige der Vorstellung nicht trifft, welches wir mit diesem Ausdrucke zu verbinden pflegen. Es gibt nämlich Menschen, die, auch wenn ihre Zwecke die unschuldigsten sind, diese nie auf geradem offenen Wege, sondern immer auf Umwegen zu erreichen suchen, und die unaufhörlich gegen Weib, Kind, Geschwister, Verwandte, Freunde, Einheimische und Fremde, kurz gegen die ganze Welt intriguiren, um das zu erlangen und durchzusetzen, was sie unbedenklich begehren, und mit weit geringerer Mühe erhalten konnten. Ein solches Verfahren ist, in der Regel, das eines kleinlichen Geistes, der den Tick hat, für schlau und fein gelten zu wollen, und, weil er sein Spiel großentheils mit sich selbst macht, sich selbst auch leicht dafür gelten kann; wobey dann noch der Reiz des Geheimnisses das seinige thut. Allein dieser Geschmack an einem, an sich selbst durchaus unschuldigen Intriguiren findet sich auch bey Männern vom schärfsten Geiste — man denke an Spittler — wenn gleich gewiß weit seltener. Es macht ihnen Vergnügen, sich mit den verschlungenen Kombinationen eines so künstlichen Verfahrens zu beschäftigen; es ist ein Spiel für sie, dessen Fäden sie allein in den Händen halten, oder zu halten glauben; ein Streben nach Herrschaft, welche Herrschaft

ſie lieber ihrem Witze, als offen dargelegten und geltend gemachten Anſprüchen verdanken wollen. Unſchuldig bleibt inzwiſchen ein ſolches Spiel immer nur ſo lange, als es ſeine Zwecke und Mittel ſind; und mißlich immer, weil es leicht über dieſe Gränze hinausführt.

Ganz verſchieden davon iſt aber jene Falſchheit, die da zu ihrem Vortheile, und zum Nachtheile des Andern betrügen *will*, und die immer zuerſt ſich ſelbſt betrügt, wenn ſie ſich bald Klugheit, bald Schlauheit, bald Feinheit nennt. Da ſie an weſentlichem Gewinn immer weniger erreicht, als ſie durch Offenheit und Ehrlichkeit erreichen würde: ſo iſt ſie auch immer ein ſicheres Zeichen von Verkehrtheit, und wie hohes Spiel ſie auch ſpiele, mit wie viel Gewandtheit, Liſt und Schlauheit ſie ihr Spiel auch karte, von Beſchränktheit des Geiſtes: ſo wie man ſie nie von Feigheit losſprechen kann, mit wie viel Keckheit ſie ihre Pläne auch anlege und durchführe. Von allen Fehlern der menſchlichen Natur verdienet die Falſchheit den unbedingteſten Haß: denn ſie untergräbt alle Sicherheit und allen frohen Genuß des Lebens, deren Grundfeſte die Treue iſt.

Wie haſſenswerth aber die Falſchheit auch ſey: nur der *thatſächliche* Widerſpruch mit der geäußerten Geſinnung oder Empfindung, bey der unzweydeutigen Abſicht durch dieſe zu täuſchen, kann zu dem Vorwurf derſelben berechtigen. Geringer ſcheint hier die Gefahr zu irren, als in vielen anderen Fällen: und doch iſt ſie hier eine doppelte. Denn in Auf-

faſſung der Thatſache können wir irren, die uns zunächſt den Widerſpruch zu begründen ſcheint, und in Beurtheilung der Geſinnung. Nicht die Geſinnung, welche wir bey dem Andern vorausſetzen, oder die wir ihm angedichtet haben: ſondern die, welche er thatſächlich geäußert hat, muß hier dem Urtheile unterlegt werden.

42.

So kurz, als möglich, will ich über die Sippſchaft der Falſchheit, über Häucheley, Gleißnerey und Chicane wegzukommen ſuchen.

Die Häucheley verſündigt ſich frech an der Wahrheit, deren ächtes Gold ſie in falſche Münze ausprägt; ſie verhöhnet die Tugend, indem ſie ſie nachäfft; ſie betrügt mit vollem Bewußtſeyn ihrer Abſicht, wenn gleich nicht immer mit vollem Bewußtſeyn ihrer Schändlichkeit; ſie betrügt und ſpottet hinterher desjenigen, welchen ſie getäuſcht hat. Dabey iſt ſie immer ſchwach und mattherzig; zu kraftlos zur Tugend, und zu feig zum Laſter.

Verächtlich iſt der Häuchler; aber noch verächtlicher iſt der Gleißner: denn dieſer fügt zur Häucheley noch den Schein eines ſtillen, frommen Gemüthes; ſanfter Güte, eines innigen Wohlwollens, und ſchüchtener Demuth. Am verächtlichſten iſt der Schächer. Er will nicht bloß den Schein der Tugend haben: er will Unrecht thun, und ſeine Leidenſchaften, Habſucht, Haß, Mißgunſt und Boßheit befriedigen, unter dem Scheine des Rechts. Sein Element iſt daher die Chicane. Minder haſ-

sensswerth vielleicht, aber verächtlicher von Seite seines Verstandes, ist er: wenn er seiner Schändlichkeit halb sich bewußt ist, und sich selbst betrügt, während er Andere zu betrügen geschäftig ist.

43.

Auch die Schmeicheley ist eine Art von Häucheley: denn der Schmeichler gibt sich in der Absicht, das Wohlwollen eines Andern zu erschleichen, den Schein, für ihn eine Achtung, Verehrung oder Bewunderung zu empfinden, die mit seiner wirklichen Schätzung desselben im Widerspruch steht. Zum moralischen Fehler wird sie also durch die selbstbewußte Absicht der Täuschung: denn es gibt auch ein Überschätzen der Vorzüge eines Andern aus der Absicht, ihn zu ermuthigen, nach den Vorzügen zu streben, die wir bey ihm voraussetzen; z. B. in der Erziehung. Falschheit ist sie inzwischen auch hier, und das Mittel immer mißlich. Das Beste ist es gewiß, immer den Zögling klar und scharf erkennen zu lassen, was er geleistet; was er noch zu leisten habe; und unter welchen Bedingungen er diesen Forderungen zu entsprechen vermöge.

Das Erste in Betreff der Beurtheilung der Schmeicheley ist, daß wir sie nicht dort sehen, wo sie nicht wirklich vorhanden ist; da die beyden Extreme einer sehr beschränkten, wie einer überwiegenden Einsicht, auf den Lobenden den falschen Schein des Schmeichelns werfen können. Außerdem entscheiden die besonderen Absichten des Schmeichlers; seine

Persönlichkeit; die desjenigen, welchem er schmeichelt; und der größere oder geringere Zusatz von Lügenhaftigkeit in dem Lob selbst, über den höheren oder minderen Grad ihrer Verwerflichkeit. Die gefährlichsten Schmeichler sind nicht, wie man oft behauptet hat, diejenigen, welche ihrem Lobe durch einen Zusatz von Tadel, der oft selbst wieder zum Lobe wird, den Schein der Unparteylichkeit zu geben wissen: sondern diejenigen, welche nur das loben, was wirklich lobenswerth ist; aber diesem Lobe eine weitere Ausdehnung und eine höhere Farbe geben, als mit der Wahrheit übereinstimmt. Mehr, als alle anderen Schmeichler, verderben sie den Charakter: indem sie sich unmittelbar an das richtige Selbstgefühl wenden, um es zu bethören und irre zu leiten.

Übrigens gleicht die Schmeicheley gewissen Waaren, die, wenn sie auch stark gesucht werden, dennoch keinen bedeutenden Gewinn abwerfen, weil ihr Vertrieb mit mancherley Einbußen verknüpft ist. Bey dem Schmeichler sind diese Einbußen die seiner Selbstständigkeit, seiner eigenen Achtung, und der Achtung Anderer. Wie oft verrückt die anfängliche Schmeicheley nicht sein ganzes Verhältniß zu demjenigen, welchem er schmeichelt, und wird zum Seile, an welchem dieser ihn festhält, oder mit dem er ihn abwürgt.

Kriecherey ist Schmeicheley und Unterwürfigkeit bis zur eigenen Entwürdigung. Die Beurtheilung kann ihr also nicht leicht Unrecht thun. Nur

das mag bemerkt werden, daß wir nicht jede Unterwürfigkeit irgend eines, vielleicht tausendfach abhängigen armen Tropfes, wenn sie sich nur nicht zu unsittlichen Dienstleistungen hergibt, Kriecherey nennen, und sie nicht verwechseln müssen mit freywilliger Entwürdigung aus Niederträchtigkeit.

44.

Die fünfte Tendenz zur Bildung ist die zur Geselligkeit. Geselligkeit ist die Geneigtheit zu freundschaftlichem Verkehr mit Anderen, aus Wohlgefallen an einem solchen Verkehr, ohne die nächste Rücksicht auf praktischen Nutzen. Denn gibt es gleich eine Geselligkeit und Ungeselligkeit auch im Geschäftsleben: so wird sich die erstere, in so fern eine Verbindung mit mehreren nicht in der Natur des Geschäftes selbst bedingt ist, doch auch hier auf jenes Wohlgefallen an freundschaftlichem Verkehr mit Andern zurückführen lassen, welches das Element aller geselligen Bildung ist.

45.

Da wir unsere sittlichen, wie unsere intellektuellen Anlagen nur im Verkehr mit Andern ausbilden können: so tritt die Geselligkeit, in so fern wir bey demselben diesen Zweck im Auge haben, und auf eine entsprechende Weise zu erreichen suchen, in die Reihe der moralischen Vorzüge. Darum aber darf Ungeselligkeit nicht unbedingt als ein moralischer Fehler betrachtet werden. Dazu wird sie nur, wo sie jenen Zweck mit Bewußtseyn bey Seite setzt, oder

aus einer, mit dem Wohlwollen für Andere unverträglichen Gemüthsſtimmung hervorgeht. Das muß alſo die Beurtheilung in jedem einzelnen Falle ſorgfältig unterſcheiden. Wie Vieles gibt es nicht, was ganz mit Unrecht den Vorwurf der Ungeſelligkeit veranlaſſen kann. Mancher flieht die Geſellſchaft aus natürlicher Schüchternheit, aus dem Gefühl, daß er den Forderungen, welche ſie macht, und die er ſelbſt in dieſer Hinſicht an ſich ſtellt, nicht genügen könne; aus Behutſamkeit, nicht in Verbindungen hineingezogen zu werden, die er für ſich nachtheilig hält; oder aus einem überwiegenden Hange zu einer ruhigen, in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Lebensweiſe. Denn wie Vieles ſich auch zum Lobe der Geſelligkeit mit vollſtem Rechte ſagen läßt: ſo dringt ſie uns doch auch manches fremde Element auf, das nicht Jeder mit gleicher Leichtigkeit abweiſen, oder ſich aneignen mag. Auch ſcheint es faſt billig, daß wir, ehe wir dem Andern den Vorwurf der Ungeſelligkeit machen, uns die Frage ſtellen, in wie fern er, aus was immer für Urſachen, im geſelligen Verkehr mit uns ſich gefallen könne.

46.

Die Grundlagen alles geſelligen Verkehrs, wenn dieſer ein heiterer und erfreulicher ſeyn ſoll, ſind Vertrauen, Beſcheidenheit, Verträglichkeit, und Achtung für Anſtand und gute Sitte.

Vertrauen iſt nicht bloß die Bedingung alles geſelligen, ſondern alles menſchlichen Verkehrs, ohne

welchen das Leben in jedem Verhältniſſe ein fortwährender Zuſtand des Krieges wäre. Denn, wo das Vertrauen aufhört, da fängt das Mißtrauen an, und jede ſchlimme Wirkung, die es in ſeinem Gefolge hat: Abneigung, überſpannte Empfindlichkeit, Gehäſſigkeit. Wie wäre ein unbefangener, wie alſo wäre ein heiterer Verkehr mit denjenigen möglich, denen wir nicht vertrauen, und von welchen wir beſorgen, daß ihre lauernde Tücke jedes unbefangene Wort für uns zur Schlinge drehe.

Iſt der Menſch zum Vertrauen, oder zum Mißtrauen geſchaffen? Gewiß zum Vertrauen; denn immer entwickelt es ſich vor dem Mißtrauen; immer ſträubt er ſich gegen dieſes, bis es ihm aufgedrungen wird. Die eigene Erfahrung dringt es ihm auf; nicht ſeine im Allgemeinen ſich erweiternde Kenntniß des Menſchen. Die letztere kommt nur ſeiner Erfahrung zu Hülfe; und im Ganzen gleichen ſich hier gewiß die Gründe für Vertrauen und Mißtrauen zum Vortheile der Gattung aus; man müßte denn annehmen, daß die menſchliche Natur überhaupt mehr böſe, als gut ſey. Immer iſt es alſo die Erfahrung getäuſchten Vertrauens, welche das Mißtrauen erzeugt; alſo ein beſonderer Fall, deſſen Ergebniß nur für ähnliche Fälle unter denſelben Bedingungen eine gültige Anwendung haben kann.

Hier iſt es, wo das Mißtrauen zur Schwäche und zum Fehler wird; wenn es ſich nämlich über das Individuum, welches unſer Vertrauen getäuſcht hat, hinaus erſtreckt. Die Ähnlichkeit äußerer Ver-

hältniſſe, welchen Namen ſie immer führen mögen, und ſelbſt die Ähnlichkeit der Intereſſen bey mehreren Individuen kann es nie rechtfertigen: weil jede Täuſchung des Vertrauens zuletzt vom Charakter ausgeht, und der Einfluß der äußeren Verhältniſſe von dieſem abhängt. Wohl aber erſcheint jedes Mißtrauen als ein begründetes bey dem Individuum, zu welchem der Charakter desſelben Veranlaſſung gegeben: ſo lange nicht dieſer ſelbſt in ſeinen weſentlichen Zügen ſich umgewandelt hat.

47.

Bey der Beurtheilung des Mißtrauens gegen das Individuum kommt alſo Alles darauf an, wie viel gegründete Urſache es von Seite ſeines Charakters dazu gegeben habe. Wo es ſich über das Individuum hinaus erſtreckt, und wo es moraliſcher Fehler wird, kann nur die größere oder geringere Ähnlichkeit der Charaktere bey ähnlichen Verhältniſſen und Intereſſen über den Grad ſeiner Verwerflichkeit entſcheiden; wobey noch in Berechnung zu nehmen, wie empfindlich dem Mißtrauenden die erſte Täuſchung ſeines Vertrauens geweſen, und wie viel Schlimmes oder Unangenehmes er für ſich, und vielleicht auch für Andere, bey einer zweyten zu befahren habe. Darum ſollten Vorſicht und Behutſamkeit in dieſer Hinſicht nicht ſo oft, als es geſchieht, mit der gehäßigen Beſchuldigung des Mißtrauens belegt werden.

48.

Die ſchönſte Blüthe des Vertrauens iſt Offenheit. Einem edlen Gemüthe iſt ſie Bedürfniß; weil ihm nicht nur überlegte Falſchheit, ſondern Alles, was einer ſolchen nur von ferne ähnlich ſieht, peinlich und zuwider iſt. Es will durchaus wahr ſeyn, und fühlt ſich nur dann wohl, wenn es das ſeyn kann.

Unbedingte Offenherzigkeit iſt ein Ideal. Es gibt keinen ſo untadelhaften Menſchen, der nicht etwas zu verſchweigen hätte. Und was ſchützt auch die unſchuldigſte Offenherzigkeit vor Mißdeutung? Man hat den Grundſatz aufgeſtellt: Behandle deinen Freund ſo, als wenn er einſt dein Feind werden ſollte. Die Betrachtung dieſes Grundſatzes iſt geſchickter als Alles Andere, das Nachdenken über die Gränzen der Offenherzigkeit ins Klare zu ſetzen. Er iſt herb; ſehr herb, ich geſtehe es: aber er enthält etwas Wahres. Auch unſer zuverläßigſter Freund kann ſich in einen Feind verwandeln. Sollen wir alſo auch den Freund mit Mißtrauen und Zurückhaltung behandeln? Wer möchte das behaupten! Nur nicht unbedingt ſollen wir ihm uns hingeben. Die unbedingte Hingebung iſt es, wodurch die Offenherzigkeit jederzeit zur Thorheit wird, wo ſie nicht eben in voller Unbedingtheit durch eine ſittliche Pflicht geboten wird.

49.

Die Beurtheilung der Offenherzigkeit muß jederzeit auf die Prüfung der Gründe baſiren, welche ſie zum Ver-

trauen hat. Das inzwiſchen entſcheidet nur, ob ſie überhaupt beſonnen oder unbeſonnen. Auch auf die Gründe, welche in demjenigen liegen, deſſen Offenherzigkeit wir beurtheilen, müſſen wir Rückſicht nehmen. Es gibt hier eine Unbefangenheit und Kindlichkeit der Natur, die ſich zur offenbarſten Darlegung ihrer Fehler und Schwächen gedrängt fühlt, weil ſie dieſelben dadurch vor ſich ſelbſt abbüßt; es gibt hier eine gedankenloſe Unbeſonnenheit; es gibt einen Stolz und einen Übermuth, der es nicht der Mühe werth findet, ſeine Fehler zu verbergen; ein Grad von Selbſtgefühl weſentlicher Vorzüge, das im offenen Geſtändniſſe ſelbſt von Fehlern, die ihm für unbedeutend gelten, eine Befriedigung ſucht; und es gibt endlich eine tiefe Falſchheit, die geringere Fehler offen darlegt, um den Schein der höchſten Aufrichtigkeit zu erſchleichen, und gröbere Vergehungen um ſo ſicherer verſtecken zu können.

50.

Nur in unſeren eigenen Angelegenheiten können wir offenherzig ſeyn; in fremden gilt es Verſchwiegenheit. Nicht verſchweigen können, was einem Andern nachtheilig ſeyn wird, oder ſeyn kann; iſt, wo keine ſittliche Pflicht uns zum Reden auffordert, immer und überall eine unmännliche Schwäche. Nur müſſen wir auch hier darauf Rückſicht nehmen, in wie fern derjenige, dem ſie zur Laſt fällt, die wirklichen oder möglichen Folgen ſeines Mangels an Verſchwiegenheit beabſichtigte, oder vorausſehen konnte.

Das beſte Mittel, ſich der Verſchwiegenheit eines Andern zu verſichern, iſt das, ihm nichts zu vertrauen. Nur das Geheimniß gehört dein, ſagt ein arabiſches Sprichwort, welches du allein weißt.

51.

Beſcheidenheit beſteht theils darin, daß wir unſere Vorzüge überhaupt nach einem mäßigen Maßſtabe ſchätzen, theils darin, daß wir auf die Anſprüche an Anerkennung, zu welchen erworbene oder zufällige Vorzüge uns berechtigen, aus Rückſicht auf die Anſprüche Anderer freywillig Verzicht leiſten.

Von demjenigen, was die Beurtheilung der Beſcheidenheit im Allgemeinen fordert, iſt bereits im vorigen Buche geſprochen worden: ſo, daß hier nur in engerer Beziehung auf die Forderungen der gebildeten Geſellſchaft davon die Rede zu ſeyn braucht. Die geſellſchaftliche Beſcheidenheit zeichnet ſich vorzüglich dadurch aus, daß ſie, indem ſie von ihren Anſprüchen aus Rückſicht auf Andere etwas aufgibt, dieſes in der Abſicht thut, ihnen dadurch angenehm zu werden, und ſich ihnen gefällig zu erweiſen. Sie hat alſo ihren nächſten Grund weder in der natürlichen Beſcheidenheit eines gemäßigten und wohlgeordneten Selbſtgefühls, noch im Wohlwollen gegen Andere, obwohl beyde an ihr Theil haben können: ſondern in der Anerkennung der Forderungen, welche die ſogenannte gute Geſellſchaft zu machen pflegt; weßwegen ſie auch eine leere Form, und eine bloße Maske ſeyn kann. Denn überall ſind die Forderun-

gen der ſogenannten guten Geſellſchaft nur auf ein Äußerliches geſtellt; überall frägt ſie wenig nach dem Kern und Weſen, und überall iſt es ihr zunächſt um die Form zu thun. Da es ihre höchſte Aufgabe iſt, die Reibung im geſelligen Verkehr auf den möglichſten Grad zu vermindern: ſo muß ſie einerſeits diejenigen Eigenſchaften am höchſten anſchlagen, durch deren Mangel jene Reibung am leichteſten erzeugt und unterhalten wird — nichts aber erzeugt ſie leichter, als ein allzuunbedingt hervortretendes Selbſtgefühl: — und andererſeits muß ſie jenes hohe Gewicht auf die äußere Form legen, weil eben nur dieſe das allgemein Bedingende und Begränzende iſt.

52.

Wenn nun jene Beſcheidenheit, welche aus der bloßen Rückſicht auf die Forderungen der ſogenannten guten Geſellſchaft entſteht, gleich kein ſittlicher Vorzug genannt zu werden verdient, indem ihr ein ſittlicher Beweggrund mangelt: ſo darf die Beurtheilung derſelben doch ihren unbedingten Werth nicht verkennen; am wenigſten aber darf ſie dieſelbe mit Falſchheit und Häucheley verwechſeln, ſo lange ſie nicht wirklich in dieſe ausartet. Hingegen ſollte wieder jene Geſellſchaft, die ſich vorzugsweiſe die feine und gebildete nennt, und von welcher man daher auch eine feine Unterſcheidungskraft zu fordern berechtiget iſt, nicht jeden Verſtoß gegen die von ihr feſtgeſtellte Form der Beſcheidenheit, als natürliche Unbeſcheidenheit beurtheilen, oder vielmehr ſie nicht

ſo ſchonungslos verurtheilen, als ſie das meiſtens zu thun gewohnt iſt.

53.

Man ſollte Dringlichkeit (Andringlichkeit, wie man früher ſagte) durchaus ſchärfer von Zudringlichkeit unterſcheiden. Mit dem letzteren Ausdruck verbinden wir immer den Begriff einer Vernachläßigung der Rückſichten, die wir Andern ſchuldig ſind, aus Nichtachtung dieſer Rückſichten: die erſtere kann ohne eine ſolche Nichtachtung Statt finden. Dringlichkeit kann aus dem Drange der Umſtände, aus dem Bedürfniſſe der Hülfe und des Beyſtandes, oder aus einem wohlbegründeten Recht auf dieſe hervorgehen: ja ſie kann ſelbſt eine ſittliche Pflicht ſeyn. Immer ſollten wir daher zuerſt das Recht des Andern an unſere Theilnahme, und dann, in welchem Grade er derſelben bedürfe, berechnen, ehe wir ſeine Dringlichkeit als freche Zudringlichkeit verwerfen.

54.

Die Verträglichkeit beſteht darin, daß wir Kränkungen, die keine ſittliche Pflicht abzuweiſen gebietet, von Andern leicht ertragen, um unſer freundſchaftliches Verhältniß zu dieſen nicht zu unterbrechen oder aufzuheben. Sie iſt alſo keineswegs eines und dasſelbe mit Umgänglichkeit (Verträglichkeit in einer beſonderen Beziehung), mit Nachgiebigkeit oder mit Sanftmuth; und am allerwenigſten mit Unempfindlichkeit. Der Verträgliche empfindet die Kränkung; aber er geht darüber hinaus, oder er gibt Anſprüche,

welche beeinträchtigt werden, auf, um nicht ein freundschaftliches Verhältniß zu denjenigen aufgeben zu müssen, von welchen er gekränkt oder beeinträchtiget wird.

Der Grad von Empfindlichkeit für die Kränkung gibt also die Norm zur Würdigung der Verträglichkeit, keineswegs die Kränkung selbst: da vorausgesetzt wird, sie sey eine solche, welche keine sittliche Pflicht — die Pflicht z. B., die Ehre zu bewahren, als eine solche mit eingeschlossen, zu ertragen verbiete.

55.

Nicht eben so leicht, wie meistens die Verträglichkeit, ist es, die Unverträglichkeit richtig zu beurtheilen. Hier liegen die Ursachen nicht immer so klar vor, als sie sich gewöhnlich bey der Verträglichkeit aussprechen. Im Allgemeinen liegt ihr allerdings eine überspannte Empfindlichkeit zum Grunde; aber wie verschieden können nicht die Ursachen derselben selbst seyn? ein richtiger, aber vielleicht zu schroff gefaßter Begriff von dem, was der Ehre nachtheilig; äußere Verhältnisse, welche die Beleidigung in ein Licht stellen, in welchem sie Andern größer erscheint, als sie an sich selbst ist; und vor allen eine, durch wesentliche und anhaltende Kränkungen erzeugte Empfänglichkeit auch für geringere und unwesentlichere. Für jeden Fall wird es gut seyn, wenn wir früher nach allen diesen Umständen fragen, ehe wir einem Andern ohne Umstände den Vorwurf der Unverträglichkeit aufbürden.

56.

Anſtand iſt die Übereinſtimmung unſeres Betragens und unſerer äußeren Erſcheinung mit den Geſetzen des Schicklichen. Schicklich aber iſt, was in dieſer Hinſicht der Achtung für unſere äußeren Verhältniſſe gemäß iſt. Die Forderung des Schicklichen beruhet nun hier entweder auf der Natur dieſer Verhältniſſe im Allgemeinen; oder auf ihren ſittlichen Verpflichtungen; oder endlich auf konventioneller Meinung. Es gibt alſo einen dreyfachen Anſtand: einen natürlichen, einen ſittlichen, und einen konventionellen.

57.

Die richtige Beurtheilung, ob irgend etwas im Betragen eines Andern dem natürlichen oder ſittlichen Anſtande gemäß ſey, hängt bey Jedem, der da urtheilt, von der Ausbildung, nicht ſeines eigenen Gefühles, ſondern ſeines Sinnes für das Schickliche ab. Denn da das Schickliche in der Natur oder in den ſittlichen Verpflichtungen eines jeden Verhältniſſes bedingt iſt: ſo handelt es ſich hier um ein klares Erkennen desſelben, als eines Allgemeingültigen, nicht um das individuelle Gefühl des Einzelnen. Dieß iſt es, was man bey der Beurtheilung des Anſtändigen gewöhnlich aus den Augen läßt. Wenn dieſer Grundſatz die Forderungen des Anſtandes einerſeits ſtrenger begründet, als man ſie ſonſt zu begründen pflegt: ſo beſchränkt er dafür andererſeits ihre Willkür.

58

Wer die Forderungen des natürlichen oder sittlichen Anstandes verletzt, der zeigt, daß er sie entweder nicht kennt, oder nicht achtet. Hier dürfen wir nun Keinem vorwerfen, daß er sie nicht achte, ehe wir nicht wissen, in wie weit er sie kenne. Denn in vielen Fällen kann diese Einsicht nur die Frucht der umfassendsten und erschöpfendsten Kenntniß eines Verhältnisses seyn; und eben so kann es geschehen, daß wir einem Andern Nichtachtung des Schicklichen vorwerfen, weil unsere eigene Einsicht darüber nur von der Oberfläche geschöpft ist. Natürlich ist dieses am öftesten dann der Fall, wenn wir über das Schickliche solcher Verhältnisse urtheilen, die uns selbst sehr ferne liegen.

59.

Nicht auf gleiche Weise, wie mit dem natürlichen und sittlichen, verhält es sich mit dem konventionellen Anstand. Das Schickliche desselben beruht zum Theil auf der Willkür der Meinung. Zum Theil; nicht durchaus: denn bey allen Völkern gibt es gewisse äußere Zeichen und Formen für die Äußerung der Achtung und des Wohlwollens gegen Andere, die nicht nur darum nicht mehr für willkürlich gelten können, weil sie durch allgemeine Übereinstimmung seit Jahrhunderten festgestellt: sondern auch ihrer Natur nach, jener Absicht entsprechend sind, und daher einen Grund ihrer Geltung in sich selbst haben. Dazu aber gehören keineswegs jene ewig wechselnden Gesetze des Anstandes, welche von

den Launen jeder Gesellschaft ausgehen, welche sich mit so rühmlicher Bescheidenheit die große, feine und gebildete Welt nennt. Diese beruhen auf reiner Willkür, und sind oft dem natürlichen Anstande geradezu entgegen; wie z. B. die jetzt beliebte Sitte, die Nägel recht lang wachsen zu lassen, die eben so unfläthig, als lächerlich ist.

60.

Wer von der sogenannten feinen Welt abhängt, oder durch sie sein Glück machen will, der muß sich nach ihren Launen bequemen, wie widersinnig sie auch seyn mögen. Aber in Betreff der Beurtheilung jener jungen und alten Gecken, deren ganzes Sinnen, Denken und Trachten dahin geht, sich den Forderungen des guten Tones, des feinen Tones, des großen Tones, des gewählten Tones, des ausgesuchten Tones gemäß zu kleiden, zu meubliren, zu konversiren, zu medisiren ꝛc. — in Betreff dieser Geschöpfe weiß ich nichts Anderes zu sagen, als was Porzia über ihren französischen Bräutigam sagt: Gott hat sie geschaffen: also laßt sie für Menschen gelten. Wenn sie inzwischen dabey arrogant und übermüthig sind, wie sehr oft die jungen, oder wenn sie es bis zur Karikatur treiben, wie sehr oft die alten Gecken von gutem Tone: so scheint ihnen jene Begünstigung ihres äußeren Aussehens nicht wohl zu Guten zu kommen, und sie scheinen richtiger als eine dem Menschen höchst ähnliche Art von Affen, denn als wirkliche Menschen, betrachtet werden zu können.

Wem ſollte auch ein Grad von Flachheit des Geiſtes, welche für nichts, als für Erbärmlichkeiten Sinn hat, und der nicht einmal dieſe Erbärmlichkeiten als eigen zugehören, nicht verächtlich ſcheinen. Wenn hin und wieder auch ein Mann von Geiſt theilweiſe die Geckerey mitmacht: ſo iſt ſie, wie bey einigen hiſtoriſchen Charakteren, bald Laune oder Kaprice; bald — und noch öfter Maske.

61.

Vielleicht zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen ächter Humanitätsbildung, und jener, welche die ſogenannte feine Welt fordert — ich ſehe wohl ein, daß dieſer öfter wiederkehrende Ausdruck: ſogenannte, etwas Befremdendes hat: aber wie ſich helfen, wo Alles hohle Form, und daher jede Bezeichnung von vorne herein falſch iſt? — in nichts auffallender, als in Betrachtung des Zartgefühles. Es beſteht darin, daß wir Alles vermeiden, was dem Andern auch nur durch eine zufällige Beziehung unangenehm oder ſchmerzhaft ſeyn könnte. Die ſogenannte feine Welt fordert dieſes Zartgefühl; und wenn ſie es nicht abſichtlich, und dann meiſtens recht boshaft und ſchneidend verletzt: ſo läßt ſie dieſe Forderung von ihrer beſten Seite erſcheinen. Ihre beſte Seite iſt es nämlich, daß ſie — die abſichtliche Bosheit ausgenommen — es ſorgfältig vermeidet, Andere aus Unachtſamkeit oder Rückſichtsloſigkeit zu verletzen. Die Humanität fordert und leiſtet das Nämliche; aber ſie iſt behutſam, ſchonend, und zartfühlend aus Wohlwollen

und Mitgefühl; sie hüthet sich eine Seite anzuschlagen, die in der Brust des Andern schmerzlich vibriren könnte, weil sie diesen Schmerz vorempfindend theilt; und hat sie es zufällig, ohne ihr Wissen und Wollen, wirklich gethan: so weiß sie durch Mitgefühl an fremden Schmerzen die Wunde zu heilen, für welche die Feinheit der feinen Welt keinen anderen Balsam hat, als, wenn es hoch kommt, kahle Floskeln.

Und was wird leichter hier jeden Mißgriff vermeiden? das leise Gefühl theilnehmender Humanität; oder die umsichtige Berechnung theilnahmsloser Feinheit und Geschliffenheit.

62.

Am Schlusse dieses Buches will ich noch Einiges über die Beurtheilung Anderer rücksichtlich ihrer Urtheile über uns selbst und Andere beyfügen: also über die Beurtheilung der Beurtheilung Anderer; so wie über das Verhalten rücksichtlich jeder fremden Beurtheilung.

Wenn es so schwer ist, Andere richtig zu beurtheilen, wie dürfen wir es ihnen so hoch anrechnen, wenn sie in der Beurtheilung unsrer selbst irren, oder einen Mißgriff begehen? abgerechnet, daß uns rücksichtlich ihrer dasselbe begegnen kann, oder vielleicht wirklich begegnet ist: weil allerdings unsere eigenen Fehler die Fehler Anderer nicht aufheben, aber uns nachsichtiger dagegen machen sollten.

Das Erste, was wir hier zu thun haben, ist, daß wir den Irrthum von der Böswilligkeit oder

Leidenſchaftlichkeit ſcheiden. Aber ſehr wenig iſt hier gethan, wenn wir im Allgemeinen fragen, was in dem Urtheile Anderer Irrthum ſey. Wir müſſen uns durchaus in den Standpunkt des Andern verſetzen; wir müſſen, ſo zu ſagen, mit ſeinen Augen ſehen, und uns aus der Berechnung ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit begreiflich zu machen ſuchen, warum er in ſeinem Urtheile auf ſolche Weiſe irrte, und warum er ſo irren mußte.

Billiger iſt jede Beſchwerde über Leidenſchaftlichkeit in den Urtheilen Anderer. Allein das Recht einer ſolchen Beſchwerde iſt keineswegs ein unbedingtes. Ein unrichtiges iſt jedes leidenſchaftliche Urtheil über einen Andern: aber darum kein durchaus falſches. Es kann ſich im Grade, muß ſich aber nicht nothwendig im Weſen des Fehlers vergriffen haben.

Endlich iſt dieſes in Berechnung zu nehmen, wie viel Veranlaſſung wir ſelbſt zu dem leidenſchaftlichen Urtheil gegeben haben. Das aber gerade iſt die Berechnung, welche wir immer zuletzt anſtellen: weil wir immer, wenn wir zuerſt beleidigen, ein gutes Recht zu haben glauben, es zu thun. Dieſes präſumtive Recht aber liegt oft bloß in der geahnten oder eingebildeten nachtheiligen Meinung des Andern von uns — meiſtens aus dem Bewußtſeyn entſprungen, ſie wirklich zu verdienen — und verletzt alſo von vorne herein den Grundſatz des Thatſächlichen.

63.

Mangel an Unterſcheidungskraft, wenn nicht eine böswillige Abſicht; beleidigter Stolz und ge-

kränkte Eitelkeit nennen jedes ihnen nachtheilige, oder auch nur mißfällige Urtheil, Verleumdung. Wenn jedes solche Urtheil Verleumdung genannt werden dürfte: so gebe es keinen Menschen, der nicht ein Verleumder heißen müßte; denn wer hat nicht schon ein solches Urtheil ausgesprochen, und auszusprechen gegründete Veranlassung gehabt. Selbst das irrige und leidenschaftliche Urtheil darf nicht Verleumdung heißen, in so fern es nicht auf einer Erdichtung beruht, um die Ehre oder den Ruf eines Andern in ein nachtheiliges Licht zu setzen. Wer nicht eine in solcher Absicht erdichtete Thatsache, und wer nicht eine solche Absicht bey einem ihm mißgünstigen Urtheile nachweisen kann: der wird selbst zum Verleumder, indem er den Andern der Verleumdung beschuldiget.

Über Grund und Ungrund des Vorwurfes der Verleumdung setzt man sich meistens am leichtesten ins Klare — vorausgesetzt, daß man Ehrlichkeit und gesunden Sinn genug habe, um es zu wollen — wenn man denjenigen, der jenen Vorwurf einem Andern macht, bey der Frage festhält, wodurch denn eigentlich dieser ihn verleumdet habe.

64.

In Beziehung auf das Verhalten gegen die Urtheile Anderer ergeben sich zunächst zwey Extreme: Geringachtung dieser Urtheile, und sklavische Abhängigkeit von denselben.

Vielleicht gibt es einen Grad von Selbstständig-

keit des Geiſtes und des Charakters, bey dem ſichern Bewußtſeyn redlichen Strebens, ſo ſittlich vollkommen zu werden, als möglich; bey dem Bewußtſeyn, gegen ſich ſelbſt vollkommen wahrhaft zu ſeyn, und einer überwiegenden Einſicht; vielleicht gibt eine ſolche Selbſtſtändigkeit des Urtheiles, der man das Recht zugeſtehen dürfte, nur auf ſich ſelbſt, nicht auf die Urtheile Anderer zu achten. Nur wird derjenige, bey welchem dieſe Bedingungen zuſammentreffen, immer am wenigſten geneigt ſeyn, ein ſolches Recht in Anſpruch zu nehmen. Eben weil er eine umfaſſende Kenntniß ſeiner ſelbſt beſitzt, weiß er, wie auch einer ſolchen ſich leicht eine verſteckte Falte des Charakters entziehe; und eben weil er ganz wahrhaft gegen ſich ſelbſt ſeyn will, iſt es ihm wichtig, die Richtigkeit ſeines eigenen Urtheils an den Urtheilen Anderer zu prüfen. Eine unbedingte Geringachtung der Urtheile Anderer im Allgemeinen iſt alſo mit einem ernſtlichen Streben nach intellektueller, wie nach ſittlicher Ausbildung, durchaus unvereinbar; und gewöhnlich mehr ein Beweis von Flachheit, Hochmuth und Eitelkeit, als von beſonnener Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Charakters.

65.

Nicht das Nämliche findet Statt in Beziehung auf die Urtheile Einzelner, oder in Beziehung auf Urtheile über einzelne Beſtrebungen und einzelne Seiten unſers Charakters. Eines prüfenden Blickes ſollten wir jedes Urtheil eines Andern, auch des Be-

ſchränkten und Befangenen, werth halten, weil auch ein Solcher gewahr werden mag, was uns ſelbſt entgangen iſt: allein alle Urtheile Anderer in die Berechnung unſeres Strebens und Betragens aufzunehmen, wäre gerade der Weg, uns um alle Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, wie des Charakters zu bringen. Kein Urtheil eines Andern, wer es immer ſey, hat ein Recht mehr zu gelten, als es an ſich ſelbſt werth iſt. Darüber muß, wenn wir einmal zur Mündigkeit unſeres Verſtandes gelangt ſind, zuletzt jederzeit unſere eigene Prüfung entſcheiden: weßwegen denn hier Alles allein darauf ankommt, mit welchem Grade von Einſicht, Unbefangenheit und Redlichkeit wir bey derſelben zu Werke gehen.

Um nun beurtheilen zu können, wie viel Jemand von ſeiner Selbſtſtändigkeit mit Recht behaupte, oder wie viel er davon aufopfern ſolle, müſſen wir nicht ſowohl jede Meinung über ſeine Beſtrebungen an ſich ſelbſt ins Auge faſſen, als die Angemeſſenheit der letzteren zu dem ganzen Inbegriff ſeiner inneren Eigenthümlichkeit, wie ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe. Wo wir immer Urſache haben, dem Andern zuzutrauen, daß er über ſich ſelbſt zum Bewußtſeyn gekommen, oder zu kommen ſtrebe, und mit Überlegung zu handeln gewohnt ſey, dürfen wir immer annehmen, daß er in ſeinem eigenen Hauſe beſſer Beſcheid wiſſe, als wir ſelbſt oder Andere: und für jeden Fall werden wir gut thun, das Vertrauen auf die unbedingte Untrüglichkeit unſerer Meinungen und Rathſchläge, ſo lange auszu-

ſetzen, bis wir uns wenigſtens ſo genau, wie Jener ſelbſt, darin werden umgeſehen haben.

66.

Seltener iſt der Vorwurf einer zu großen Abhängigkeit von fremdem Urtheil: weil dieſe unſere eigene Anmaßung weniger verletzt, als Selbſtſtändigkeit, und weil wir der Schwäche lieber verzeihen, als der Kraft. Keineswegs iſt aber jene Abhängigkeit überall ein unbedingter Beweis von Schwäche. Sie kann ein reines Produkt äußerer Verhältniſſe ſo wie eines mit Beſonnenheit ſich Unterordnens unter eine überwiegende Einſicht ſeyn. Endlich iſt eine beſtimmte Art von Abhängigkeit von der Meinung und von den Urtheilen Anderer ſogar mit der entſchiedenſten Selbſtſtändigkeit des Geiſtes vereinbar. Es gibt nämlich Menſchen von einer ſo leiſen, beſſer ſagte ich vielleicht, überſpannten Empfindlichkeit ihrer geiſtigen Organiſation, daß ſie für den Augenblick von jeder Meinung, von jedem Urtheile anderer geachteter, und oft ſelbſt verachteter Menſchen, lebhaft ergriffen werden, und ſomit davon abhängig ſcheinen: während ſie ſich die Selbſtſtändigkeit ihres eigenen Urtheils mit feſtem Sinne zu bewahren wiſſen.

Sechstes Buch.

1.

Dieſes letzte Buch ſoll von der Beurtheilung Anderer in Beziehung zu den äußeren Lebensverhältniſſen handeln, und mehr als jedes der vorhergehenden wird es das Recht anſprechen müſſen, ſeinen Gegenſtand nur aphoriſtiſch und fragmentariſch zu behandeln. Denn die Mannigfaltigkeit jener Verhältniſſe iſt ſo groß, und jedes einzelne geſtaltet ſich, für ſich ſelbſt betrachtet, auf eine ſo verſchiedenartige Weiſe: daß die umfaſſende Behandlung derſelben ein bändereiches Werk erfordern würde.

2.

Allerdings gibt es über jedes äußere Lebensverhältniß beſtimmte, aus ſeinem Weſen ſelbſt hervorgehende Grundſätze und Anſichten: allein — und hier zeigt ſich die erſte Schwierigkeit der Beurtheilung — die Kenntniß derſelben kann wenig nützen, wenn ſie nicht durch das eigne tiefere Eindringen in die Natur jener Verhältniſſe, und durch die eigne vielſeitige Betrachtung derſelben einen höheren Grad von Leben

und Klarheit gewonnen hat: weil wir ſonſt, indem jedes jener Verhältniſſe, für ſich ſelbſt, ſich überall als ein eigenthümliches geſtaltet, leichter als in einem andern Falle, vorausgeſetzt ſelbſt, daß der erlernte Grundſatz ein richtiger ſey, die nöthige Sicherheit in der Anwendung verlieren.

3.

Wenn nun die Beurtheilung jedes Lebensverhältniſſes, nach der eigenthümlichen Art ſeiner Geſtaltung, an und für ſich ſelbſt höchſt ſchwierig iſt: ſo iſt es die richtige Auffaſſung desſelben zu der Eigenthümlichkeit des Beurtheilten gewiß in einem noch weit höheren Grade. Wie jede Beurtheilung nothwendig unrichtig ſeyn müſſe, wenn ſie hier fehlgreift, iſt bereits im erſten Buch berührt worden.

4.

Am auffallendſten zeigt ſich die Richtigkeit dieſer Behauptung, wenn wir ſie hinſichtlich der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit Anderer mit ihren äußeren Lebensverhältniſſen überhaupt auf die Probe nehmen. Denn hier offenbart ſich meiſtens die Geiſtesflachheit, mit welcher wir Andere gewöhnlich zu beurtheilen pflegen, auf das allerunzweydeutigſte.

Als den erſten Grad ſolcher Flachheit mag man immerhin den bloßen Mangel tieferen Eindringens ſowohl in die wahre Natur eines äußeren Lebensverhältniſſes, als in die Beziehungen der ganzen Eigen-

thümlichkeit des Individuums zu demſelben anſehen: weil auch in dieſem Fall das Ergebniß ein unrichtiges, oder mindeſtens ein unbefriedigendes ſeyn muß, und uns dabey entweder Mangel an ſtrengem Ernſt im Forſchen, oder jener Leichtſinn zu Schulden fällt, welcher das ungenügende Reſultat als ein genügendes gelten läßt. Entſchiedner inzwiſchen gibt ſich die Flachheit dort zu erkennen, wo ſie die äußern Verhältniſſe des Beurtheilten nur nach allgemeinen Formeln anſetzt, ſeine Eigenthümlichkeit aber ganz aus der Berechnung läßt. Am flachſten aber zeigt ſich die Flachheit bey Denjenigen, welche ſich ſelbſt zum Maßſtab einer fremden Individualität annehmen, und indem ſie nach der ſeichteſten Einſicht in die Natur beſtimmter Verhältniſſe feſtſtellen, was in denſelben ungefähr ihnen ſelbſt angenehm oder unangenehm, zuſagend oder widerlich, erträglich oder unerträglich ſeyn würde, nun unbedingt fordern, daß es dieſes Alles auch für einen Andern ſey: und die den Gipfel ihrer Albernheit darin erreichen, daß ſie ihre ächte Geiſtesflachheit gewöhnlich ſich ſelbſt als beſondere Lebensweisheit anrechnen, und, ſo Gott will, auch Andern als eine ſolche zu verkaufen ſuchen.

5.

Aus der Natur jedes beſonderen Lebensverhältniſſes gehen auch beſondere Pflichten hervor, die, weil ſie den Grund ihrer Verpflichtung nicht in dem Beſonderen dieſer Verhältniſſe allein, ſondern zugleich in dem allgemeinen Sittengeſetz haben, als unbe-

dingte anerkannt werden müſſen. Die Unzufriedenheit mit irgend einem beſondern Lebensverhältniß darf ſich alſo nie feindlich gegen die aus ihm hervorgehenden Pflichten wenden: ſie darf ſie weder im Allgemeinen läugnen, noch das Gewicht ihrer Verpflichtung willkürlich herabſetzen. In dieſer Hinſicht kann nun die Beurtheilung derſelben nicht irren, wenn ſie ſich ſtreng an die ſittliche Norm hält. Aber auf eine andere Weiſe kann ſie irren; wenn ſie nämlich nicht berechnet, wie leicht oder wie ſchwer die Erfüllung dieſer beſonderen Pflichten dem Individuum falle. Daß es ihnen mit redlichem Streben zu genügen ſuche, iſt die unbedingte und unabweichbare Forderung der Moral, deren Grundſätze ſelbſt jedoch die Beachtung der angegebenen Rückſicht nicht nur nicht ausſchließen: ſondern auf das beſtimmteſte fordern.

6.

Daß mit jedem Lebensverhältniß eigene, aus ſeinem Weſen hervorgehende Vortheile und Beſchwerden verbunden ſeyen, und daß dieſe nur Derjenige zu beurtheilen wiſſe, der ſie aus Erfahrung, oder ſonſt durch ſorgfältige Prüfung kennen gelernt, iſt eine Wahrheit, ſo alt und ſo abgenützt, daß ich billig Bedenken tragen ſollte, daran zu erinnern. Überlege ich aber, daß nichts leichter iſt, als jeden Augenblick auf Leute zu treffen, deren Verſtand nicht alt genug geworden, um von jener Bemerkung bey der Beurtheilung Anderer den nöthigen Gebrauch zu machen, ſo ſcheint mir die obige Bedenklichkeit nicht nur

gänzlich grundlos: ſondern ich glaube jenen Unmündigen — an Verſtande nämlich — es unbedenklich empfehlen zu dürfen, den ſo alten Grundſatz ihrerſeits ein wenig neu zu finden. In der That iſt die Art und Weiſe, auf welche die Beurtheilung Anderer hier meiſtens zu Werke geht, ein um ſo zuverläßigerer Beweis geiſtiger Flachheit: da die Aufforderung zu ſtrengerer Prüfung Jedem in ſeiner Empfindlichkeit für das Unangenehme, Nachtheilige und Drückende in ſeinen eignen Lebensverhältniſſen ſo nahe liegt, daß nur gänzliche Gedankenloſigkeit ſie überſehen, oder unbeachtet laſſen kann. Ohnehin wird, mit wie viel Sorgfalt, Umſicht und Beſonnenheit wir den Gründen der Unzufriedenheit eines Andern mit ſeinen Lebensverhältniſſen auch immer nachforſchen mögen, unſre Einſicht in dieſe Gründe immer nur eine höchſt unvollkommne bleiben: weil wir dieſe Gründe, ſowohl in wie fern ſie in äußeren Verhältniſſen ſelbſt, als in wie fern ſie in der intellektuellen und ſittlichen Individualität desſelben liegen, immer nur nach ihren allgemeinſten Zügen werden erfaſſen können. Und wer vermöchte es, die tauſend und wieder tauſend kleinen Stacheln zu berechnen, die ſich Manchem, deſſen Unzufriedenheit wir gar nicht begreifen können, an's Herz legen; die tauſend kleinen Sorgen, die ihn drücken; die tauſend Rückſichten, die ihn bey jedem Schritte hemmen; die tauſend Albernheiten, Ungereimtheiten und Verkehrtheiten — mögen ſie ſeinen engen Kreis auch nicht unmittelbar berühren — die ihn mit jedem Tag auf's neue anekeln.

7.

„Über Kleinigkeiten ſollte der Mann wegzukommen wiſſen.“ Ganz gewiß: obwohl es keine ſo geringfügige widrige Kleinigkeit gibt, daß ſie mit der Länge der Zeit nicht unerträglich werden könnte. Aber nur über Kleinigkeiten? Ich meine auch über Alles, was in ſeinen Verhältniſſen wirklich beengend, drückend und widerwärtig ſeyn mag. Das fordert keck von Jedem, und — von euch ſelbſt; denn das fordert eine ſtrenge ſittliche Pflicht. Wie wäre auch bey Demjenigen ein ſeinen beſondern Verhältniſſen entſprechendes Handeln; wie wäre überhaupt ein klares, muthiges, entſchiednes Streben nach ſittlicher Ausbildung bey Demjenigen möglich, der ſich läßig und unmännlich der Unzufriedenheit und dem Mißmuth hingäbe! Ein ernſtes und kräftiges Streben gegen Unzufriedenheit und Unmuth wird nie ein ganz vergebliches ſeyn. Schwillt aber dieſer auf Augenblicke über, oder vermag Derjenige, an welchem wir ihn tadeln, trotz eines ſtätigen, beſonnenen Entgegenringens ihn nicht ſo gänzlich zu beſiegen, wie wir glauben, daß es uns an ſeiner Stelle ſpielend gelingen würde: ſo fordern nicht Billigkeit und Nachſicht, ſondern die Achtung, die wir jeder ſittlichen Widerſtandskraft ſchuldig ſind, daß wir dieſe auch hier in die Wage legen. Daß übrigens Unzufriedenheit über unſre äußern Lebensverhältniſſe weit öfter aus Unklarheit des Strebens, aus überſpannten Forderungen des Hochmuthes und der Eitelkeit, aus Neid, aus Mißgunſt, aus unmäßiger Genußgier oder

aus ſtörriſchem Eigenſinn des Verlangens nach einem andern Glück, als uns zu erreichen erlaubt iſt, als aus gegründeten Veranlaſſungen hervorgehe, und dieſe Urſachen häufig mit den letzteren in Verbindung treten, iſt nicht zu läugnen. Es iſt eben die Aufgabe des beſonnenen Beurtheilers, alle dieſe Elemente zu ſcheiden, und ihrem Einfluß ſowohl im Einzelnen, als nach ihrer Wechſelwirkung, nachzuforſchen.

8.

Am leichteſten weiß der Leichtſinn mit dem Unangenehmen, Beengenden und Drückenden jedes äußern Lebensverhältniſſes fertig zu werden. Er ſetzt ſich darüber hinaus, ſchiebt es von ſich, und behandelt es mit Gleichgültigkeit. Aber er ſetzt ſich mit derſelben Gleichgültigkeit auch über die ſittlichen Verpflichtungen jedes Verhältniſſes hinaus — wo er das nicht thut, hört er auf Leichtſinn zu ſeyn, und wird richtiger leichter Sinn genannt — wenn ſie ihm drückend, läſtig oder auch nur unbequem werden.

Von allen Fehlern iſt Leichtſinn der einzige, welchen wir gewöhnlich zu nachſichtig beurtheilen. Die Gründe, welche ſich davon angeben laſſen, ſind eben nicht ſehr ehrenvoll. Immer ſind es jene Fehler, welche unſrer Eitelkeit, unſern Anmaßungen und unſrer Eigenſucht zu nahe treten, welche wir am ſchonungsloſeſten verurtheilen. Wo daher der Leichtſinn eines Andern nicht unſre eignen Intereſſen berührt: da findet er gewöhnlich milde Richter an uns. Ein zweyter Grund iſt dieſer, daß man gewöhnlich

annimmt, mit dem Leichtſinn ſey ein gutes Herz verbunden. Dieſes gute Herz aber iſt, bey entſchiednem Leichtſinn, die gehaltloſeſte Sache von der Welt. Es iſt ſinnliche Behaglichkeit, raſche Empfänglichkeit für jeden gegenwärtigen Eindruck, und Empfänglichkeit für weiche Rührungen, die mit dem unmittelbaren Eindruck, der ſie hervorbringt, aufhören, und von jedem nächſten Eindruck verdrängt, kaum irgend eine Spur hinterlaſſen.

Kein Fehler ſollte mit ſchärferem Blick beobachtet, ſtrenger und ſchonungsloſer beurtheilt werden, als Leichtſinn: denn er ſchließt Dasjenige aus, was die unerläßliche Bedingung, nicht nur für alles ſittliche Streben, ſondern für alle Tüchtigkeit der Geſinnung und alle Zuverläßigkeit der Neigung iſt, den Ernſt einer ſittlichen, oder auch nur überhaupt auf klaren und feſtbeſtimmten Vorſtellungen ruhenden Lebensanſicht. Weit entfernt ein Bürge für Herzensgüte zu ſeyn, verträgt er ſich mit jedem Grad von Selbſtſucht und ſittlicher Verkehrtheit, ſelbſt bis zur Verruchtheit. Denn jede Leidenſchaft und jedes Laſter mag wenigſtens die Natur und die Folgen ſeiner Verirrungen in's Auge faſſen: der Leichtſinn hingegen, der nicht Leidenſchaft, und nicht Laſter, und nicht Verbrechen heißt, ſchließt ſeiner Natur nach jede Überlegung aus, und wird überall nur von augenblicklichen Impulſen beſtimmt. Daher kommt ihm auch die Beſſerung nie anders als von außen; durch die herbe Belehrung des Unglücks, das ihn trifft, oder das er verurſacht hat.

Nichts beweiſt unſern eignen Leichtſinn und unſre Flachheit unwiderſprechlicher, als wenn wir es mit dem Leichtſinn Anderer leicht nehmen.

9.

Leichter Sinn iſt nicht Leichtſinn. Er ſetzt ſich nicht wie dieſer über die ſittlichen Verpflichtungen ſeiner Verhältniſſe weg; er kennt das Unangenehme, Drückende, Widerliche ſeiner Verhältniſſe: aber er gibt ſich dieſen Eindrücken nicht hin und hält ſich an die Sonnenſeite derſelben. Er thut das übrigens immer aus einer überwiegenden Befriedigung durch Dasjenige, was in ſeinen Lebensverhältniſſen ihm zuſagt und erfreulich iſt, und wird dabey meiſtens von einem glücklichen Temperament unterſtützt. Darum hat er Unrecht, wenn er ſich ſelbſt zur unbedingten Norm für Andere macht. Auch gibt es etwas Beſſeres und Haltbares, als den leichten Sinn eines glücklichen Temperamentes, um die Unzufriedenheit mit unſern äußeren Verhältniſſen abzuhalten, oder zu unterdrücken: das Streben, die gute Seite derſelben aus ſtörriſcher Befangenheit nicht zu überſehen; das Unangenehme mit Umſicht zu entfernen oder zu vermindern, und das unvermeidlich Widerwärtige mit möglichſt gelaßnem Sinn zu ertragen.

10.

Die Lektüre meiner Jugendjahre beſtand größtentheils aus Schriften, die in der zweyten Hälfte des verfloßnen, und im erſten Decennium des gegenwär-

tigen Jahrhunderts erſchienen waren. Ich kann mich nicht entſinnen in jenen Schriften etwas von Entzweyung mit dem Leben, oder von Zerwürfniß — einer potenzirten Entzweyung — geleſen zu haben. Der erſtere Ausdruck ſchon iſt jünger, als jene angezeigte Zeit; noch jünger der täglich allgemeiner werdende zweyte. Ich überlaſſe Jedem die Anwendung dieſer Bemerkung, der da weiß, wie innig die wirkliche Erſcheinung im Leben mit ihrer Bezeichnung durch die Sprache verbunden iſt. Was iſt nun dieſe Entzweyung mit dem Leben, von der wir jetzt alle Augenblicke reden hören, und von der wir auf jeder Seite eines neueren Buches etwas zu leſen bekommen?

Entzweyung iſt Uneinigkeit; aber eine Uneinigkeit, welche, indem ſie das Weſen, von welchem der Ausdruck gebraucht wird, gleichſam ſcharf in zwey Theile ſcheidet, den Begriff einer Vereinigung ausſchließt, oder dieſe wenigſtens als eine ſehr ſchwer zu bewerkſtelligende bezeichnet. Wendet man ihn nun auf das innere Leben des Menſchen an: ſo war der Begriff derſelben wohl immer vorhanden, wenn man ihn auch mit einem andern Ausdruck, z. B. als innere Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, bezeichnete; und eben das gilt von der Anwendung auf einen Widerſpruch zwiſchen den Wünſchen, Neigungen und Beſtrebungen des innern Menſchen und zwiſchen ſeinen äußeren Verhältniſſen. Denn dieſe Widerſprüche und Gegenſätze ſind faſt ſo alt, als der Menſch ſelbſt; und der neugeſtempelte Ausdruck dafür bezeichnet ſie eben nur

als etwas ſchroffere. Aber was iſt nun das, Entzweyung mit dem Leben? Der Ausdruck muß doch auch einen Sinn haben; und ich meine er hat ihn.

In einer Zeit, welche einerſeits alle Seiten und Intereſſen des intellektuellen, ſittlichen und bürgerlichen Lebens lebhaft aufgegriffen, ſie alle aus den widerſprechendſten Geſichtspunkten bekämpft und vertheidigt, zu begründen und umzuſtürzen geſucht; andererſeits aber die Begierde nach Lebensgenuß auf das lebendigſte aufgereizt, und die Anlockungen dazu vervielfacht hat; in einer Zeit, in welcher alle dieſe Widerſprüche in's Leben ſelbſt übergegangen ſind, und ſich in jeder Form, in der Proſa des täglichen Treibens, wie in der Poeſie und Literatur wiederholen; in einer Zeit endlich, die, weil ſie ohne beſtimmt ausgeſprochnen Charakter, als den ihrer innern und äußeren Geſtaltloſigkeit und Haltungsloſigkeit iſt, auch den Begriff aller Sicherheit und Zuverläßigkeit eines ihr ſelbſt entſprechenden Strebens, noch mehr aber den Begriff eines einfach Wahren und durch ſich ſelbſt Beſtehenden, als unveränderlichen Ziels alles Strebens verloren hat: in einer ſolchen Zeit gewinnt der Ausdruck, Entzweyung mit dem Leben, allerdings volle Bedeutung, und weil die Sache ſelbſt vorhanden iſt, und immer wiederkehrt, auch volle Geltung. Er bezeichnet dann jenen Zwieſpalt, der durch die Betrachtung der Widerſprüche des äußern Lebens ſo leicht in uns angeregt wird, und der jede innere Uneinigkeit mit uns ſelbſt, jede Unzufriedenheit mit unſern äußeren Verhältniſſen leicht zur tiefgreifenden und ſchwer zu verſöhnenden Entzweyung macht.

11.

Es gibt noch eine andere Art von Entzweyung, die man mit Recht mit dem Ausdruck Zerwürfniß bezeichnet hat. Denn: die Theile, in welche der innere Mensch hier geschieden ist, liegen weit aus einander geworfen, so daß die Einigung schwer und fast unmöglich ist. Ein solches Zerwürfniß findet aber nie in Bezug auf das äußere, es findet nur in Bezug auf unser inneres Leben, nur in der innern Welt unseres Geistes und Herzens Statt. Denn zugegeben, was der Psycholog zugeben muß, es gebe in einzelnen Fällen einen Widerspruch äußerer Verhältnisse zu allen Anlagen, Neigungen und Bestrebungen eines Menschen, daß derselbe, als solcher, für einen unausgleichbaren gelten könne: so vermag er doch die Ausgleichung in seinem Innern zu finden, die im äußeren Leben zu finden ihm nicht erlaubt ist, und in jenem in Einklang aufzulösen, was in diesen fortwährend mißklingen wird. Nur wenn er in seinem Innern, wenn er mit dem sittlichen Begriff von Leben, wenn er mit dem Glauben an eine sittliche Weltordnung und eine sittliche Fortbildung auf den Grad zerfallen ist, um die Versöhnung darin weder suchen zu wollen, noch finden zu können: nur dann ist das Zerwürfniß seines Lebens vollendet, weil Alles, was diesem Einheit geben könnte, in wüsten Trümmern ihm unerreichbar weit ferne liegt.

12.

Mit neuen Worten ist es, wie mit neuen Münzen; wer sie hat, mag sie gern ausgeben und sehen

laſſen. Und wer nicht Begriffe hat, hat doch Worte. So braucht er ſie denn, wie er ſie eben brauchen hört, und wie ſie ihm eben zur Hand ſind. Nicht jeden Grad von Unzufriedenheit und Unmuth muß die Beurtheilung Anderer gleich als Entzweyung und Zerwürfniß bezeichnen; ſie muß die Begriffe etwas ſchärfer ſcheiden; ſie muß darnach fragen, welche Mittel Derjenige, den ſie der Zerfallenheit anklagt, in ſich finde, um dem Übel entgegen zu arbeiten, und vor Allem muß ſie es der Mühe werth finden, zu fragen, mit wie viel Anſtrengung er von dieſen Mitteln wirklich Gebrauch gemacht habe.

13.

Glück und Unglück — was ſind ſie? Was den Zwecken, welche wir uns ſetzen, entſpricht oder zuwider iſt? Wenn dieſe Zwecke nicht an ſich ſelbſt die höchſten und letzten ſind, welche wir uns ſetzen können: ſo haben jene Worte durchaus keine Bedeutung. Und nicht allein in Beziehung auf den höchſten Zweck unſers Daſeyns, den wir in der engen Beſchränkung dieſes Lebens weder vollkommen zu begreifen, noch zu erreichen vermögen, tritt jene Unſicherheit ein: ſie findet bey allen Zwecken Statt, die wir ſelbſt innerhalb dieſer Schranken uns ſetzen, und nur für dieſe berechnen; ſo daß es weder Glück, noch Unglück für uns gibt, als nur in der nächſten unmittelbaren Erſcheinung: indem Alles, was wir Glück nennen, ein ſpäteres Unglück, und Alles, was uns Unglück heißt, ein ſpäteres Glück bedingen kann. So ſind wir denn in der Erkenntniß des einen, wie

des andern, von der unmittelbaren Empfindung des Augenblicks abhängig, und nur in Beziehung auf dieſe haben jene Worte eine beſtimmte Bedeutung.

14.

Aus dieſem Geſichtspunkt allein alſo müſſen wir beurtheilen, nicht bloß was dem Andern wirklich für Glück gelte, ſondern auch was ihm dafür gelten könne. In keinem andern Fall ſcheint es ſo natürlich zu ſeyn, als in dieſem, wo es ſich um eine rein ſubjektive Empfindung handelt, daß wir die Eigenthümlichkeit des Andern zu Rathe ziehen, ihn nach der ſeinigen, nicht nach der unſrigen beurtheilen, und ſelbſt daß wir ſeine eigenthümliche Empfindungsweiſe unbedingt gelten laſſen, in ſo fern ſie nämlich mit keiner ſittlichen Rückſicht in einen Widerſpruch tritt. Allein es gibt hier einen Grad von Beſchränktheit des Geiſtes, von Anmaßung und Selbſtſucht, der nicht nur die eignen Überzeugungen und Grundſätze: ſondern der auch die eigne Empfindungsweiſe, die eignen Neigungen, und den nämlichen Geſchmack von Andern fordert.

15.

Sonſt iſt Mäßigung die Tugend, die wir, und mit vollem Recht, von andern in ihrem Glück verlangen. Die beſte Grundlage dieſer Mäßigung iſt die angedeutete Anſicht, nicht von der Unbeſtändigkeit, ſondern von der Unzuverläßigkeit alles Deſſen, was wir Glück nennen. Nicht daß es jeden Augenblick aufhören kann, was ſeine Gunſt noch län-

ger zuzuwenden: ſondern daß Alles, was wir als eine Gunſt des Glückes betrachten, die Quelle des herbſten Jammers für uns werden kann: das ſollte im Glück uns demüthig und beſcheiden machen. Und das nur kann es. Denn dieſe Anſicht allein iſt es, die unſern Blick auf ein höheres Ziel wendet, als die Gaben des Glückes in der engen Beſchränkung dieſes Lebens uns ſeyn können, auf den Einklang unſrer Beſtrebungen mit den Geſetzen einer ſittlichen Weltordnung. Bey dem Glauben an die letztere aber können die Beſtrebungen nach äußerem Glück, und ſomit auch das Gelingen dieſer Beſtrebungen uns weiter nicht mehr ſo wichtig erſcheinen; und dieſe tragiſche Anſicht des Lebens, welche alle Erſcheinungen desſelben an den Begriff des Waltens einer höheren Macht knüpft, die Glück und Unglück nach ihren uns unbegreiflichen Abſichten verhängt, und jedes kecke Selbſtvertrauen zu brechen weiß, iſt die einzige, welche uns vor dem tragiſchen Übermuth, und mit dieſem vor dem tragiſchen Falle bewahren kann.

Übermuth im Glück iſt alſo immer Seichtigkeit der ſittlichen Lebensanſicht, und ſollte auch immer zunächſt aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt werden.

16.

Auch das Betragen im Unglück kann nur aus dem Standpunkte des Glaubens an eine ſittliche Weltregierung richtig beurtheilt werden. Die Philoſophen haben zahlloſe Werke geſchrieben, um zu beweiſen, daß die Übel dieſer Welt mit der Güte und Weisheit Gottes nicht unverträglich ſeyen. Sie hätten ſich dieſe

Mühe ersparen können. Der Begriff von Gott schließt für sich selbst den Begriff von Übel aus. Jedes Unglück ist, dem Begriff von Gott zu Folge, eine Fügung seiner Weisheit: es hört auf ein Übel zu seyn; es ist, wie Alles, was uns begegnet, ein Mittel, um uns dem letzten Ziel unsers Daseyn zuzuführen. Wo dieser Begriff in der höchsten Potenz seiner Klarheit dem Geist gegenwärtig ist: da bleibt kein Raum für irgend einen Laut des Schmerzes, als jenen, welchen die erschöpfte Natur unwillkürlich ausstößt: da kann nicht nur von keinem Gleichmuth, sondern auch von keiner Ergebung die Rede seyn; weil jedes Gefühl des Schmerzes im frohen Vertrauen eines unbedingten Glaubens aufgeht. Allein in solcher, den Schmerz nicht überwiegenden, sondern vertilgenden Kraft ist dieses Vertrauen nur in wenig Gemüthern vorhanden, und auch in diesen nicht jeden Augenblick in gleicher Stärke. Darum bedürfen wir der Stärkung und Belebung desselben mittelst der philosophischen Reflexion, und jener Gründe, welche der religiöse Glaube uns bietet. Die Erhebung im Unglück, wie der Kleinmuth und die Verzagtheit, können nur nach der Stärke und Schwäche der aus diesen Quellen entspringenden Widerstandskraft psychologisch richtig erklärt werden.

17.

Inzwischen darf weder die Stärke, noch die Schwäche dieser Widerstandskraft als eine unbedingte in Betrachtung genommen werden: denn jede Wider-

ſtandskraft läßt ſich nur an einer zweyten Kraft meſſen, gegen welche ſie den Widerſtand ausübt. Es iſt eben ſo albern, als ungerecht, Andern Kleinmuth und Zagheit im Unglück vorzuwerfen, eh' wir die Kraft, welche ſie ihm entgegenſetzten, an dieſem ſelbſt gemeſſen haben. Auch hier liegt im Allgemeinen der Grund jedes unrichtigen Urtheils darin, daß wir bey dieſem den Andern aus dem Standpunkt unſrer Eigenthümlichkeit, nicht der ſeinigen beurtheilen; allein es iſt der Mühe werth, auf einige Mißgriffe, welche wir dabey begehen, in's Beſondere aufmerkſam zu machen.

18.

Der gröbſte dieſer Mißgriffe iſt es, daß wir die Phyſiognomie des fremden Unglücks, ſo zu ſagen, immer nur nach ihren allgemeinſten Zügen aufgreifen. Und noch dazu haben wir dieſe Züge ſeltner aus eigner Beobachtung kennen gelernt, als ſie auf andere Weiſe überkommen; noch dazu haben wir ihnen, wenn ſie uns auf was immer für eine Art vor das Auge gerückt wurden, nur wenig Aufmerkſamkeit gewidmet; noch dazu ſind wir vielleicht zu flach und zu theilnahmslos, um dieſe farbloſen Bilder jetzt in unſrer Phantaſie aufzufriſchen. Es gibt gewiß nicht wenige Menſchen, die z. B. von der Armuth keinen andern Begriff zur Hand haben, als daß die Armen — nicht reich ſind.

Ein zweyter Mißgriff iſt dieſer, daß wir das Unglück des Andern als ein Einzelnes auffaſſen, und es aus dem Zuſammenhang ſeines ganzen Lebens, ſo

zu ſagen, herausreißen. Ein bekanntes Sprichwort ſagt: Das Unglück kommt ſelten allein; und ſelten gibt es einen Schmerz, der ſeine Folterwerkzeuge nur an einer Stelle anſetzte. Wir berechnen höchſtens, wie viel der Andere bey der einzelnen Kränkung, bey dem einzelnen Unglück leide: aber wir fragen nicht, wie viel er überhaupt ſchon gelitten habe; auf welchen Grad ſeine Empfindlichkeit dadurch geſteigert worden ſey; und wie viele alte Wunden bey dem Schmerz der zuletzt empfangenen zugleich wieder aufbrechen.

Endlich hat jedes Unglück, jedes Leiden ſein Gegengewicht und ſeine Heilmittel. Hier neigt ſich nun der Sinn der meiſten Menſchen mit entſchiedner Vorliebe zur Homöopathie hin. Die kleinſten Doſen ſind hinreichend, das Übel zu heben; ja manche Seelenärzte ſind der Meinung, daß ſchon das bloße Riechen an die Streukügelchen philoſophiſcher Troſtgründe genüge, um die volle Geneſung herbeyzuführen. Wir fragen höchſtens, welches Mittel es im Allgemeinen gegen einen Schmerz oder ein Leiden gebe; ſeltner ob es in dem Bereich desjenigen liege, der es bedarf; und am ſeltenſten, wenn dieſes doch der Fall iſt, wie viel Kraft ihm geblieben ſey, um davon Gebrauch zu machen, und wie viel es nach der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeines Seelenzuſtandes, wie ſeiner äußeren Verhältniſſe, ihm nützen und gelten könne.

Noch vor einem beſonderen Mißgriffe muß ich warnen, der bey der Auffaſſung und Beurtheilung der unglücklichen Lage Anderer, vorzüglich bey Men-

ſchen von weicherem Gefühl, ſehr gewöhnlich iſt. Sie überlaſſen es der Phantaſie, ihnen ein Bild von dem inneren und äußeren Zuſtande des Unglücklichen zu entwerfen, und dieſes Bild beſtimmt dann ihr Urtheil, wie ihre Theilnahme. Da ſie jenes Bild gleich bey der erſten Anregung ihres Gefühls ganz fertig machen: ſo geſchieht es häufig, daß ſich in der Folge ein Widerſpruch zwiſchen der Wirklichkeit und der Schöpfung ihrer Phantaſie aufdeckt. Dann werden dieſe weichgeſchaffnen Seelen oft eben ſo hart, als ſie vorher weich geweſen; denn nur dem Geſchöpf ihrer Phantaſie hat ihre Theilnahme gegolten; ſie können es dem Unglücklichen oft nur ſchwer verzeihen, daß er nicht gerade auf die Weiſe unglücklich iſt, oder auch wohl, daß er es nicht in dem Grade iſt, wie ſie ſich's eingebildet haben. Auch ſind es ſolche weiche Seelen, die ſelbſt nicht den geringſten Flecken an dem Unglücklichen ertragen, und ihm auch den geringſten Fehler nicht verzeihen können. Er ſoll ganz lammfromm und ganz fleckenlos ſeyn, damit er ihrer Theilnahme ganz werth ſey, und ſie im Vollgefühl der Verdienſtlichkeit ihrer Theilnahme mit recht ſüßem Behagen ſchwelgen können.

19.

Wie jede unſrer Tugenden ruht auch das Mitgefühl an den Leiden Anderer, und die Theilnahme an ihrem Unglück, allein auf der Unterlage eines klaren ſittlichen Erkennens feſt und ſicher, und der ſchwanke Boden eines weichen Gefühls vermag keine zuverläßige Grundlage dafür abzugeben. Inzwiſchen

darf man dem Gefühl nicht allzu unbedingt nahe treten. Wenn es als Mitgefühl auch nicht zur vollsten Klarheit des Bewußtseyns jener Vorstellungen gediehen, welche es als sittliche Pflicht bedingen: so machen diese Vorstellungen doch immer einen Bestandtheil desselben aus; und wir müssen ihren Einfluß einer Frage werth halten, um den Werth des Mitgefühls richtig bestimmen zu können. Selbst rein subjektive Gründe nehmen dem Mitgefühl nicht seinen ganzen Werth; wenn wir z. B. durch den Schmerz eines Andern darum lebhaft gerührt werden, weil wir einen ähnlichen selbst empfunden haben.

20.

Der regen Theilnahme an dem Unglück Anderer ist jene Härte entgegengesetzt, welche Diejenigen, bey welchen sie sich findet, einer solchen Theilnahme unfähig macht. Sie erscheint noch am verzeihlichsten als natürliche Fühllosigkeit. Es gibt Menschen — und nicht immer sind es rohe und ungebildete — deren Gefühl so stumpf, oder wenigstens so unregsam ist, daß sie durchaus unfähig sind, das Leiden eines Andern mitzuempfinden. Meistens jedoch ist es der Mangel an Erfahrung, der sie fühllos macht; sie empfinden nichts bey dem Schmerz Anderer, weil sie selbst noch nie einen tiefen Schmerz empfunden haben. Nur der eigne Schmerz kann sie fühlbarer und menschlicher machen. Wie viel ihre geistige Bildung sonst auch werth seyn mag, und selbst ihr Charakter — ein gewisser Grad von Rechtlichkeit des

Charakters wird durch eine ſolche Beſchränktheit des Gefühls nicht ausgeſchloſſen — von Einſeitigkeit und Halbheit der Bildung, ſo wie von der Selbſtſucht ſinnlicher Behaglichkeit, kann man ſie ſo wenig freyſprechen, als von dem Mangel wahrer Humanität. Daß ſie den Zuſtand des Unglücklichen nicht faſſen, iſt einſeitige Beſchränktheit des Erkennens; daß ſich ihr Sinn nie darauf hingelenkt, ihn kennen zu lernen, das iſt Mangel an Humanität, in ſo fern dieſe auf einem ſittlichen Verpflichtungsgrunde ruht; die ſinnliche Behaglichkeit iſt es, welche ſie über beyde Rückſichten hinausgehen läßt.

Am verabſcheuungswürdigſten erſcheint die Härte, welche aus rein ſelbſtſüchtigen Beweggründen hervorgeht. Inzwiſchen auch bey dieſer noch muß man unterſcheiden, ob ſolche Gründe bloß der Theilnahme an den Leiden Anderer in den Weg treten, oder ob ſie die Veranlaſſung derſelben werden. Auch muß man zwiſchen der Härte des Eigennutzes und jener des Haſſes unterſcheiden. In beyden Fällen iſt ſie verwerflich: aber ſchändlicher iſt die erſtere, als die letztere. Daß übrigens die einzelne Thatſache auch hier in Betreff des Charakters nicht immer entſcheidend ſey, iſt bereits bey einer andern Gelegenheit bemerkt worden.

21.

Auf eine höchſt empörende Weiſe ſpricht ſich die Fühlloſigkeit ſehr oft in dem Vorwurf aus: Er hat ſein Unglück ſelbſt verſchuldet. Man thut Denjenigen, welche mit dieſem Vorwurf immer ſo

rasch zur Hand sind, in den meisten Fällen wohl nicht Unrecht, wenn man sie nicht weniger der Albernheit, als der Lieblosigkeit beschuldigt. Denn jene Unglücksfälle abgerechnet, welche rein zufällig sind, oder uns durch die Schuld Anderer treffen, ohne daß wir den Schlag hätten vorhersehen, oder ihm begegnen können: wie viele gibt es wohl, die nicht verschuldet sind? Das wenigstens wird man zugeben müssen, daß die Zahl der sogenannten unverschuldeten Leiden und Unglücksfälle sich um neun Zehntheile vermindere, wenn wir, wie billig, nicht nur rücksichtlich des positiven Handelns, sondern auch des Unterlassens der Schuld nachfragen. Jener ist aus Schuld seiner Unmäßigkeit in eine schwere Krankheit gefallen: wir durch Zufall. Ganz durch Zufall? Würde eine strengere Mäßigkeit das Übel nicht abgewendet haben? Jener hat sich durch Verschwendung um sein Vermögen gebracht: wir haben das unsrige durch die Schuld eines Dritten verloren. Gänzlich ohne unsre Schuld? Gab es keinen Grad uns erreichbarer Einsicht, keinen Grad von Vorsicht, der den Verlust hätte voraussehen und vermeiden können? Jener hat sich durch Leichtsinn um seine Ehre gebracht: wir sind durch Verleumdung und Ränke um die unsrige gekommen. Es gab also gar keinen Grad von Redlichkeit und Untadelhaftigkeit des Betragens und der Berufstreue, der uns über jede Verleumdung hätte wegheben, und uns gegen alle Ränke unsrer Feinde hätte sicher stellen können? Und wenn wir, ohne Falschheit gegen uns selbst,

den entfernteren, wie den näheren, den mittelbaren, wie den unmittelbaren Veranlaſſungen, aller Verdrüßlichkeiten, Nachtheile, Unfälle und Leiden, die uns treffen, nachforſchend, den letzten Grund mit wenigen Ausnahmen in einer Schuld des Begehens oder des Unterlaſſens entdecken: mit welcher Stirne dürfen wir bey dem Unglück eines Andern überall den Vorwurf an die Spitze ſtellen: Er iſt ſelbſt ſchuld daran; und Alles, was wir weiter darüber zu ſagen, oder vielmehr nicht zu ſagen haben, zu einem langen Kommentar dieſes Ausſpruches machen?

22.

Sollen wir alſo die Schuld des Unglücklichen überſehen, oder geringer anſetzen, weil er unglücklich iſt? Gehört auch das zu den geheiligten Rechten des Unglücks, daß es eine ſolche Schonung in Anſpruch nehmen darf? Unſre Beurtheilung müßte alſo eine unrichtige, und zwar mit Abſicht eine unrichtige ſeyn. Der erſte und letzte Grundſatz jeder Beurtheilung Anderer aber iſt, ſie ſo zu nehmen, wie ſie ſind. Wo alſo der Unglückliche an ſeinem Unglück wirklich ſchuld iſt: da mögen wir dieſe Schuld auch ſehen. Nur daß wir genau und richtig ſehen; daß wir den Irrthum von der Schuld unterſcheiden; daß wir Alles beachten, was die Keime des einen, wie der andern, entwickelte, nährte und großzog; und daß wir vor Allem nicht überſehen, wie er vielleicht gegen den einen, wie gegen die andere rang und kämpfte: mit einem Wort, daß wir ſeine Schuld

nur so sehen, wie sie wirklich ist, und sie aus Flachheit oder Befangenheit weder vergrößern noch verringern. Und daß wir dabey nur der Schwäche der menschlichen Natur nicht vergessen, die dem Irrthum verfallen ist von der Wiege an, und die wir an uns selbst kennen zu lernen von der Wiege an hinreichende Gelegenheit haben. Denn diese Erkenntniß wird uns dort Schonung und Milde an's Herz legen, wo beyde an ihrer rechten Stelle sind, in der Behandlung des Unglücklichen. Eine solche Beurtheilung scheint mir eben das erste und geheiligtste Recht des Unglücks zu seyn; selbst des verschuldeten: da die Schuld in diesem selbst schon ihre Strafe findet, welche nicht die gerechte, wohl aber die unrichtige, schonende Beurtheilung noch herber machen kann. Denn sey sie wirklich mißverstandne Schonung, oder gebe sie sich bloß für Milde, während sie vielleicht Häucheley ist, bey dem heimlichen Gefühl der Befriedigung des Stolzes oder des Hasses über die fremde Demüthigung: unzuverläßig und haltungslos ist sie doch in sich selbst, weil sie unwahr ist; und nicht selten gießt sie, leicht gereizt und umgewandelt, dann ein weit reichlicheres Maß von Bitterkeit in den Leidenskelch des Unglücklichen, als die strafende Vergeltung selbst ihm bestimmt hatte.

23.

Auch auf die Verschiedenheit des Alters, des Geschlechtes und des Standes muß die Beurtheilung Anderer Rücksicht nehmen. Nur einige

wenige Bemerkungen mögen mir in dieſer Beziehung erlaubt ſeyn.

Niemanden thut unſre Beurtheilung öfter Unrecht, als den Kindern. Schon dadurch nämlich begehen wir ein Unrecht an ihnen, daß wir ſie beurtheilen. Wir ſagen: Sie ſind; ſie ſind aber gar nichts, weil ſie Alles erſt werden müſſen. Jede Beurtheilung einer intellektuellen und ſittlichen Eigenſchaft ſetzt voraus, daß dieſe in einem hinreichenden Grade entwickelt ſey, um ſich unzweydeutig auszuſprechen, und mit Beſtimmtheit erkannt werden zu können. Trifft dieſe Bedingung bey den Kindern ein? — »Auf einen gewiſſen Grad ſey doch jede Anlage entwickelt.« — Aber nicht auf einen ſolchen, um auch nur mit einiger Sicherheit erkannt zu werden. Und ſey es, daß ihr dabey ſtehen bleibt, die Äußerung des Kindes nur für die unentwickelte Anlage zu einer beſtimmten Eigenſchaft des künftigen Charakters zu nehmen: ſo ſtellt ihr doch ein Urtheil über dieſe Anlage, als ſolche, bey euch feſt; und was ſchlimmer iſt, dieſes Urtheil wird jetzt die Richtſchnur euers Verfahrens in der Erziehung werden.

Wie oft werden dieſe kleinen Menſchen nicht mißverſtanden! wie oft wollen ſie etwas ganz Anderes, als wir glauben, und meinen, und uns träumen laſſen. Was ſie wollen, und was die Natur mit ihnen will, liegt nur höchſt unklar und unentwickelt in ihnen; und ſie können nicht mit Beſtimmtheit äußern, weſſen ſie ſich nur dunkel und unbeſtimmt bewußt ſind. Da kömmt ihnen nun unſre pädagogiſche Devinationsgabe zu Hülfe; und da wir nur ſelten in den

Scharfsinn und die Richtigkeit derselben einen Zweifel setzen, so werden ihre Ergebnisse uns leicht zur vollsten Gewißheit. Ist jede Trägheit eines Knaben wirkliche Trägheit und Stumpfheit des Geistes? Erforscht die natürliche Beschaffenheit seines Geistes, und beschäftigt ihn auf eine dieser angemessene Weise. Ein anderer zeigt sich schon früh zornmüthig, unverträglich und unversöhnlich. Ist darum die Anlage zu diesen Fehlern so entschieden als eine unbedingte in seiner Natur vorhanden? Vielleicht; vielleicht aber liegt allen diesen Fehlern nur ein früh entwickelter, an sich richtiger, aber allzuschroff und leidenschaftlich aufgefaßter Begriff von Recht und Unrecht zum Grunde; und vielleicht ist es das Verfahren eurer pädagogischen Weisheit selbst, welche so früh in dem kindlichen Gemüth den Haß gegen alles Unrecht zu einem leidenschaftlichen gemacht hat. Nie sollten wir von einem Kinde urtheilen, es sey boshaft, halsstarrig, widerspenstig, unverträglich u. s. w., ohne ruhig und mit Umsicht erforscht zu haben, in wie fern es Recht zu haben, und ein Unrecht zu leiden glaube, oder vielleicht wirklich leide. Von Allem, was Göthe gesagt hat, wüßte ich keine gewichtigere Bemerkung zu nennen, als diese: Wir sagen den Kindern immer: Ihr sollt nicht Unrecht thun; und doch thun wir ihnen selbst so oft Unrecht, daß sie es nothwendig von uns lernen müssen.

24.

Nicht viel gerechter ist die Beurtheilung gewöhnlich gegen den Jüngling: weil sie ihn meistens nicht viel besser begreift, als sie das Kind begriffen hat.

An ſich ſelbſt iſt auch ſein Zuſtand ein Zuſtand des Schwankens, der Unſicherheit und der innern Zerriſſenheit, der zunächſt aus dieſem Geſichtspunkte aufgefaßt werden muß. Welche Maſſe von Eindrücken ſtrömt nicht auf ihn ein, bey ſeinem Eintritt in das Leben! Wie ſoll er ſie alle begreifen, wie ſie alle ordnen und gewältigen! Alles will er umfaſſen, und umſpannen, und feſthalten mit dem Gefühl friſcher Kraft, das in ihm iſt: und überall tritt ihm der Widerſpruch entgegen; überall ſtößt er auf Hemmketten und Schlagbäume, die ſeiner Kraft ſpotten, und ihre Anſtrengungen unnütz machen. Für Alles, was ihm gut, ſchön, groß und verehrungswürdig ſcheint, fordert er eine unbedingte Geltung in der Wirklichkeit: und überall höhnt dieſe ſeine Forderung; überall richtet er ſeine Altäre auf: und überall verlacht die Gemeinheit, die Flachheit, die Selbſtſucht, die glühende Andacht ſeines Herzens als Thorheit. Dennoch ſoll er, er weiß es, und wohl ihm, wenn er es weiß, den Göttern in ſeiner Bruſt vertrauen: aber eh' er den wahren Sinn dieſes Gebotes begreifen lernt; eh' er lernt, wie es als ein unbedingtes, von jeder äußeren Geltung unabhängiges beſtehe, und wie er für das Streben daran feſtzuhalten mit aller Kraft, die in ihm iſt, weder Anerkennung, noch Dank, mit Zuverſicht fordern, noch erwarten dürfe; wie viele ſchmerzliche Kämpfe hat er nicht durchzukämpfen! und wie glücklich iſt er nicht noch, wenn er in dieſem Kampfe nichts verliert, als die Hoffnung auf die Kränze des Sieges, und die Freude

daran, wenn sie ihm, dem Einen unter Tausenden, wirklich zu Theile werden.

Sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, ein Ziel zu finden, das seinem Drang nach Thätigkeit, seinem Verlangen nach Lebensglück entspreche, und beyde befriedige. Noch ist er unsicher, wo er es suchen, wie er es erkennen, wie er es festhalten soll. Daß er bey diesem Streben vielfach irre, daß er sich verwirre und verstricke, daß die übersprudelnde Kraft hier und dort über den Damm breche, daß sie sich überschlage, und durch Trotz und Anmaßung erringen zu können glaube, was nur durch Besonnenheit und Mäßigung erreicht werden mag: wer begreift es nicht; und wie dürfte eine unbefangene Beurtheilung in Zweifel seyn, wie sie diese Verirrungen zu nehmen habe, da die Norm für jede Entscheidung hier unzweydeutiger, als in tausend andern Fällen vorliegt. Alle Fehler sind nämlich bey der edleren Natur ein reiner Irrthum; ein Ergreifen des Falschen, weil es den täuschenden Schimmer des Wahren, des Guten und Schönen trägt. Der Wille des edleren Jünglings ist rein und ehrlich. Darum ist er auch jeden Augenblick bereit, wenn er geirrt hat, das Falsche für das Wahre, das Schlechte für das Gute, und selbst den gläuzenden Schimmer für den ächten Gehalt hinzugeben, wenn eine reifere Einsicht, als die seinige, ihn auf den Irrthum hinweist, oder seine glückliche Natur sich aus eigner Kraft zur Erkenntniß desselben emporgerungen hat.

25.

Der Jüngling ſtrebt ein Ziel zu finden, der Mann muß es gefunden und erkannt haben: denn nur dadurch iſt er ein Mann. Darum gehe die Beurtheilung des Mannes immer von der Frage aus: Was iſt ſein Ziel? mit welchem Grad von Klarheit iſt er ſich desſelben bewußt, und mit welchem Grad von Umſicht und von Beſonnenheit ſtrebt er es zu erreichen? Und weil jedes Streben, außer der innern Kraft, auch der Begünſtigung der äußeren Umſtände bedarf, und der Ausſicht auf einen Preis, der ſeinen Anſtrengungen lohnend ſcheine; und weil auch der friſcheſte Muth, die geſündeſte Kraft, einer entſchiedenen Mißgunſt der äußeren Umſtände erliegen, und kränkelnd in ſich ſelbſt zuſammenſinken: ſo fragt immerhin auch, mit welchen Hinderniſſen jenes Streben zu ringen habe, und auf welche Weiſe ſeine Anſtrengungen ſich ihm belohnt haben.

26.

J. J. Rouſſeau hatte das vierzigſte Jahr feſtgeſtellt, mit welchem er alle weiteren Beſtrebungen nach äußeren Lebenszwecken aufgeben wollte. Zu früh; und auch das fünfzigſte, ſechzigſte, ſiebzigſte Jahr, ſo wie das volle Jahrhundert ſelbſt, darf für einen ſolchen Entſchluß zu früh genannt werden. Es ſtrebt der Menſch, ſo lange Leben in ihm iſt. Dennoch darf der Greis nicht zunächſt aus dem Geſichtspunkt der Gegenwart, ſondern er muß aus jenem der Vergangenheit beurtheilt werden. Die Gegenwart ge-

hört nur halb mehr sein, der sie nicht mehr kräftig zu ergreifen vermag. Er kann das Erstrebte nur noch vollenden und genießen; oder matt mit der Überzeugung fortstreben, daß er, wie bisher, auch künftig nichts erstreben werde. Nur aus der Vergangenheit also kann seine Gegenwart richtig begriffen werden, was im weiteren Sinne freylich von jeder späteren Altersstufe, dennoch aber vorzüglich von der seinigen gilt. Nach seiner Vergangenheit muß also die Beurtheilung immer zuerst fragen; was er gewollt, und was er erstrebt habe; welche Freuden ihm das Leben gegönnt, welchen Schmerz es ihm habe erfahren lassen, welche Erfahrungen es ihn aufgedrungen; und — das vergeßt nicht zu fragen — welche Hoffnungen es ihm für den Rest seiner Tage übrig gelassen habe.

27.

Die Verschiedenheit der natürlichen Anlagen, der Denk- und Empfindungsweise bey den beyden Geschlechtern ist nicht nur sehr oft gelegenheitlich von unsern geistreichsten Schriftstellern berührt worden: sondern wir besitzen darüber ein paar Schriften, welche ausschließlich der Untersuchung dieses Gegenstandes gewidmet, und von so gediegnem Werth sind, daß sie billig niemand unbekannt seyn sollten; um so mehr, da wir weder das eine, noch das andere Geschlecht, und am wenigsten in ihrem wechselseitigen Verhältniß, richtig beurtheilen können, wenn wir jenen Unterschied nicht scharf genug aufgefaßt haben. Auf jene Schriften von Pockels und Ehrenberg

darf daher hier um ſo mehr verwieſen werden, als die Reichhaltigkeit des Gegenſtandes keine kürzeren Andeutungen geſtattet. Nur ein paar Bemerkungen will ich mir in dieſer Hinſicht erlauben.

Man hat es bis zum Ekel wiederholt, wie erſt die neuere Zeit — ich wähle dieſen nicht ganz richtigen Ausdruck als Gegenſatz des Alterthums abſichtlich, um einen andern zu vermeiden — dem weiblichen Geſchlecht Freyheit, Würde und Achtung gegeben habe, und man bedient ſich dabey, wie ich an einer andern Stelle bemerkt habe, nicht ſelten einer Sprache, als ob die Alten durch die Bank — geweſen wären. So arg war es inzwiſchen doch nicht. Denn

die Natur bleibt ſich ewig getreu:

und die liebevolle Gattin, die zärtliche Freundin hat gewiß auch im Alterthum die ſittliche Achtung gefunden, welche ſie verdiente. Läugnen läßt ſich inzwiſchen nicht, daß jene Anſicht zum Theil gegründet ſey, und daß die neuere Zeit den Zuſtand der Frauen weſentlich verbeſſert habe. Allein noch fehlt viel, daß ſie ſich jenes Rechtes erfreuten, welches ihnen eben ſo gut, als dem Manne zukommt, des Rechtes, überall für ihre Eigenthümlichkeit Geltung zu erhalten, wo die Anſprüche derſelben mit keiner ſittlichen Pflicht in Widerſpruch treten. Allerdings iſt das Weib zur Unterordnung beſtimmt: und die eigenthümliche Beſchaffenheit ſeiner Natur macht ihm in tauſend Fällen dieſe Unterordnung zur Pflicht: allein welcher Grad von richtigem Sinn, von feinem Gefühl, von ächter Humanität und von Gediegenheit des Charak-

ters gehört in jedem Verhältniß zu einer Frau nicht von Seite des Mannes dazu, um bey derselben die Ansprüche ihrer Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu ehren, wo immer keine allgemeine oder besondere sittliche Rücksicht einer solchen Anerkennung entgegen ist. Kaum wird sich läugnen lassen, daß solche Billigkeit, oder vielmehr Gerechtigkeit, da dem Anspruch, unter der angedeuteten Beschränkung, ein wesentliches Recht zum Grunde liegt, bey dem Mann als ausgesprochener Charakterzug nur höchst selten gefunden werde; daß er bey dem Übergewicht seines Kraftgefühls oder seiner Derbheit die selbstischen Ansprüche seiner eignen Eigenthümlichkeit in tausend Fällen auf eine rücksichtslose Weise geltend mache, und daß er, wo er es nicht thut, dieses dem Weibe fast immer als eine Gunst, und als eine Art von don gratuit, anrechne.

28.

Wie wichtig auch alle andern Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Frauen seyn mögen: der hier angedeutete ist gewiß keiner der unwichtigsten. Wenn es bey der Beurtheilung Anderer überall wesentlich ist, zu fragen, in wie fern sie sich bey der Entwicklung der Eigenthümlichkeit ihres Geistes und Charakters durch äußere Verhältnisse beschränkt und gehemmt sehen: so ist das hier in einem vorzüglichen Grade der Fall. Das Weib sieht sich in tausend Kleinigkeiten — jede Kleinigkeit aber ist ihm wichtig, weil es sie außer dem Zusammenhange auffaßt, oder sie an die Endpunkte des Gefühls knüpft — bekränkt;

es empfindet die Kränkung um ſo lebhafter, als es in der Regel ſelbſt zur liebevollen Nachgiebigkeit geneigt iſt, und in jeder wichtigeren Angelegenheit, wo es richtig behandelt wird, willig der höheren Einſicht des Mannes ſelbſt ſich unterordnet; es empfindet die Kränkung und ſeine Schwäche. Aus dem Gefühle dieſer Schwäche ſproſſen eine gute Anzahl ſeiner Tugenden, wie ſeiner Fehler; und weder die einen noch die andern mögen richtig erkannt werden, wenn die Beurtheilung dieſen Standpunkt außer Acht gelaſſen hat.

29.

Die Fehler des Mannes entſtehen meiſtens aus falſchen Anſichten des Verſtandes, die des Weibes ſind größtentheils Verirrungen des Gefühles; und eines in der Regel lobenswerthen, darf man hinzuſetzen. »Die Natur nahm den Ton zu weich;« das iſt, und wird immer das Beſte bleiben, was ſich über die Frauen ſagen läßt.

Eben darum aber, weil ihre Tugenden, wie ihre Fehler zunächſt auf dem Gefühle ruhen, muß die Beurtheilung derſelben ihre Gefühle immer zuerſt ins Auge faſſen. Es ſchadet ihren Tugenden weniger, als bey dem Manne, wenn ſie größtentheils im Gefühle wurzeln; denn unter weniger feindſeligen Reibungen, als dieſer, können und ſollen ſie dieſelben entwickeln; auch liegen ihnen die Irrwege des Verſtandes und ſeine trügenden Sophismen weiter von der Hand, als dem Manne, der einer größeren Umſicht und Energie des Verſtandes bedarf, um die letz-

teren zu vermeiden. Der Werth des Weibes iſt geborgen, wenn es mit einem richtigen und lebendigen Gefühle ein klares, wenn auch beſchränktes Erkennen, der dem erſteren zur Norm gegebenen ſittlichen Verpflichtungsgründe verbindet.

30.

Nicht auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit ihren Fehlern. Allerdings ſind dieſe, wie eben erſt bemerkt wurde, meiſtens Verirrungen ihres Gefühles: allein als ſolcher liegt ihnen immer eine wirklich verkehrte Vorſtellung des Verſtandes zum Grunde. Die Beſchränktheit und Unklarheit des letzteren ſchadet ihnen dann immer ſo viel, als ſie ihnen bey ihren Tugenden nützt; denn ſie hindert ſie einerſeits ſich zu einem klareren und richtigeren Erkennen aus ſelbſtſtändiger Kraft des Geiſtes aufzuringen: und andererſeits halten ſie an dem Irrthum feſt, und lieben ihn, und hätſcheln ihn, weil er ſo tief in ihren Gefühlen wurzelt, und ſo feſt mit dieſen verſchlungen iſt. Der weibliche Eigenſinn bedarf keiner anderen Erklärung; noch die bekannte Stelle des Tragikers:

Sie kommen immer auf ihr erſtes Wort zurück,
Wenn man Vernunft geſprochen Stundenlang.

31.

Es gibt wenig Worte, die verdächtiger klingen, als das: weibliche Bildung. Gebildet heißt in unſeren Tagen Jede, und Jede will ſo heißen, die keine Schlepphaube trägt, und Romane lieſt. Die voll-

kommenſte Bildung des Weibes beſteht in der Innigkeit und dem Reichthume eines richtigen Gefühles, ruhend auf einem einfachen und klaren Erkennen der ihrer Beſtimmung entſprechenden Pflichten. Das Übrige, Geographie und Geſchichte, Philoſophie und Poeſie, Mythologie und Kunſtbildung, iſt meiſtens vom Übel. Meiſtens, nicht immer; denn es gibt auch in dieſer Hinſicht Frauen, die ſich mit glücklichem Takte zu beſchränken wiſſen. Dieſer glückliche Takt beſteht eben darin, daß ſie dieſe Bildung, und die Anſprüche derſelben, jener höheren, ihnen näher liegenden, richtig unterzuordnen wiſſen. Das verſtehen nun die zahlloſen ſchriftſtellernden Damen unſerer Tage ſehr ſchlecht. Allein auch hier ſoll die Beurtheilung gerecht ſeyn, und, was nun durchaus ſich geltend machen will, ſo viel gelten laſſen — als es werth iſt. Nur nicht mehr! Wenn die Anzahl der deutſchen Dichterinnen in der That alle Gebühr überſteigt: ſo iſt es wohl nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß man die Galanterie hier unſtreitig etwas zu weit getrieben hat. Nur Diejenigen mag die Kritik ſchonen, welchen nicht Anmaßung, ſondern — kein ſo ganz ſeltener Fall — herbe Noth die Feder in die Hand geſtoßen hat.

32.

Was den Unterſchied der Stände betrifft: ſo tritt uns hier zuerſt derjenige entgegen, welcher zwiſchen dem Hohen und Niedrigen, zwiſchen denen, welche zum Befehlen, und jenen, die zum Dienen und Gehorchen beſtimmt ſind, entgegen.

Was die Beurtheilung der höheren Stände so sehr erschwert, ist dieses, daß der Einfluß der äußeren Verhältnisse in ihnen ein so vielseitiger, und vor Allem ein so eigenthümlicher ist, daß nur derjenige ihn richtig berechnen kann, der diesen Ständen selbst angehört, oder sich lange Zeit in ihren Kreisen bewegt hat. Ganz richtig ist es dabey zwar allerdings, daß die Forderungen an das Reinmenschliche im Menschen in allen Ständen die nämlichen bleiben, in den höchsten, wie in den niedrigsten: allein, wenn diese Forderungen die höchsten und wesentlichsten sind: so begnüge sich die Beurtheilung der höheren Stände, Diejenigen, welche denselben angehören, zunächst aus diesem Gesichtspunkte unbefangen aufzufassen, und durch diese von jedem Parteyhaß reine Unbefangenheit zu bewahrheiten, daß jener Standpunkt ihr nicht dem Worte, sondern der That nach, als der höchste und wichtigste gelte.

33.

Die äußeren Verhältnisse der Armuth und Niedrigkeit sind an sich selbst freylich einfacher, als die in der großen Welt: inzwischen treten — abgerechnet, daß das Spiel der Empfindungen und Leidenschaften in der Welt der Kleinen genau dasselbe ist, wie in der Welt der Großen — doch auch bey ihnen Umstände ein, welche die Beurtheilung hier eben so schwer machen, als sie es dort ist. Denn man muß auch diese Welt aus Erfahrung kennen, um den Druck der tausend kleinen und großen Sorgen und

Kümmerniſſe, die in ihr heimiſch ſind, und den Widerſtreit von Empfindungen, welche ſie in demjenigen anregen, welchen ſie treffen, etwas genauer berechnen zu können. Was nun dieſe Berechnung ſo ſchwer macht, iſt dieſes, daß die eigene Erfahrung ſich hier durch nichts Anderes erſetzen läßt, als durch die innige Theilnahme an dieſen geringen Menſchen, die den Beurtheiler wenig oder nichts angehen, die er für ihre Dienſte bezahlt, und die vielleicht nicht bloß von ſeinem Willen, ſondern von ſeiner Willkür und von jeder ſeiner Launen abhängen. Daß er nun hier mit der gleichen Sorgfalt beobachten, erwägen, und prüfen, ſoll, wie bey Leuten, die irgend ſeines Gleichen ſind, und die ihm nützen oder ſchaden können; daß er auch hier nicht bloß nach der Tugend, ſondern auch nach dem Gehalt der Tugend; nicht bloß nach dem Fehler, ſondern auch nach den Umſtänden, die ihn erzeugen oder nähren, fragen ſolle: das ſind Forderungen, welche die obige Behauptung wohl rechtfertigen können, daß die Beurtheilung der ärmſten und geringſten Klaſſe, wie jene der höchſten und angeſehenſten, ihre eigenen Schwierigkeiten habe.

34.

Orandum est, ut mens sit sana in corpore sano! Daß wir es ſo ſpät erſt begreifen, wie das: Caetera adjicientur von ſelbſt an die Erfüllung dieſes einen Wunſches geknüpft iſt! Ein zweyter Wunſch mag inzwiſchen doch erlaubt ſeyn; der: einem Stande anzugehören, dem wir mit Liebe angehören

mögen. Iſt das nicht unter dem Caetera adjicientur begriffen? Nicht immer wenigſtens. Oft wählen wir einen Lebensweg, und noch öfter werden wir auf einen Lebensweg geſtoßen, den wir zu der Zeit wenigſtens, wo wir ihn betreten, noch wenig kennen, und den wir ſpäterhin erſt — kennen lernen. »Führt nicht jeder zur ſittlichen Entwicklung, und durch dieſe zum Lebensglück?« Zur ſittlichen Entwicklung führt jeder, und, im beſten Fall, zur ſittlichen Reſignation; nicht zu ſittlichem Lebensglück.

Der Pſycholog muß zugeben, daß von dieſer Seite ein Widerſpruch zwiſchen der Eigenthümlichkeit der Naturanlage und den äußeren Verhältniſſen des Individuums, als ein unlösbarer, Statt finden könne.

Die Norm für die Beurtheilung jedes ſolchen Falles iſt eine unzweydeutige. Sie billigt die unbedingte Forderung der ſtrengen Erfüllung jeder Berufspflicht: aber fordern, daß derjenige, der fortwährend Wermuth kaut, eine Miene mache, als ob er den Mund voll Marcipan hätte, ſcheint doch ein wenig unbillig zu ſeyn.

35.

Noch zwey andere äußere Verhältniſſe ſind es, die bey der Beurtheilung Anderer ins Auge gefaßt werden müſſen: das der Zeit, und das zum Zeitgeiſte.

Iſt die Thätigkeit der moraliſchen Natur des Menſchen eine trägere, als die ſeiner phyſiſchen?

Hört ſie auch nur einen Augenblick auf, und ſind wir nicht jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick Andere? — Wenn es nun ſo iſt: warum ſtellen wir unſere Urtheile über Andere feſt, einmal für immer? warum finden wir es nicht der Mühe werth, beſtändig aufmerkſam zu ſeyn, wie ſie ſich verändern mögen, und von Zeit zu Zeit wenigſtens die Berechnung zu erneuern, wie ſie ſich vielleicht wirklich verändert haben? Denn es geht uns mit dem moraliſchen Menſchen leicht, wie mit dem phyſiſchen. Wir gewahren in den Geſichtszügen der Menſchen, mit welchen wir beſtändig zuſammen leben, nicht leicht eine Veränderung, weil wir ſie immer und immer mit den nämlichen Augen ſehen.

Überdieß wird, wenn wir eine Veränderung im Geiſte oder im Charakter Anderer wahrzunehmen glauben, auch das in genaue Berechnung zu nehmen ſeyn, ob mehr, oder überhaupt auf welche Weiſe, und in welchem Grade, ſie die Beurtheilten, oder wir die Beurtheiler uns verändert haben.

36.

Einfacher, feſter, beſtimmter wenigſtens, waren die Lebensverhältniſſe in einer früheren Zeit, als in der unſrigen, wie man ſie ſonſt auch immer würdigen mag. Und mit dieſer Einfachheit und Enſchiedenheit der äußeren Verhältniſſe gewann im Allgemeinen auch das Individuum eine beſtimmtere und entſchiedenere Geſtalt, und die Beurtheilung desſelben wurde dadurch in dieſer Rückſicht um ſo viel leichter. Wie iſt

es nun zu unſerer Zeit? Welche Eindrücke hat nicht der Mann von vierzig, und ſelbſt der Jüngling von zwanzig Jahren bereits in ſich aufgenommen!

Damit der Menſch Feſtigkeit und Sicherheit in ſich ſelbſt gewinne, bedarf er nicht bloß der inneren Kraft; er bedarf auch der Ruhe von außen, und einer gewiſſen Gleichförmigkeit und Entſchiedenheit in den Einwirkungen, welche ihm von daher kommen. Was erfährt er nun aber in unſeren Tagen hier anders, als Widerſprüche; ſchreyende, unverſöhnliche; jeder für ſich ſelbſt unbedingte Geltung verlangend. Mäßigung durch ſelbſtſtändige Kraft des Geiſtes errungen, iſt das Einzige, was dieſe Widerſprüche verſöhnen, und dem Einzelnen ein Gefühl der Sicherheit ſeiner ſelbſt geben kann. Aber dieſe Mäßigung iſt es eben, welche zu erreichen durch den Geiſt der Zeit, Jedem ſo unendlich ſchwer gemacht wird, und nach der er dennoch mit jeder Kraft, die in ihm iſt, ringen muß: wenn er nicht zu ſeinem eigenen und Anderer Verderben vom Strome fortgeriſſen werden will.

37.

Zum Schluſſe noch einige Worte über Art und Ton, in welchen wir unſere Urtheile über die Beurtheilten, entweder gegen dieſe ſelbſt, oder über ſie gegen Andere ausſprechen.

Zuerſt Dieſes: Die Beurtheilung ſoll keine Milde und keine Schonung kennen: ſie ſoll nur gerecht ſeyn, immer und überall. Jede Milde, jede Schonung baſirt auf einem abſichtlichen oder unabſichtlichen Irr-

thume, der Andern, mittelbar oder unmittelbar, so gut schädlich werden kann, wie uns selbst. Die Beurtheilung soll den Charakter des Beurtheilten so auffassen, wie er ist; weder besser, noch schlimmer; das sey ihr höchster Grundsatz.

Aber die Behandlung Anderer, und die Art wie wir uns gegen sie, und über sie äußern: diese soll die Gesetze der Humanität, der Milde und der Schonung nie vergessen, und nie sie mit halbem oder mit ganzem Bewußtseyn verläugnen. Das erste Gesetz aber, welches Moral und Sittlichkeit uns hier auflegen, ist: Nie von Anderen etwas Nachtheiliges zu sagen, wenn wir nicht durch eine sittliche Pflicht gegen Andere, oder gegen uns selbst dazu aufgefordert werden: das zweyte: Was wir in Folge einer sittlichen Anforderung von Anderen Nachtheiliges gegen diese selbst, oder gegen Andere äußern müssen, mit so viel Schonung zu äußern, als mit jener Forderung irgend vereinbar ist. Halbheit und Zweydeuteley taugt auch hier nichts. Auch bedarf derjenige ihrer nicht, welcher sich des sittlichen Gesichtspunktes als Bestimmungsgrund seines Redens und seines Schweigens klar bewußt ist.

In beyden Fällen wird vorausgesetzt, daß, nach sorgfältiger und strenger Prüfung, das ausgesprochene Urtheil uns selbst für ein richtiges gelte; und daß wir die Gründe desselben, in so fern sie uns zu einem sicheren Urtheile unzulänglich scheinen, auch Andern als unzulängliche darlegen.

38.

Was nun den Ton betrifft, in welchem die Beurtheilung ſich äußern kann, ſo iſt von der doriſchen Tonart, eigentlich Flegeley, gar nichts zu ſagen: da dieſe in ihrer Unbedingtheit durchaus nur ſich ſelbſt Geſetz iſt; weßwegen man es Friedrich Schlegel nicht ſo ſehr hätte übel nehmen ſollen, daß er von einer göttlichen Grobheit geredet. Wie der Keil nur durch den Keil: ſo kann der Flegel nur durch einen noch größeren und derberen Flegel bezwungen werden. Ergötzlich iſt er, wenn er dabey ſtets das Wort Humanität im Munde führt, und ſich für höflich und artig hält; und bewunderungswürdig iſt die Macht der natürlichen Anlage in ihm, wenn die beabſichtigte Höflichkeit ſich ihm im Munde von ſelbſt in eine Flegeley verwandelt.

Inzwiſchen iſt es nicht die ausgeprägte Flegeley allein, welche die Humanität verletzt. Jeder Ausdruck unſerer Urtheile verletzt ſie, welcher dem Anderen mehr Kränkendes ſagt, oder von ihm ſagt, als er ſagen muß. Der Geſtaltloſigkeit und Zweydeutigkeit des Ausdruckes, die immer halb wieder aufhebt, was ſie ſagt, und die alles Herbe abſüßen will, ſoll damit übrigens keineswegs das Wort geredet werden.

Der leidenſchaftliche Ton im Ausdrucke unſerer Urtheile muß nicht zugleich nothwendig ein roher ſeyn: aber er geht leicht in dieſen über. Wie ſollte die Leidenſchaftlichkeit im Ausdrucke Maß halten: da es zu ihrem Weſen gehört, in nichts Maß zu halten.

Der leidenſchaftliche Ton der Beurtheilung iſt alſo durchaus verwerflich. Aber zweyerley iſt dabey zu bemerken. Einmal: nicht jedes leidenſchaftliche Urtheil iſt ſeinem weſentlichen Gehalte nach ein unrichtiges, und dieſer Gehalt muß überall von dem Ausdrucke desſelben durch ſtrenge Sichtung geſchieden werden; denn es gibt einen tiefen Haß gegen ſolche Fehler ſelbſt, die von anderen des Haſſes werth ſind, wie Falſchheit, Häucheley, ſchleichende Bosheit und dergleichen, der mehr den Fehlern ſelbſt, als den Perſonen gilt, welche damit behaftet ſind. Schwer iſt hier die Unterſcheidung im Allgemeinen; leicht, wenn der Beurtheiler von dieſen Fehlern ſelbſt rein iſt, und ſie nicht an dem Einzelnen allein haßt: mag er auch übrigens empfindlich von ſolchen gekränkt worden ſeyn.

Am verwerflichſten iſt der Ton der Perſiflage. Man ſagt, es gebe für manche Fehler keine beſſere Arzeney, als Witz. Man kann das gelten laſſen: bey einigen Fehlern wenigſtens, bey Anmaßung, Eitelkeit, Geckerey u. ſ. w., obwohl ich der Meinung bin, ein beſſeres, als Witz, ſey in allen Fällen, wo von Irrthum oder Fehlern die Rede iſt, jene logiſche Schärfe der Darlegung, die das Anerkennen des Vorwurfes, als eines begründeten, erzwingt, und die der Witz ſelbſt ſcheuen muß, da er immer auf einer Unwahrheit beruht, oder wenigſtens nie ohne den Zuſatz einer ſolchen beſtehen kann. Aber Witz iſt nicht Perſiflage. Der Witz verletzt; die Perſiflage erbittert: denn ſie iſt Übermuth. Und was könnte

es Widerlicheres geben, als jenes ekelhafte Grinsen des Übermuthes, der ewig über die Mängel und Schwächen Anderer die Zähne fletscht, und nie — über seine eigenen Geckereyen und Thorheiten.

39.

Der Ton ruhigen, besonnenen Ernstes ist es allein, welcher dem Ausdrucke unserer Urtheile über Andere, so wie der Beurtheilung selbst ziemt. Denn diese ist eine ernste Sache in ihren Folgen für uns selbst, wie für Andere. Wenn man die Leidenschaften und Streitigkeiten ausnimmt, welche durch das Mein und Dein erzeugt werden: wie viele Leidenschaften, wie viele Zwistigkeiten und Gehäßigkeiten will man aufzählen, die nicht ihre erste Wurzel in einer unrichtigen Beurtheilung Anderer hätten; und wie vielen Verdruß und Nachtheil, den ihr Andern verursacht, oder den sie euch verursachen, der nicht, mittelbar oder unmittelbar, aus dieser Quelle geflossen wäre?

Doppelt nöthig aber bedarf diesen ruhigen Ernst in der Beurtheilung Anderer unsere Zeit; diese Zeit einer allgemeinen Aufgeregtheit, der in ihrer Überreizung selbst jedes Mißverstehen; und was schlimmer, als alles Mißverstehen, der Vertrauenslosigkeit, selbstsüchtige Befangenheit, und Leidenschaftlichkeit, wie leidenschaftlicher Trotz des Parteyhasses, überall so nahe liegen. Wie kann sie ein Ende der Übel hoffen, welche sie drücken und erwarten, wenn die Besseren nicht mit Sicherheit sich selbst unter einander erkennen, und

an einander festhalten: und wie sollen selbst diese den Begriff der Gerechtigkeit in Beziehung auf die höchsten Interessen der Zeit — der hier und überall allein das Mißlingende und feindselig sich Bestreitende ausgleichen kann — festhalten: wenn sie sich nicht gewöhnt, oder es vergessen haben, ihn in den nächsten und gewöhnlichsten Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens zur unbedingten und einzigen Richtschnur ihres Urtheils und ihres Handelns zu machen?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.